3 1761 06185299 2

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/tirolernovellend00dr

Tiroler Novellen
der Gegenwart

Herausgegeben von

Anton Dörrer

Mit biographischen Notizen

Leipzig 1920
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Alle Rechte vorbehalten,
im besonderen auch das der Übersetzung
Copyright by Philipp Reclam jun. 1920

PT
2607
O47T5

652155

22. 2. 57

Vorwort

Durch die redaktionelle Arbeit an dem 1919 erschienenen, inzwischen vielverbreiteten Handbuche „Südtirol, Land und Leute vom Brenner bis Salurn" angeregt und vom Tiroler Landesrate ermuntert, hatte der Herausgeber des vorliegenden Werkes den Plan gefaßt, ein Tiroler Dichterbuch entstehen zu lassen, in dem das ganze schöngeistige Schaffen der Gegenwart in Tirol vorgeführt würde. Als das Material beisammen war, ergab der große Umfang der Anthologie bei den herrschenden Verlagsverhältnissen die Notwendigkeit, sich vorerst auf ein Tiroler Novellenbuch zu bescheiden. So fiel der und jener klangvolle Name weg; aber auch manches verheißungsvolle Talent hatte sich auf das erste Hervortreten vergeblich gefreut. Vielleicht ist jedoch gerade diese Beschränkung geeignet, größere Kreise auf die Dichtung in Tirol hinzuweisen, die gleichwie in der Erzählung auch auf den Gebieten der Lyrik und Dramatik in reichster Entfaltung steht.

Unsere Sammlung will unter Anerkennung der gelesensten Erzähler Tirols, vorab des früh heimgegangenen Hans von Hoffensthal, zugleich die Aufmerksamkeit auf verschiedene, zum Teil selbst in der Heimat noch nicht recht bekannte Begabungen und Veranlagungen unter den Zeitgenossen hinlenken; denn auch die Tiroler Dichter und Schriftsteller wollen innerhalb der deutschen Literatur stehen, mit ihren Schöpfungen erlebt sein und zur Bereicherung des Kunst- und Geisteslebens des gesamten Volkes beitragen. Ihre Leistungen sollen in ihrer bodenständigen Entwicklung und Geschlossenheit als kräftige Sonderart des bayrischen Stammes in der Nationalliteratur berücksichtigt werden. Daß hervorragende Kräfte auf allen Gebieten der Dichtkunst derzeit in Tirol wirken und fortwirken, haben Namen wie Hörmann und Dallago,

Wallpach und Br. Willram, Kranewitter und Schönherr, Schullern und Trentini, Buol, Greinz, Rudl, Schrott-Fiechtl und Schrott-Pelzel schon erwiesen. Daß aber eine solche Anzahl von Schöngeistern in dem abgeschlossenen Berglande schürfen und schaffen und der deutschen Kultur dienen wollen, mag von den Fernerstehenden als eine erfreulich überraschende Erscheinung zugunsten unseres Volkstums und als eine gewisse Verpflichtung diesen „Auslandsdeutschen" gegenüber in der gefährdeten Zeit gebucht werden. Denn volkstümlicher Gehalt und Landschaftsfreudigkeit, natürliche Sinnes- und Geisteskraft, Glaubensfestigkeit, Gottsuchertum und Heimatseligkeit, Gemüt und Humor sind seit langem selbstverständliche Güter im tirolischen Schrifttum, von denen die deutsche Nation nach dem furchtbaren Zusammenbruche nicht genug zu ihrer Wiederaufrichtung in sich aufnehmen kann.

Nicht alle Beiträge dieser Auslese sind gleichwertig, vornehmlich in formaler Hinsicht. Bei Einhaltung eines streng literarischen Maßstabes hätte sich der Herausgeber freilich auf eine wesentlich kleinere Zahl von Autoren beschränken müssen und kein volles Bild der gegenwärtigen tirolischen Erzählerwelt bieten können. Vollständig ist die Liste ja noch immer nicht, aber um nicht bei der großen Menge von Einsendungen ins Uferlose zu geraten, mußte bei der kritischen Sichtung des Materials wie auch in Rücksicht auf den Umfang von vornherein eine bestimmte Linie gezogen werden, wie sie den Zwecken einer literarischen, aber auch volkstümlichen Anthologie und eines handlichen Sammelbandes zu entsprechen schien. Inhaltlich wurden unter Ausschluß von Kriegs- und politischen Schilderungen im allgemeinen keine Einschränkungen auferlegt, wiederholt ward das Stofflich-Tirolische dem Künstlerischen und persönlich Charakteristischen des einzelnen Autors hintangesetzt, um nicht den Ton auf „Tirol" zu halten, der natürlich auf „Erzähler" zu legen ist. Erzähler aus Tirol! Freilich, indem Tiroler ihr Schrifttum vorführen, denken wohl alle dermalen unwillkürlich auch an ihr Land, an

das ganze Tirol, an ein neues, freies, deutsches Heimatland, aber in der gegenwärtigen Bedrängnis kaum um ihrer selbst willen, sondern schließlich doch um die alte nationale, kulturelle und ethische Aufgabe Tirols nun erst recht durchzuführen: als südlichstes deutsches Bergbollwerk, himmelhoch gerichtet und mit gutdeutscher Herzenskraft verankert, zu schirmen, zu erhalten und auch zu vermitteln! Insofern könnte dieses Novellenbuch vielleicht noch als deutsches Zeit- und Mahnbuch eines traurigen, einer besseren Zukunft zugerichteten Abschnittes der Wiederbesinnung auf die heimischen Geistes- und Gemütskräfte des deutschen Volkes wirken. –

Über die deutsche Literatur des vorigen und jetzigen Jahrhunderts in Tirol sei verwiesen auf die entsprechenden Abschnitte in dem Buche des Herausgebers „Karl Domanig und die tirolische Literatur seit 1800" und in K. v. Grabmayrs oben erwähnter Sammlung volkswissenschaftlicher Aufsätze „Südtirol"*). Eine ausführliche Geschichte der deutsch-tirolischen Dichtung aus der Zeit nach der von J. E. Wackernell behandelten Periode („Beda Weber und die tirolische Literatur von 1800 bis 1846") besteht noch nicht, aber es gibt Einzelstudien über so manchen Tiroler Dichter der neueren Zeit, wie die von Paul Rossi über H. v. Hoffensthal und A. v. Wallpach, von Josef Weingartner über Br. Willram, von Franz Kranewitter über Anton Renk, von J. E. Wackernell über Adolf Pichler, von Arnulf Sonntag über Angelika v. Hörmann, von S. M. Prem über Christian Schneller, von E. M. Hamann über Karl Domanig, von F. A. Lanznaster über Alois Flir, von J. Chr. Mitterrutzner und E. Molden über Fallmerayer, etliche über Al. Meßmer und H. v. Gilm,

*) Der Generalzivilkommissär von Deutschsüdtirol, Ladinien und vom Trentino L. Credaro hat dieses Buch ins Italienische übersetzen und unter dem Titel „La passione del Tirolo innanzi all' annessione" im Mailänder Verlag Vallardi 1920 erscheinen lassen. Im selbstverfaßten Vorwort spricht Credaro die Hoffnung und den Wunsch aus, durch dieses von Tiroler Fachmännern über Südtirol geschriebene Buch das neue Land des Königreichs den Italienern näher zu bringen.

von dessen Werke Wackernell eine kritische Gesamtausgabe vorbereitet hat u. a. m.

Das vorliegende Buch gedenkt der Herausgeber möglichst bald durch eine Sammlung tirolischer Erzählungen aus dem 19. Jahrhundert und durch eine Anthologie tirolischer Lyriker und Dramatiker zu ergänzen. Die genannten Werke bilden eine geistige Einheit, wenn man will: ein tirolisches Programm, weshalb der Herausgeber sie gern zusammen in der Hand des Lesers dieses Tiroler Novellenbuches wissen möchte. Sie wollen das Beste, das sich seit mehr als einem Jahrhundert aus Volkstum und Kunst in Tirol bis zur Eigenart ausgebildet hat, zum deutschen Gemeingut werden lassen und den Anschluß an die allgemein-deutsche Literaturbewegung, den die Freiheitsdichter Tirols Hormayr, Weißenbach und Wörndle, sodann Beda Weber, Johannes Schuler und Josef Streiter, Fallmerayer und Gilm angeknüpft haben und den Adolf Pichler fester geschmiedet hat, im eigenen Lande nach Kräften fördern.

Wenn auch nicht die unmittelbare Anregung, so hat doch Hofrat Univ.-Prof. Dr. J. E. Wackernell in Innsbruck durch seine literarische Durchforschung und Einstellung Tirols in die gesamtdeutsche Literaturgeschichte zu diesem Unternehmen den Anstoß gegeben. Indes die letzten Bogen des Tiroler Novellenbuches einliefen, hat ihn der Tod mitten in seinen Arbeiten über Pichler, Gilm, Walther v. d. Vogelweide und über die tirolische Volkspoesie gefällt (28. September 1920). So kann sein Schüler das Buch nur mehr dem Andenken des Tiroler Literaturhistorikers und Pädagogen, des treuen Kämpfers für Heimat und Volk, in Dankbarkeit weihen.

Schließlich möchte der Herausgeber nicht verfehlen, Herrn Schriftsteller Karl Zangerle, Meran, der ihm bei der Auslese der zahlreichen Einsendungen zeitweise behilflich war, auch an dieser Stelle seinen Dank auszusprechen.

Innsbruck, 1920. Dr. Anton Dörrer.

Die Kreuzinsel

Von Julian Baumgartner (Oberlienz)

Die Sommergäste hatten die Zimmer aufgesucht. Ich allein saß noch auf der Veranda, die weit in den See hinausragte. Dunkel und leise aufrauschend breitete sich die Wasserfläche hin. Zuweilen fiel von einem Fenster des Hotels ein blinkender, rötlicher Lichtstreifen auf die Fluten. Dann leuchteten die sich kräuselnden Wellen einen Augenblick empor wie im Erinnern an das entschwundene, goldene Sonnenlicht. An die quadernen Grundpfeiler der Veranda und an das schwarze Gestade schlugen monoton und schwermütig die Wogen, als trügen sie die Seufzer einer fernen einsamen Seele herüber, die sich unendlich nach Liebe und Glückserfüllung sehnt.

Mich ergriff eine Wehmut, tief und geheimnisvoll, wie der vor mir liegende Bergsee.

Als ich die knarrende Holztreppe zum Ufer hinabgestiegen war, fand ich den alten Fährmann, den Andor, wie er einen leichten Kahn vom Pfahlblocke loslöste.

„Andor, wo hin noch so spät?"

„Auf den See, Herr!"

„Ich fahre mit!"

Das Fahrzeug glitt leicht durch die Wellen. Wir schwiegen. Andor führte das Ruder. Er stand im Kahne, groß, stark, finster. Stoßweise ging sein Atem, als läge schwere Not auf seiner kraftvoll ge-

wölbten Bruſt. Langſam zog die Nacht ihre bleiche Lampe empor, den Mond. Ich ſchaute ihm entgegen. Kehrte der ſchweigſame Fährmann ſein graubärtiges Geſicht ſchräg dem Lichte zu, dann ſah ich, daß ein kalter, bleierner Glanz in ſeinem Auge lag.

„Wohin fahren wir, Andor?"

„Zur Inſel. Jede Nacht, auch wenn es ſtürmt und wettert, ſteig ich in mein Schifflein und fahre da hinaus, um für eine arme Seele zu beten. Und im Winter geh ich übers Eis. Nur im Langes (Frühjahr), wenn der Tauwind weht, kann ich nicht hinüber."

Wieder ſchwiegen wir. Die Wellen redeten, der Mond träumte, die Wolken flogen. Nachdenklich zog der Alte die Ruder ein. Die Tropfen rannen ſilberflüſſig auf den Waſſerſpiegel zurück. Und Andor ſchaute mich lange an. Er ſtreckte die braune Hand in die Fluten und durchfurchte ſie.

„Ich will Ihnen die Geſchichte erzählen von der Kreuzinſel. Da drüben ſieht man ſie ſchon emporragen mit ihrem Holzkreuz."

Der Fährmann ſetzte ſich, ſtützte ſein graues Haupt auf die eine Hand, mit der anderen zog er den Schlapphut tief über die Stirn und begann:

„Zwiſchen den Berglern und Dörflern hüben und drüben des Sees iſt ſchon ſeit undenklichen Zeiten Feindſchaft geweſen; ſie hat auch heute noch nicht aufgehört. Wir haben mit denen auf der anderen Seite eigentlich nichts zu ſchaffen. Aber an den Sonntagen ſteigen wir in unſere Schiffchen und fahren hinüber zur Kirche, weil wir auch den Segen von oben brauchen. Und iſt jemand tot, dann legen wir ihn in ein Schiff, ſtreuen Blumen unſerer Berge darüber, und fahren ihn im Abendlicht über den See.

Die Nachbarn begleiten den Toten. In ihren Fahrzeugen brennen trübe Lampen, traurig und düster, und sie beten für ihren Lieben. Weit ziehen ihre Stimmen über das Wasser hin. Drüben wird der Sarg in die Leichenkapelle getragen und am nächsten Morgen ins Grab gelegt. – Schauen Sie doch den Mond!"

Groß zog er durch die Kronen der Bäume, die den See umsäumten, und verteilte in phantastischen Gestalten Licht und Schatten über die weite Wasserbahn. „Ja, da ist vor etwa dreißig Jahren ein Fischer gewesen, auf unserer Seite, bei den Berglern, einer wie ich bin. Einmal hat er einen Toten hinüberbegleitet zu den Dörflern und hat dort die Fischer-Tresl gesehen. Die ist schön und groß und stark gewesen. In ihrer stolzen, üppigen Kraft hat sie wie eine Königin der Berge ausgeschaut. Seit jener Stunde des ersten Sehens hatten sich die beiden lieb. Wir auf den Bergen lieben tiefer als die im Tale. Unsere Liebe kennt nicht viel Worte, aber unsere Treue steht fest und sicher wie unsere Berge. Auf der Insel, wo jetzt das Kreuz steht, sind sie zusammengekommen und haben dort mit wundem Herzen besprochen, wie aussichtslos ihre Liebe sei. Nie würde eine Dörflerin einen Bergler heiraten dürfen. Und wenn der See grollte und toste, blickten der Sepp und die Tresl starr ins Wellengebraus, hielten Hand in Hand und fühlten in der Brust noch viel wilderen Sturm. Dann kehrten sie heim in die armen Hütten, um sich in schlafloser Nacht zu grämen über ihr armes Geschick. Als die Dörfler die Liebe der beiden wahrnahmen, durfte sich Sepp kaum mehr an das andere Ufer wagen."

Indessen waren wir zur Insel gelangt. Wie ein Märchenland lag sie im bleichen Silber der Nacht. Durch das Gesträuch am Ufer zog der Mond sein Gewebe und färbte die Wellen, die an das felsige Gestade klangen. Wahrlich eine Toteninsel mit ihren schwarzen Kiefern und dem wetterbraunen Gottesbilde.

Der gute, alte Andor ruderte nun bis an den Rand der Insel. Er stieg jedoch nicht aus, sondern zog seinen Schlapphut vom Kopfe, kniete im Kahne nieder und betete leise. Noch nie sah ich einen Hochälpler so beten. Diese Riesengestalt beugte sich fast über den Rand des Fahrzeuges, das Haupt ruhte auf der Kante, und ein Schmerz äußerte sich in der ganzen Haltung, wie ihn ein starker Mann nur in den tiefsten und bittersten Stunden erkennen läßt. Wie lange Andor gebetet hat, weiß ich nicht, denn ich hing auch meinen Träumen nach.

Ächzend richtete er sich endlich empor und trieb über See heimwärts. „Das Ende der Geschichte", fuhr er dann in seiner Erzählung fort, „ist kurz. Der Vater verbot der Tresl streng, von jetzo an auf den See zu fahren. Er wollte die Liebe nicht und haßte den Sepp. Und die arme Tresl ist oft stundenlang das Ufer entlang gegangen, um auf Sepp zu warten. Er aber ist nicht gekommen; und ihre dunklen Augen machte der Schmerz immer größer und ernster. Währenddem hielt Sepp hoch auf dem See Rast und rief bald Gottes Zorn nieder auf die verhaßten Dörfler, bald flehte er brünstige Liebesgebete. Endlich gewann in seiner kampfzerwühlten Brust der wilde Gedanke Gestalt, seine Tresl zu rauben, sie über den See zu führen und in seiner Hütte mit ihr ein glückliches Heim zu gründen. Sie würde ihm sicher folgen, hatten sie

ja die Ringe gewechselt. Sepp wußte wohl, daß es allenfalls zu einem Kampfe mit den Dörflern kommen würde. Das Griesbeil, das jeder Fischer bei sich trägt, um die überwachsenen Ufer zu roden, ist eine fürchterliche Waffe, die alle mit großer Gewandtheit führen."

Wieder schwieg Andor eine Weile, zog sein Griesbeil aus dem alten Gürtel, ließ den Stahl im Mondlichte blitzen und steckte ihn wieder ein. Kräftige Ruderschläge trugen uns vorwärts. Dann erzählte Andor weiter: „Sepp wartete eine schwüle Sommernacht ab. Als der See dunkel war und schweres Gewölk den Himmel überzog, fuhr er ab. Die ersten Tropfen schlugen nieder und der Donner begann zu rollen. In Tresls Stübchen brannte noch Licht. Vorsichtig landete Sepp in einer Bucht und schwang sich lautlos auf den Söller der armen Strandhütte. ‚Tresl,' flüsterte er. Im roten Scheine des Nachtlämpchens richtete sich das Fischermädchen, dem das Haar in schwarzen Ringen über Schultern und Brust rollte, vom Bette empor. ‚Jessas! der Sepp. Flieh! flieh! daß dich der Vater nicht sieht! Er ist drunten am See, die Netze vor dem Sturme einzuziehen!'

‚Heut muß es geschehen oder es gelingt uns nie! Du hast meinen Ring und ich den deinigen. Du kennst den Brauch.' Bitterlich hat sie geweint und ist ihm gefolgt. Sie hatten eben vom Lande abgestoßen, als ein greller Blitz die Nacht durchriß. Der alte Fischer erblickte sie, er schlug Lärm und alsbald jagte sein Kahn schon dem Räuber nach. In den Nachbarhütten ist es rasch lebendig geworden, und Schiff um Schiff hat sich vom Ufer gelöst. Die Nacht ist fürchterlich gewesen. Dem

Sepp brach das eine Ruder, und er hörte schon das wilde Keuchen seiner Verfolger.

„Gib mein Kind heraus, Räuber!"

„Sie ist meine Braut!"

Ein Blitz lief über den See, Sepps Griesbeil leuchtete und sauste. Ein Todesschrei. Entsetzt sah Tresl den Vater zusammenbrechen. Sie sprang mit einer wilden Bewegung empor, der Kahn schwankte, daß er fast umschlug, und das Mädchen stürzte in die hochgehenden Wogen. Ihre schwarzen Locken schwammen kurze Augenblicke noch über Wasser. Sepp griff im Aufleuchten eines Blitzes darnach. Umsonst. Sie war versunken, ertrunken. Sepp hat sich dann mit übermenschlicher Anstrengung in seine Hütte geflüchtet. Von dort sah er trübe Lichter wandern über den See dem Dorfe zu. Sie brachten ihren Toten nach Hause. Dann kamen die Dörfler herübergefahren und forderten den Mörder. Sepp verbarg sich nicht. Seit die Tresl tot, war ihm das Leben nichts mehr wert. – Er büßte dann seine Tat. Und zur Erinnerung an jene unselige Nacht hat er sich die Form eines Griesbeiles auf der Brust eingegraben. Für die tote Tresl ist auf der Insel ein Kreuz errichtet, und der Ort Kreuz- oder Toteninsel genannt worden. Nach Jahren ist der Sepp heimgekehrt und ein gebrochener, alter stiller Mann gewesen. Und weil ich diese unglücklichen Leute gut gekannt habe, fahre ich hinaus, für sie zu beten, denn sonst denkt niemand mehr daran."

Die Erzählung hatte lange gedauert. Wir waren wieder an der Landungsstiege. Noch eine geraume Weile hörte ich durch mein Fenster die Wellen rauschen. Der Mond zeichnete scharf den Schatten des Fenster-

kreuzes auf den Boden – der Schatten kroch langsam weiter, bis er sich über mein Bett legte. –

In frischer Morgenluft stand ich dann am Gestade und sah zu, wie die Fischer ihre Barken lösten. Mein Nachtgeselle, der Andor, war unter ihnen, still und schweigsam.

Er neigte sich gerade über eine Ruderstange. Beim Bücken öffnete sich sein härenes Hemd, und in die Brust sah ich eingegraben – das Griesbeil.

Die sterbende Glocke

Erzählung von M. Buol (Kaltern)

Eine schreckliche Nacht war es für Steinach, die Unglücksnacht vom 17. Jänner 1854. Durch die breite Dorfgasse tobte der Brand. In des Postwirts großer Scheune war er ausgebrochen, hatte im Nu das Wohnhaus erfaßt, und ehe die aufgescheuchten Schläfer ans Retten und Löschen gehen konnten, war die wilde Lohe schon übermächtig geworden, war von Scheune zu Scheune, von Dach zu Dach, von Haus zu Haus gesprungen, mit tausend gierigen Zungen alles beleckend, versengend, verzehrend. Das ganze Dorf war nur mehr ein einziger großer Feuerherd.

Am nördlichen Ende der Dorfgasse, etwas abseits von den Häusern, stand die Kirche noch aufrecht mit ihrem Glockenturme. Turm und Kirche schienen, in Treue vereint, dem Feuer trotzen zu wollen. Und doch, auch ihr Schicksal war besiegelt. Vom Südwinde gepeitscht, flogen von Zeit zu Zeit Glutwellen gegen das alte Gotteshaus, schossen durch die hohen Fenster, zogen sich wieder zurück und brachen dann

mit erneuter Kraft und Wut zum Angriffe auf wie Höllendrachen, die ein Heiligtum stürmen.

Während im brennenden Dorfe alles schreiend durcheinander lief, während die einen noch ihre Habseligkeiten aus den Gluten zu retten suchten und die andern nur auf die eigene Rettung bedacht, dahinrannten wie rasend gewordene Tiere, stand auf einem Abhange nahe beim Dorfe ein einsamer Mann und blickte hinab auf all das flammende Elend. Ruhig stand er da, beide Hände in den Hosentaschen, wie einer, der nichts weiter zu tun hat, als gemächlich einem fesselnden Schauspiele zuzusehen. Wer ihn beobachtet hätte, den seltsamen, nächtlichen Zuschauer, der hätte wohl an den Unmenschen Nero denken müssen, wie er vom Dache seines Kaiserpalastes hinunterschaute auf das brennende Rom. Freilich der Mann, der so kalt auf das wogende Feuermeer zu seinen Füßen blickte, war kein Kaiser, kein Mächtiger der Erde; er war ein armer Knecht, der von der Hand in den Mund lebte. Nur daß im Brandstiften etwas Teuflisches liegt, das in seinen bösen Bann zieht, ob Kaiser oder Knecht! So war es jetzt dem Jos Gabler ergangen. Was da drunten lohte und loderte, das war sein Werk.

Wer ihm das gestern noch gesagt hätte!

Gestern noch war er nichts anderes gewesen als ein unredlicher Knecht, dem das Eigentum seines Herrn nicht heilig war. Erst als ihm der erboste Herr jählings die Türe wies, ihn von heute auf morgen brotlos machte, erst da hatte den Jos wilde, teuflische Wut gepackt und er hatte gedacht: Postwirt, dir will ich's zünden! Und gezündet hatte er's ihm! Eine ganze Reihe von seinen flammenden Kienspänen hatte

er ihm ins Heu gesteckt, rings um den großen Heustock herum, daß plötzlich auf allen Seiten zugleich eine Riesenflamme emporschlug. Ob er sich's wohl dachte, der stolze Postwirt, woher der Hieb kam, der ihn so wuchtig traf? Er sollte sich's nur denken, er sollte es nur wissen und fühlen, daß der Jos nicht einer war, der sich alles gefallen ließ! Er sollte sich's nur denken, der Steinacher Postwirt: ausrichten konnte er doch nichts gegen den Jos. So schlau hatte es der Jos schon angestellt, daß ihm der gescheiteste Gerichtsherr nichts anhaben konnte.

Des Postwirts Scheune und das stattliche Haus mit dem hoch aufragenden Giebeldache waren längst zusammengebrochen. Die Rachsucht des Gabler Jos war befriedigt, und dennoch stand er noch immer droben auf seiner hohen Warte und sog den grausen Anblick ein. Was hatten sie ihm denn Schlimmes getan, die Armen, deren Habe und Heimat da drunten in Asche sank? Jos war doch selbst ein Ortskind und kannte jedes Haus und jeden Besitzer. Jetzt hatte der Brand das Krämerhäuschen erfaßt: hoch empor schlug die Flamme über der Bude, wo der Jos als kleines Büblein Zuckerkandel und Lebkuchen gekauft hatte. Und schon brannte daneben das Hüttlein, in dem die arme Lahme hauste, die Liese, die mit dem Jos auf der Schulbank gesessen hatte, ein hilfloses Menschlein, das keiner Fliege etwas zuleide tat und nur dankbar war, wenn man sie in Ruhe ließ! Nun, mit der Ruhe der Liese war's für diese Nacht wohl vorbei, dachte der Jos und grinste vor sich hin. Es war nun einmal ein Teufel in ihn gefahren, daß er die ganze Welt hätte anschüren mögen, um zu sehen, wie lustig das flackerte.

Schön war's, solch ein Spektakel! Das war doch etwas anderes als die magern Bergfeuerlein, die sie um Johannis anzündeten! Und auch das Konzert da drunten war nicht übel, ein Gemisch von Tönen, wie er sie zeitlebens nie gehört hatte. Das prasselte und knisterte und dazwischen krachte es schaurig, wenn wieder ein Haus den Flammen erlegen war. Dazu das Gebrüll der entlaufenen Rinder und das noch kläglichere Geheul der Tiere, die noch in ihren Ställen steckten! Und über all dem das unbestimmte, erschütternde Geräusch von drängenden, hastenden, jammernden Menschen!

All das hörte und sah der droben und es ließ ihn kalt. Nun trat der alte Pfarrer aus der Kirche, deren Dach schon brannte. Wo er vorbeiging, knieten die Leute, die sich aus dem Brande gerettet hatten, nieder und bekreuzten sich, und Jos verstand, daß der Pfarrer nicht allein flüchte, daß er das Allerheiligste bei sich trage. Lange Jahre hatte der göttliche Gast in dieser Dorfkirche geweilt, und Jos hatte als Schulbube manche Messe ministriert: jetzt freilich längst nicht mehr. O nein, der Jos war kein Kirchgänger, kein Betbruder, und wenn der Heiland flüchten mußte wie einst vor dem Mörder Herodes, den Jos ließ auch das kalt bis ins Herz hinein!

Da ... was war das? ... Vom Steinacher Turme herab, den wirbelnde Lohe umleuchtet, daß er wie eine hoch aufgerichtete Riesenfackel dasteht, fliegt ein großer, schwerer Körper nieder, ein dunkler ... Und im Augenblicke, da er den Boden berührt, erhebt sich ein Ton, so laut, so erschütternd, als hätten Hunderte von Gemarterten ihn ausgestoßen. All der Jammer der Flüchtlinge, all der Schmerz der Obdach-

loſen, all das namenloſe Weh der Mütter und der Kleinen, der Alten und der Kranken, die mit einem Schlage hinausgeworfen ſind in die erbarmungsloſe Jännernacht, all das hat ſich vereint in dieſem rätſelhaften Tone, in dieſem mächtigen Aufſtöhnen, in dieſem ſchauerlichen Klagelaute, der über dem Praſſeln und Krachen des Brandes ſich zum Ohre des Zuſchauers emporſchwingt.

Die große Steinacher Glocke war vom brennenden Turme geſtürzt und am Boden zerſprungen.

Ein einziger Ton nur war es geweſen, der Todesſchrei der ſterbenden Glocke. Krachend brach jetzt der alte Turm in ſich ſelber zuſammen. In der Ferne verklang der Jammer der Fliehenden, in der Ferne verſchwand die Geſtalt des alten Prieſters, der den Heiland trug. Drunten glühte und wogte es noch, aber nicht mehr ſo hoch ſtiegen jetzt die Flammen, nicht mehr ſo wild aufbäumend in toller Zerſtörungswut. Sie hatten ihr Werk getan: das Dorf war nur mehr ein öder, glühender Trümmerhaufen. Und nun legte ſich der Südwind; vom Frauhittgebirge her flogen weiße Flocken. Immer dichter, immer weicher, immer größer wurden ſie; mitleidig breiteten ſie ihr Leichentuch über das vernichtete Steinach.

Inmitten der wirbelnden Schneeflocken ſtand der Gabler Jos noch immer droben am eiſigen Abhange. Aber nicht mehr ſo ruhig und hämiſch ſtand er. Er hielt die Hände nicht mehr in den Hoſentaſchen, er hielt ſie an ſeine Ohren gepreßt, als müſſe er ein ſtörendes, quälendes Geräuſch abhalten. Doch es half nichts: fort und fort hörte er den Jammerruf der ſterbenden Glocke. Es war ein Vorwurf, eine Anklage, ein Fluch: er konnte es nicht von ſich ſchütteln.

Am folgenden Morgen floh er gen Innsbruck. „Ein Abbrändler von Steinach," hieß es dort; man nahm ihn willig auf. Bald hatte er einen guten Dienst gefunden; er war Sattler von Beruf und tüchtig in seinem Gewerbe. Er arbeitete brav, verdiente viel; man war mit ihm zufrieden, aber niemand sah ihn je heiter. Und die jüngern Knechte, die seine Schlafkammer teilten, hörten ihn nachts häufig stöhnen. „Wenn einer so was mitgemacht hat wie den Steinacher Brand, dann ist's kein Wunder, wenn er spinnt," meinten die Leute. Niemand ahnte, was ihn quälte bei Tag und mehr noch bei Nacht! Der letzte Ton der sterbenden Glocke war es, der in seinem Ohre nachhallte und nie verstummte. O diese Glocke! Vielleicht gab es doch einen Ort, weit, weit von hier, wo er ihren Todesschrei nicht mehr hören mußte!

Weitab im Unterland, wo ihn nichts an den Schauplatz seiner grausen Tat erinnerte, wo der Inn breit und gemächlich durch goldgelbe Ährenfelder zieht, wo die Burschen fröhlicher und die Mädchen blühender sind als sonstwo auf Erden, schlug der Gabler Jos seinen Wohnsitz auf. Es ging ihm gut; nie fehlte es ihm an Arbeit und an Verdienst. Aber auch hier verfolgte ihn der Ton der sterbenden Glocke, auch hier rief ihm ihre eherne Zunge immerfort zu: „Du, du hast mich aus meiner luftigen Höhe geschmettert, wo ich dem Himmel nahe Gottes Lob kündete! Du hast mich zu Boden geschleudert und gemordet, Brandleger, Brandleger!"

Der Jos kam weit umher im Lande und wohl auch über des Landes Grenzen hinaus, aber überall war es dasselbe. Immer stiller und schwermütiger wurde er, immer schmerzlicher drückte ihn die Last

seines befleckten Lebens. Und mit der Stimme der sterbenden Glocke vermischte sich oft noch eine andere, eine böse und furchtbare Stimme: „Brandleger, Brandleger, dir hilft doch nichts mehr! Wirf dich kopfüber in den nächsten Bach und alles ist aus!" Es fehlte oft nicht viel, so hätte Jos in dumpfer Verzweiflung dieser Stimme gehorcht. Aber etwas hielt ihn doch im letzten Augenblicke immer noch zurück. Und endlich faßte er sich ein Herz: er wollte auf einer Kirchfahrt die längst verlorene Ruhe suchen.

Tief drinnen im Schmirntale, wo man zum Tuxer Joche hinübergeht, steht ein einsames Waldkirchlein, an die grüne Berglehne geschmiegt: zur „Kalten Herberge" nennt man es. Dorthin kann man wallen, ungesehen und unbeobachtet, besonders an Werktagen, wo die Schmirner und Valser Bauern auf Wiesen und Feldern zu tun haben. Da stört niemand den einsamen Beter; da steigt er hinauf zwischen Latschen und Alpenrosengestäude, ganz allein, mit dem Rosenkranze in der Hand und seinem heimlichen Kummer im Herzen.

So hatte es auch der Gabler Jos gemacht. Woher hatte er den Mut genommen, die Sill hinaufzuwandern mitten durch das niedergebrannte Steinach? Jahre waren seit jener grausigen Winternacht hingegangen und noch hatten sich kaum einige Häuser aus den Trümmern erhoben; auf ein Menschenalter hinaus war das Dorf verwüstet und verarmt. An einer neuen Kirche begann man eben erst zu bauen. Vom alten Glockenturme war jeder Rest verschwunden; man hatte das rauchgeschwärzte, bröckelnde Gemäuer niedergerissen, daß es die Vorübergehenden nicht gefährde. Der Turm war nicht mehr, und doch

hörte Jos deutlicher als je die Anklage der Steinacher Glocke, die seinetwegen so jammervoll zerschellt war. Voll unsäglicher Trauer war sein Herz, während er in das stille Schmirntal eindrang und zur Kapelle hinaufstieg. Die Lärchen säuselten im Winde, und vom Engtale herauf drang das Rauschen des Baches; er aber hörte immer nur den Laut jener Sterbenden, die ihrem Mörder fluchte. Und je höher er kam, desto lauter, deutlicher, ungestümer wurde der eherne Jammerruf der Glocke, die doch längst als lebloses Erz in einer großen Schmelze zerronnen sein mußte.

Ach, wenn der unheimliche Ton hier oben nicht verstummte, hier, auf dem trauten, stillen Wege zur Gnadenmutter, wann würde er je verstummen? Sollte er ihn hören bis zu seinem Tode? Oder würde er vielleicht in einem Irrenhause enden?

„Heilige Maria, Muttergottes, bitt für uns arme Sünder!"

„Bitt für mich armen Sünder!" so hätte der Jos gern gebetet. Denn ihm war, als gäbe es auf Erden keinen ärgern Sünder als ihn selber, ja, als sei seine Sünde so furchtbar, daß sie wie ein großer, schwarzer Mantel alle andern Verbrechen verhülle. Er verstand nicht mehr, was in jener Unglücksnacht über ihn gekommen war. Ein leichter Kumpan war er freilich gewesen, und mit dem Mein und Dein hatte er es von Kindheit an nicht genau genommen; aber daß es soweit mit ihm kommen würde, war ihm jetzt unfaßbar. Wie ein grauser Traum schien es ihm zuweilen, das Geschehnis jener Nacht. Nur der Glockenton, der Glockenton in seinen Ohren, der war kein Traum, den hörte er allzu wirklich.

Er hatte das Waldkirchlein erreicht und kniete vor dem Gnadenbilde. O Zuflucht der Sünder, wenn es im ganzen Tirolerlande einen Elenden gab, der deine Hilfe brauchte, dann war es der Gabler Jos! Und die Hilfe kam! Noch hatte er nicht lange gebetet, da wuchs in ihm ein Gedanke auf, der ihm die Rettung schien. Es war nicht zum ersten Male, daß ihm der Gedanke kam, nur war er früher davor erschrocken, hatte sich mit Entsetzen davon abgewendet. Heute aber war's ihm etwas Linderndes, Tröstendes, Befreiendes. „Muttergottes, ich tu's!" murmelte er. Und plötzlich rief er laut: „Ja, ich tu's, Muttergottes!"

Draußen säuselte noch der Bergwind in den Baumwipfeln, und aus der Höhe klang der Schrei des Hähers. Draußen zwitscherten die Vögel und rauschte das Brünnlein, das sich an diesem einsamen Waldheiligtum als einzige Labung dem Pilger darbot. All das hörte der Jos, das Säuseln und Rauschen und das Gezwitscher und den Schrei des Bergvogels in der Höhe; aber den schaurigen Ruf der sterbenden Glocke, der ihn durch all diese Jahre verfolgt hatte, den hörte er nicht mehr, und er wußte jetzt, daß er ihn nie mehr hören werde.

Wenige Tage später war das Wipptal und ganz Innsbruck voll von der Kunde: „Jetzt hat er sich endlich gefunden, der Brandleger von Steinach!" Und die Leute, die etwas wußten, fügten bei: „Er hat sich selber dem Gerichte gestellt." Den Abbrändlern, denen er Hab und Gut zerstört hatte, war mit solch freiwilliger Buße des Gabler Jos freilich wenig geholfen; umsomehr aber war dem armen Sünder geholfen, der sich die zentnerschwere Last von der Seele

reden durfte. Und als er vor seinen Richtern stand, der reuevollste Verbrecher, den man sich denken konnte, erzählte er, wie mächtig in ihm das Gewissen erwacht sei beim letzten Tone der sterbenden Glocke von Steinach und wie er seither keine Ruhe mehr gefunden habe, ehe nicht alles bekannt und gesühnt war.

Der Hahn

Von Paul Bussjon (Innsbruck – Wien)

Gerade in jenem wundervollen Augenblick, in dem die Gedanken hinüberschwimmen in das weiche, tiefe Schwarz des Schlafes, schrie das kranke Kind und weinte so laut, daß man es durch die Mauern hörte.

Der Mann, der in seinem Bette auffuhr und einen Fluch murmelte, war vielleicht kein böser Mensch. Jedenfalls aber stand er ganz allein in der Welt, und das macht hart. Tagsüber pflegte er angestrengt zu arbeiten, und man sagte von ihm, daß er viel Geld verdiene. Von den Freuden, die andre Menschen nach der Arbeit suchten, hielt er nicht viel. Und Kinder konnte er überhaupt nicht leiden. Das da drüben schon gar nicht.

Der Lärm, den es beim Spielen machte, hatte ihn schon oft in den schwierigen Berechnungen behindert. Und nun scheuchte es mit seinem Schreien den Schlaf des müden Mannes, der morgen auf seinem Posten sein mußte und wie! Ein großes Geschäft stand in guter Aussicht, aber auch ein Kampf mit schlauen und zähen Mitbewerbern.

„Mutterle!“ schrie das Kind auf und der Mann drehte sich ächzend auf die andere Seite und sprach

ein häßliches Wort vor sich hin. Aber endlich schlief er doch ein und träumte sogar.

Er stand in einem trübseligen, kahlen Zimmer. Tafeln hingen an den Wänden, mit Ziffern bedeckt. Ein Haufen grauer, schwerer Steine lag in dem leeren Raum. „Das sind die Sorgensteine," sagte der Mann im Traume. Und auf einmal befiel ihn eine angstvolle Sehnsucht nach etwas, was unter diesem Steinhaufen begraben liegen mußte.

Er begann die Steine wegzuräumen und seufzte im Schlaf. Und endlich fand er, was er suchte. Tief unter den Steinen lag ein bunter hölzerner Hahn. Er nahm ihn glückselig in die Hand und drückte ihn auf den Bauch. „Ü – ü – ü – üüüh!" krähte der Hahn, „du hast mich wohl vergessen in all den Jahren, als ich unter den Sorgensteinen lag?"

Und da sah der Mann auf einmal seine tote Mutter. Sie war klein und alt und lächelte ihm zu. Sie war es, die ihm den Hahn geschenkt hatte vor vielen Jahren, als er krank war und große Schmerzen litt.

Das alles hatte er vergessen über den vielen Zahlen an den Wänden. Er sah hin und bemerkte mit Schrecken, daß es lauter Nullen waren. Und als er wieder nach seiner Mutter sehen wollte, war sie verschwunden. Und der Mann weinte im Traum, und seine Tränen fielen auf die Sorgensteine . . .

Am anderen Morgen zog er sich an und ging in eine Spielwarenhandlung.

„Ich möchte einen hölzernen Hahn, der krähen kann," sagte er.

„Das haben wir nicht," antwortete der Verkäufer.

Der Mann ließ sein Geschäft im Stich und lief durch die ganze Stadt, um seinen Hahn zu kaufen. Endlich in einem kleinen Laden fand der Besitzer, ein sehr alter Mann, einen Hahn, der krähen konnte, wenn man ihn drückte.

„Man macht das jetzt nicht mehr," sagte er, „zufällig ist der noch hier!"

Ja, es war wohl ein Hahn. Aber er war weiß. Er sollte aber braun sein, mit roten Flügeln, und Kopf und Schwanz mußten metallgrün schillern. Genau so.

Der Alte zuckte die Achseln. Das wäre schwer zu machen, sagte er, und besonders in der jetzigen Zeit.

Trotzdem müsse der Hahn diese Farben haben, forderte der Käufer, der Preis sei nicht wichtig. Da wurde der Ladenbesitzer sehr höflich und meinte, abends könne der Herr den Hahn in den gewünschten Farben haben. Nur würde das ziemlich teuer ...

Das sei ganz gleichgültig.

Am Abend holte der Mann den Hahn ab. Er war braun, hatte rote Flügel, und Kopf und Schwanz schillerten in grünem Glanze. Ja, so war es richtig ...

Die Mutter des kranken Kindes öffnete selbst die Tür.

„Sie wünschen?" sagte sie.

„Ich soll dieses Päckchen hier abgeben," sagte der Mann. „Es ist für Ihr Kind."

„Für mein Kind?" fragte die Frau verwundert. „Wer schickt Sie?"

„Eine kleine alte Frau," antwortete der Mann, und seine Stimme klang unsicher. „Und ich soll auch fragen, wie es dem kleinen Buben geht!"

„Danke, es geht schon besser," sagte die Mutter und drehte unschlüssig das Päckchen hin und her. „Eine kleine alte Frau, sagten Sie, aber wer kann das sein —?"

„Ich habe keine Zeit —!" rief der Mann und lief die Treppe hinunter.

Am Abend lag er in seinem Bett und konnte nicht einschlafen.

„Ü—ü—ü—üüüh!" tönte es ganz schwach durch die Mauern.

Da lächelte der Mann, und während er lächelte, rannen ihm Tränen über die Wangen.

Eine kleine alte Frau ...

Schloß und Dorf

Skizze von Karl Deutsch (Imst)

Gegen die Berglehne hin steht breit und stolz ein altes Schloß auf einem waldumrauschten Hügel. Der See zu seinen Füßen zeigt sein Spiegelbild und den lachenden blauen Himmel. Wenn das Dorf schon in der Abenddämmerung liegt, spinnt die Sonne noch immer ihre Goldfäden um die Schloßfenster.

„Daß d' Schlößler goar da no ebbes voraushaben!" raunt der Hannes im Weghäusl in seinen weißen struppigen Schnauzbart, ballt die Fäuste und denkt an seine Tochter, die der Glaube an einen Schlößler Ehre und Leben kostet hat. —

Gehen Kinder vom Dorf hinauf in den Wald und kommen in die Nähe der hohen altersgrauen Mauern, schauen sie mit bewundernden scheuen Augen hinauf, schleichen leise darum herum und wagen es kaum,

in der Nähe laut zu sprechen. Glitzert erst noch die Sonne in den hohen Fenstern, dann flüstern sie sich geheimnisvoll in die Ohren, was für Wunderdinge diese Mauern umschließen: die Schlößler schlafen in seidenen Betten in goldenen Bettstätten und die Wände der Zimmer funkeln von Gold, Silber und Edelsteinen. Und die Riesenkeller sind gefüllt mit den köstlichsten Speisen und Weinen, die es auf der Welt nur gibt!

Bei solchen Reden schleicht sich der Wunsch in die kleinen Kinderherzen: „Grad amal einer schaugen – grad ein einziges Mal!"

Nur Simelers Hannesjörgele redet anders; der sagt: „Laß sie lei. Haben sie aa's Paradies auf der Welt, wenn sie aber ummer kommen, nachher paßt schon der Gangerl mit der glutigen Zwickzange auf sie." Solche Reden verweisen ihm die Mädchen, aber die Buben lachen dazu. „Drüben essen wir Guglhupf und Braten!" –

Barfuß, im zerlumpten Röckchen steigt ein kleines Mädel vom Bergwald herunter. Seine schönen unschuldvollen Blauaugen schauen lüstern nach den Schloßfenstern. Der flachsblonde Zopf hängt über den Rücken und deckt ein Loch im Spenser und die Lockenringeln spielen auf der Stirne. Am nackten mageren rechten Arm hängt ein Körbchen mit roten Erdbeeren und Blumen. Da taucht zwischen den Fichten vor dem Kinde das Schloß auf. Festgebannt steht das Mädchen da, steckt zwei Finger der Linken zwischen die blendendweißen Zähne, reißt die Äuglein sperrangelweit auf und starrt in die Fenster, die zu ihm heraufglänzen. Jetzt hockt es auf einen moosüberwachsenen Stein zwischen Wacholdergestrüpp und malt sich in Gedanken all die Herrlichkeiten aus, die im Herren-

schloß verborgen sein müssen. Wenn sie von der Waldfrau anstatt ins Besenbinderhüttchen als Fatschenkind ins Schloß wäre getragen worden! Da gäbe es kein Hungern und kein Frieren im Winter. Es seufzt voll heißem Verlangen.

Da öffnet sich ein Fenster und zwischen den prächtigen Spitzengardinen erscheint ein schwarzlockiger Knabenkopf. Seine Augen schauen sehnsuchtsvoll hinaus in den taufrischen Morgen. Harzduftiger Waldhauch strömt zu ihm hinauf, die Vögel singen und alles ladet ihn ein: „Komm heraus!" Ja, wenn er so frei durch Feld und Wald laufen dürfte wie die Dorfkinder!

Das Mädel duckt sich, daß er es nicht sieht, aber Gefallen findet es an dem blassen Knabengesicht und seinen guten Augen. Aus dem Körbchen nimmt es Blumen: blasse Steinröschen, brennende Alpenrosen, gelbe Himmelschlüssel und blaue Soldanellen, die noch droben auf der Höhe den jungen Lenz eingeläutet hatten. Alle bindet sie mit einem Wollfaden zu einem Sträußchen. Gern möchte sie es dem Knaben geben, wenn er sie ins Schloß hineinschauen ließe.

Es läutet vom Dorf herauf. Höchste Zeit, daß sie heimkehrt in die elende Hütte. Aber der Vater ist dort und der ist lieb und gut mit ihr. Sie will doch mit keinem tauschen. Durch Dickicht bahnt sie sich den Weg. Oft ragt das kleine Ding kaum über die unteren Zweige des Gesträuches. Plötzlich springt ein Hund bellend an sie heran und angsterfüllt schreit das Dirndlein auf, läßt das Körbchen mit den Beeren fallen und weint, daß ihm die Tränen über die braunen Wangen rollen. Das Sträußchen hält es abwehrend mit zitternder Hand gegen den Hund. Da springt

der Knabe herbei, ſchimpft den Hund und tröſtet ſie: „Komm nur, Rotkäppchen, ich laß dir nichts tun!“

„Kathele heiß ich.“

„Ich Kurt.“

„So nimm!“ mit leuchtenden Äuglein reichte ſie ihm die Blumen.

„Mama, ich habe das Rotkäppchen gefunden!“ damit ſpringt er der Mutter entgegen, die ihm folgt. „Kathele heißt es.“ Mit verwunderten Augen ſchaut das Mädel an der ſchönen Frau empor und vergißt ſchnell ob der prächtigen Kleider und des glitzernden Geſchmeides, das es noch nie ſo ſchön geſehen hat, den Schmerz um die verlorenen Beeren.

Liebevoll ſtreicht die Frau der Kleinen über das Blondhaar und fragt ſie nach Heim und Eltern.

„Der Vater iſt der Beſenhannes im Weghäusl.“

„Und wie heißt die Mutter?“

„Mutter?“ fragte das Kathele verwundert, „dös hab i nie eine g'habt. I hab nur ein' Vater.“

Keine Mutter! Wie leid ſie Kurt tut und enger ſchmiegt er ſich an ſeine Mutter. Das ſcheint ihm das Schlimmſte, keine Mutter zu haben; ihm war ſie doch alles!

„Mama, das Kathele ſoll mitkommen, ich will ihm meine Spielſachen zeigen.“

So kommt das Kathele ins Schloß, wo es nichts zu reden weiß vor Staunen über ſo viel Herrlichkeit.

Daheim erzählt ſie es dem Vater haarklein, was ſich ereignet hat.

„Nie mehr gehſt mir ins Schloß, dös merk dir! Kein Schritt mehr!“ brauſt der Hannes auf, und haßerfüllt ſchaut er hinauf zum Schloßhügel.

So hat das Kind den Vater nie gesehen. Sein Traum von einer schönen kommenden Zeit, in der es im Schloß Kuchen essen und mit Kurt spielen darf, muß begraben werden.

„Geh allen Herrenleuten aus dem Weg, dös merk dir! Sie passen nit zu uns. Ihr Reichtum lockt und verdirbt di!"

Ja, der Schloßherr hat ihm vor Jahren sein einziges Kind ins Unglück gebracht. Keine achtzehn Jahr alt, ist sie ihm verdorben worden. Im Mühlbach hat man sie herausgezogen, nachdem sie ihm das kleine Kathele haben aus der Klinik ins Haus gebracht. — —

Und der Schloßherr verbietet seiner Frau die weiteren Besuche des Kindes vom Beseler.

„Warum das? Es ist so gut und treuherzig und seine blauen treuen Augen — "

„Laß das."

Ja, diese blauen treuen Augen — sie verfolgen ihn. — Nur er und der Besenhannes kennen das Geheimnis, an dem beide schwer zu tragen haben.

Erhörung

Von Karl Domanig

Am Vorabende von Mariä Himmelfahrt war im Wallfahrtsorte Trens viel Volk zusammengeströmt; kein Platz zum Nächtigen mehr weder in Gasthäusern noch in den Scheunen. Als spät am Abend ein junger Bauersmann mit seinem Weibe daherkam, räumte ihnen um Gottes willen der Mesner sein eigenes Bett und Stübchen ein und lagerte auswärts. Die Leute erbarmten ihn zu sehr; sie waren übers Joch ge-

kommen, von Pens oder Sarntal, und führten einen Korb mit sich, darin ein Kindlein, das krank war. Der weite Weg hatte sie völlig erschöpft.

Man gab ihnen Suppe und Wein; sie nahmen wenig und suchten frühe das Bett. Aber die ganze Nacht stöhnte und wimmerte die Kleine; immer wieder war eines der Eltern aufgestanden und trug es abwechselnd in der Kammer auf und nieder. Am frühsten Morgen, noch ehe die Kirche geöffnet war, standen sie davor und harrten auf Einlaß. „Moidele, willst aber a stat sein, Moidele?"*) fragte besorgt der Vater. „Will ... Himmelmutter," lallte das Kind.

Sie traten in die Gnadenkapelle, stellten den Korb zwischen sich und warteten, bis der Geistliche kam, ihre Beichte zu hören. Der Vater achtete des Kindes, das sich gar stille hielt; die Mutter hatte all ihr Trachten auf die Beichte gerichtet.

Sie wollte nicht umsonst diese Reise unternommen haben; sie wollte Trost, sie mußte Rettung suchen und finden. Alles wollte sie dem Geistlichen entdecken; daß sie es oft an Geduld fehlen ließ und an Vertrauen zu Gott; daß es in ihrem Herzen manchmal kochte und gärte, als ob es zerspringen müßte; daß sie dem Fleische und dem Dämon nicht kräftiger entgegentrat. Was Sünde an ihr war, sie wollte es abtun; sie wollte sich Gott anheimstellen, daß er strafe an ihr, was sie gefehlt, und endlich dem Untergange wehre, der sie alle bedrohe ...

Wenn sie zurückdachte – wie schwer hat Gott sie geprüft! In blühender Jugend war sie ihrem Jackl auf das kleine Berggütl gefolgt; wer war glücklicher, auch wenn sie arm waren, als sie beide! Besonders

*) Moidele (Diminutiv von Maria), willst du aber auch ruhig sein?

als die Kinder kamen. Da starb das Büblein an einer Halskrankheit; der Tod hat es recht eigentlich erwürgt. Die alte Mutter starb, die ihnen im Hause noch so nützlich war, und das Moidele erkrankte an Gehirnentzündung; dann infolge davon an beiden Augen, dann bald an allen Gliedern. Und die Krankheit dauert jetzt ins dritte Jahr. Keine Hilfe bei allen Ärzten, bei allen, die sie um Hilfe angingen. Welche Wege unternahmen sie nicht für das Kind! Welche Opfer brachten sie für dasselbe! Der ganze Sparpfennig ging ihnen darauf, vor wenig Wochen haben sie eine Kuh verkaufen müssen. Immer rückwärts geht es mit Haus und Feld; ihre Kräfte durch Nachtwachen geschwächt, gehören dem Kinde, weiter reichen sie kaum mehr. Wohin soll es kommen mit ihnen!...

Der Geistliche hatte sich in den Beichtstuhl begeben, die Bäuerin folgte ihm. Sie war die erste von den vielen, die seiner harrten. Lange sprach sie zu ihm, lang währte der Zuspruch des greisen Priesters. Als sie den Beichtstuhl verlassen, kniete sie nieder in die Bank und hielt ihr Gesicht bedeckt. Jackl ging jetzt zur Beichte und empfahl ihr, inzwischen des Kindes zu achten. Sie sah nicht auf. Regungslos kniete sie da, indes immer mehr Leute die Kapelle füllten. Im Kirchenstuhle drängten sie sich, da erwachte die Bäuerin und sah sich nach ihrem Manne um; er kniete wieder neben ihr. Sie flüsterte ihm ins Ohr: „Mier müasse nit grod lei ums Kindl betten, hot er g'sagg, alls grod wia Gott will." *)

Er sah sie bekümmert an und nickte zustimmend; da flossen Tränen unter ihren Händen, und unter-

*) Wir müssen nicht gerade um das Kind beten, hat er (der Geistliche) gesagt, (sondern) alles gerade wie Gott will.

drücktes Schluchzen schüttelte sie krampfhaft. Die Leute wandten, von Mitleid gerührt, die Blicke auf sie, Jackl wie um den neugierigen Augen zu entgehen, beugte sich über das Kind und reichte ihm das Fläschchen mit Milch. Es wollte nicht; aber ruhig sah es ihn an und schloß dann die Augen.

Die Messe begann. In der Kapelle brannten viel Lichter, der Altar trug seinen schönsten Schmuck, die Statue der Gottesmutter ihr bestes Kleid. Ein alter Wallfahrer begann den Rosenkranz zu beten. Alles betete nach, auch Marianna. Aber alle Bitten des Vaterunser zerflossen ihr immer in die eine, die sie laut mitsprach: „Dein Wille geschehe," und dem Gruße des Engels ließ sie öfters die Worte folgen: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn." Jackl wurde unruhig über das ungewohnte Benehmen seines Weibes, er dachte, daß es gut wäre, bald zu einem Frühstück zu kommen, und beschloß, nach der Messe die Kirche zu verlassen.

Die heilige Handlung war vorüber, die Kommunion erteilt. Draußen im Hauptschiff der Kirche rüstete man zum Hochamte, welchem heute die Zeremonie der Blumenweihe vorherging. Jede Hausmutter hatte Blumen und Kräuter mitgebracht, die der Priester betend mit geweihtem Wasser besprengte; Blumen hatten nach der Jungfrau Himmelfahrt ihr leeres Grab geziert. Wenige Beter waren noch in der Gnadenkapelle, Jackl gab seinem Weibe das Zeichen zum Aufbruch.

Da beugte sich Marianna langsam über das Kind hin und sah es ganz nahe betrachtend an: einen Blick auf sein leidendes Auge, auf die gefaltete Stirne des Märterlein, noch einen auf sein liebes Mündchen! Und sie nahm es auf und stellte den Korb vor sich

auf die Stufen des Altars, wo sie hinkniete nach Sitte der Wallfahrer, die, ehe sie die heilige Stätte verlassen, noch eine Weile in nächster Nähe des Gnadenbildes zu knien pflegen.

Da kniete die arme Bäuerin, den Blick zur Madonna gerichtet; ihre Lippen bewegten sich, die Hände schlangen und preßten sich ineinander. Jackl hörte sie flüstern, ihre Worte wurden lauter und auffällig; er trat hinzu, um sie der Neugier der Leute zu entrücken, die wieder die Kapelle zu füllen begannen und einzeln sich dem Altare näherten, ihn mit den geweihten Blumen zu schmücken. Marianna sah ihn nicht; sie fühlte nicht, daß er die Hand auf ihre Schulter gelegt, sondern plötzlich rief sie laut, stoßweise aus: „Helfa Muetter, helfa muaßt! Mier dermachens laigger niemer!“ *)

Ein Zucken des Erbarmens ging durch die Anwesenden, sie blickten die Beterin an, sahen fragend einander an – dem Bauersmann ward heiß zumute, aus Scham vor den Leuten, aus Mitgefühl mit seinem Weibe. Er gedachte dem Auftritt rasch ein Ende zu bereiten und faßte den Korb, um mit Kind und Mutter die Kirche zu verlassen. Da kam ihm das Kind wie verändert vor, er erschrak; griff ihm an die Stirne, sie schien kalt; er legte den Finger an den Mund, kein Hauch entströmt ihm – das Kind war tot.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief der Bauer und sank durchschauert ins Knie. Die Umstehenden drängten herbei, man überzeugte sich von dem Tode des Kindes.

Marianna vernahm, was geschehen, sie bewegte sich nicht. Aufrecht wie vorhin kniete sie da, den Blick zur Madonna gerichtet; nur eine tiefe Röte hatte ihr

*) Helfen mußt du, wir vermögen es beinahe gar nicht mehr.

Geſicht übergoſſen. Nach einer Weile, ohne ſich umzuſehen, ſagte ſie langſam: „Halfet ins danka!“*) Und ſelber begann ſie: „Gegrüßet ſeiſt du, Maria, du biſt voll der Gnaden, der Herr iſt mit dir.“ – Alle beteten mit, und wie das Rauſchen eines friſch erbohrten Quells tönte es hervor und miſchte ſich draußen mit den Klängen der Orgel.

Marianna erhob ſich zuerſt und langte nach dem Kinde. Umſtehende Frauen reichten Blumen dar und zierten die kleine Leiche; das Körblein ward zum Blumenkorbe und ſchmückte die Menſa des Altars.

* * *

Und ſo ward das Ereignis auch im Bilde dargeſtellt, das die Eltern ex voto ſtifteten: auf der Menſa das tote Kind im blumengeſchmückten Körblein, anzuſehen wie Moſes im Binſenkorbe; darüber freundlich niederblickend die Madonna mit dem Jeſusknaben. Und folgende Schrift unter dem Bilde:

Jakob und Marianna ... Bauersleute in ...
Gott und der Muttergottes
Zur ſchuldigen Dankſagung. Anno 18..

Schöne Blumen können wir nicht bringen,
Aber ein Vergißmeinnicht,
Ach, das letzte, was wir haben,
Und Maria, du verſchmähſt es nicht.
Nimmſt es hin das liebe Kindlein
Nach dem harten Lebenslauf.
Und an deinem Mutterherzen
Blüht es neu zur ſchönſten Blume auf.

Wir bitten um ein ſeliges Abſterben
und fröhliches Wiederſehen im himmliſchen Reiche.

EX VOTO.

---

*) Helft uns danken.

Pocci in unserer Kinderstube

Von Irmgard Domanig (Klosterneuburg-Wien)

Lange mußte ich suchen, bis ich im tiefuntersten Fach meines großen Bücherschrankes die fuchsroten Bändchen unter lauter ähnlichen Altertümern fand. Sie freuten sich wohl kaum darüber, wieder ans Tageslicht zu kommen. Dort war gute Gesellschaft gewesen: „Onkel Toms Hütte", zwar in recht baufälligem Zustand, „Rosa von Tannenburg", ebenfalls in sehr abgetragenem Werktagskleid; eine namenlose Existenz, die sich beim Blick auf eine zerzupfte Seite als ein einstiger „Heinrich von Eichenfels" zu erkennen gab, und viele andere, in den äußeren Verhältnissen etwas herabgekommene Aristokraten. Still träumend hatten sie dort beisammen gelegen und vom Sonnenschein jener fernen Tage gezehrt, da kleine Patschhände von zweifelhafter Reinheit untrügliche Beweise ihrer Freundschaft auf den Seiten zurückließen. Es war eine schöne Zeit! — Auch meinen lieben sechs Poccibüchlein sieht man es an, daß sie zu den sehr Bevorzugten gehörten, besonders der arme vierte Band — das muß wohl der gewesen sein, den Vater einst nach einer Regennacht unter unserem Feigenbaum im Garten fand, was eine schmerzlich lange Konfiskation der roten Büchlein nach sich zog. Da war kaum ein Faschingssonntag, an dem nicht „Kasperl" über unser „Podium" ging. „Der Weihnachtsbrief", „Heinrich von Eichenfels", „Die Tante", „Kasperl als Porträtmaler", „Kasperl als Türk", „Die drei Wünsche" und viele andere bergen für uns eine Fülle von fröhlichen Erinnerungen. Von manchen wüßte ich es kaum mehr, aber da finden sich kühne Korrekturen in un-

gelenker Kinderschrift, meist Kürzungen bei allzugroßen Forderungen an das Gedächtnis der jugendlichen Darsteller. Wie alt waren denn die Mitglieder der Truppe? Nun, da steht Vaters Anmerkung beim „Kasperl als Porträtmaler“: aufgeführt Faschingssonntag 1898. So war also der Direktor und Regisseur, deren verantwortungsvolle Aufgaben sich stets in meiner Person vereinigten, ganze zehn Jahre alt. Da mochten wir wohl in Verlegenheit sein um die Besetzung der „Madame“, die sich malen lassen will — bis auf eine Schwester waren alle jünger als ich — und die unbedingt eine „alte Schachtel“ sein mußte. Dafür opferte sich in Selbstlosigkeit, die mich heute erst rührt, unser liebes Kindermädchen. Lang und dürr war sie und schon fünfundzwanzig Jahre, also sehr alt. Nach dieser Rechnung bin ich heute schon uralt. Für mich aber ist der „Jungbrunnen“ kein Märchen. Ich glaube kaum, daß sich mein heutiges Empfinden beim Durchlesen meiner Rolle als „Kasperl, Stiefelwichser und Farbenreiber“ viel von jenem der zehnjährigen Schauspielerin unterscheidet. Lampenfieber kannte ich nicht. Ganze Schauer von Begeisterung durchrieselten mich aber, wenn ich als Farbenreiber Kasperl mein unglückliches Opfer zurechtgesetzt hatte, das in mir den großen Maler Schmierpinsel zu sehen glaubte.

Madame: Vermutlich werden Sie mich zuerst skizzieren?

Kasperl: Wie? sprizzieren? Wir malen nicht mit Spritzen, sondern mit Bemseln. (Hochmütig.) Nur ganz gemoine Zimmeranstreicher budienen sich bisweilen der Spritze zum Marmorieren.

Madame: Machen Sie einstweilen den Kontur?

Kaſperl: Das begreift ſich, daß ich Sie nicht ohne Montur purträtiere.

Madame: Wie finden Sie mein Profil?

Kaſperl: O ſehr viel!

Madame: Man hat mir ſchon öfters das Kompliment gemacht, ich hätte ganz griechiſche Züge.

Kaſperl: O ja! Wenn die Falten, die Sie im Geſicht haben, griechiſch ſind, ſo hab' ich nix dagegen.

Madame: Ihr Künſtlerhumor fängt an, etwas inſolent zu werden!

Kaſperl: Inſolvent bin ich immer, denn ich habe nie Geld.

Madame (aufſtehend): Laſſen Sie mich einmal den Entwurf ſehen!

Mittlerweile hatte ich auf unſere große Schultafel eine Figur gezeichnet, aus deren langen Ohren allein ſich entnehmen ließ, daß ſie einen Eſel vorſtellen wollte. Handgemenge, Polizeidiener, Konfuſion mit dem wahren Schmierpinſel . . . kurz — nervenaufpeitſchende Handlung in Hülle und Fülle. Und wahrlich, wir erreichten des Mimen höchſte Kunſt, wir beſeelten unſere Rollen.

Mit beſonderer Freude denke ich an eine Namenstagsfeier für unſer Mütterchen, bei der wir „Das Täubchen", wie es Pocci nach Chr. von Schmid dramatiſiert hat, aufführten. Für gewöhnlich machten wir unſere Aufführungen ganz allein, ohne Hilfe von Erwachſenen, diesmal aber nahm ſich Vater Zeit und Mühe dazu. Über die Schwierigkeit des Szenenwechſels halfen wir uns leicht hinweg. Es wurde eine Tafel ausgehängt mit der Inſchrift: Schloß Kreuzenſtein oder Burg Greifenſtein. Wir haben für

Falkenburg und Hohenwart die uns vertrauten schönen Donauburgen eingesetzt.

Recht schlau stellten wir es mit den „Drei Wünschen" an. Der Holzhauer Martin erlöst eine Fee und darf dafür drei Wünsche tun. Den ersten vergeudet der Unvorsichtige an eine Schüssel Bratwürste. Die Holzhauerleute jammern, Kasperl, der eben zu Besuch dort weilt, bleibt sich selbst treu: „Ich bin ein Philosoph! Was g'schehn ist, das ist g'schehn. Jetzt sind halt die Würst' da — also lustig drüber her." Da war es dann auch unerläßlich notwendig, daß außer dem Paar papierner Würste, das dazu bestimmt war, in Erfüllung des zweiten Wunsches Frau Margaret an die Nase zu fliegen, auch etwas zum wirklichen Hineinbeißen da sei. So kam es, daß die „Drei Wünsche" mehrere „Generalproben" brauchten, deren Notwendigkeit Mutter nicht recht einsehen wollte. Die „Drei Wünsche" sind als Ausstattungsstück sehr zu empfehlen.

Das Schönste an unseren Aufführungen waren wohl immer die Vorbereitungen. Erst die Rollenverteilung! Die Truppe trug ausgesprochen „intimen" Charakter, nur engste Familienmitglieder gehörten ihr an. Schulkameraden einzuladen war bei uns niemals Sitte, wir waren uns immer selbst genug — unser zehn! Meist war die „Länge" der Rolle und nicht ihr Charakter für die Besetzung entscheidend. So mußte einmal die kleine siebenjährige Paula einen behäbigen, groben Wirt geben. Ich weiß es noch recht gut, wie wir sie mit einem Dutzend Handtüchern umwickelten, um ihr das nötige stattliche Aussehen zu verleihen.

Welche Geduldprobe mag es für Mutter oft gewesen sein, wenn wir im Feuereifer edler Kunstbegeisterung

Kisten und Kasten durcheinanderwarfen, um die nötige Garderobe zusammenzustellen. Einmal fanden wir ein Tiroler Bauernkostüm aus Urgroßvaters Zeiten, dann wieder Mutters Verlobungskleid aus schwerem, kornblumenblauem Taffet, Vaters Degen mußte von seinem Ruheplatz an der Wand herunter, auch seine großen und kleinen Tabakspfeifen waren nicht sicher.

„Donnerwetter, ihr Kinder, wo ist denn schon wieder meine Hauskappe?"

Mutter suchte nach Kochlöffeln, nach dem Küchenwaschbecken – ja, das stand noch hinter den Kulissen und träumte, daß es einmal ein See gewesen.

Viele, viele Blumen stehen in leuchtender Pracht in unserm Kindheitsparadies. Zu den schönsten gehören wohl auch jene frohen Stunden, die wir Graf Poccis Humor verdanken. Die lieben sechs Büchlein, so sehr ihr äußeres Kleid gelitten hat, sollen nicht mehr in die verborgenen Tiefen des alten Bücherschranks zurückwandern. Ich will sie mir in erreichbarer Nähe halten, um wieder einmal die drückendsten Sorgen unserer trostlos verworrenen Zeit auf ein Stündchen in ihrer harmlos heiteren Gesellschaft zuzubringen.

Meine Mutter

Von Maria Domanig (Innsbruck)

Ihre schmale zitternde Hand, die das charakteristisch gefaltete dünne Blatt Papier hielt, lag träumerisch im Schoß. Traumverloren glitt ihr Blick über die Bilder der fernen Kinder und des toten Mannes*) hin. Kaum ein Jahr, daß sie ihn begraben und allen harten Kampf, den die Zukunftssorgen der Kinder

*) Karl Domanig, der Verfasser der Erzählung „Erhörung" auf S. 29.

mit sich brachten, allein hatte auf sich nehmen müssen. Oft war es bitter schwer gewesen, doch solange sie brav und gesund waren, durfte sie nicht klagen. Jetzt aber hatte sie mit hunderttausend andern ein Schlag mit furchtbarer Wucht getroffen – das Donnerwort „Krieg" war gefallen. Auch du, Mutter, hast Söhne, starke, hoffnungsfrohe Söhne – – –

„Einunddreißigsten abends bin ich daheim", meldete lakonisch das Telegramm ihres Ältesten. Seit dem Tag, da ihn das Berufsstudium ins Ausland entführt hatte, freute sie sich auf das Wiedersehen. Ungeahnt schnell war es gekommen, aber so ganz anders, als sie es erträumt hatte. Noch war er nicht einmal einberufen, aber wie sie ihn kannte, zuckte jede Fiber in ihm, er eilte heim, weil ihn das Vaterland brauchte.

Mit etwas müder Bewegung stand sie auf, ging in sein Zimmer, die „Bude", auf die er so stolz war und die seine höchsten Schätze barg, die Kleinodien der Studentenverbindung. Die Schranktüren knarrten widerwärtig. Sie holte die Uniform der Einjährigen-Zeit, begann sie zu prüfen und zu bürsten – langsam, müde. Gern dachte sie an sein Militärjahr zurück. Da war er so oft zu kurzer Mittagsrast heimgekommen. „Mutterl, Hunger hab' ich!" Fast wollten ihr die Tränen aufsteigen. Draußen im Feld, da wird er auch hungern müssen ... Dann aber lächelt sie. Der schlägt sich schon durch!

Jetzt unterzog sie die Wäsche, die Feldschuhe einer genauen Musterung, überlegte, was neu angeschafft werden sollte. Da stürmt jemand die Stiege herauf, ganz so wie er ... Der Herzschlag stockt ihr einen Augenblick. Doch nein, er kommt ja erst abends.

Fast unwillkürlich reißt sie die Türe auf und da stand er vor ihr, hing an ihrem Hals, ihr großer, lieber Junge ...

„Alles Gute zum Geburtstag, Mutterl!"

Das hatte sie völlig vergessen, nun tat er, als wär' er gerade nur gekommen, um ihr zu gratulieren! Das half ihr auf. Mit einem Male fühlte sie sich innerlich erstarken. Sie brauchte keinen Vorsatz zu fassen, daß sie nicht weich sein wollte – seitdem der Sohn strahlend von Begeisterung vor ihr stand, mußte der zehrende Schmerz tief zurückweichen. Stille, traute Stunden sollte er noch im Vaterhaus verleben und dann, wenn der Abschied kam – durch sie sollte er ihm nicht schwer gemacht werden!

Ein Tag daheim und eine Nacht, die waren im Flug dahin. So viel liebe Freunde mußte er grüßen, so vieles beschaffen und besorgen. Dann kam der letzte Tag – der letzte Abend vor der letzten Nacht. Frühmorgens waren Mutter und Sohn nebeneinander am Tisch des Herrn gekniet und hatten aus ganzem Herzen ihr Opfer hingelegt, jedes das Beste, was es zu geben hatte: er sein frohes, blühendes Leben, sie ihr Kind. –

Die Stunden verflogen. In den letzten stillen Abendstunden saß Mütterchen im gewohnten weiten Ledersessel, vor ihr der Bub im Soldatenrock. Noch war er ganz ihr Kind. In wenig Tagen aber schon wird Heimat und Mutterſorge wie ein Friedenstraum hinter ihm liegen, alles Abschiedsweh vergessen sein. Sein Herz schwellt tatenfrohes Glück. Er ahnt nicht den Wert des Lebens. Sie aber, die Mutter? In tausend Schmerzen hat sie ihm dieses Leben gegeben, in tausend Sorgen und Kümmernissen ihn großgezogen;

förmlich aufgebaut aus Mutterschmerz und Liebessorge ist dieses Kindesleben – sie kennt seinen Wert ... Und darum brennt eine solche Überfülle von Leid in ihr, ein verheerendes Weh, das nicht nach außen drängt, aber nach innen brandet und wühlt ... Der reinste, der weheste, der tiefste Schmerz ist Mutterschmerz ...

Sie sprachen fast nichts. Hie und da eine gleichgültige Frage: „Hast du die Reservebrillen eingepackt? – Sobald ich die Feldpostnummer weiß, lasse ich dir die Zeitung umadressieren." Er fühlte, wie sich die ganze heilige Mutterliebe über ihn ergoß. Er neigte sich, daß sie seine Tränen nicht sehe, und küßte ihre Hand. Sie drückte die Lippen auf den schwarzen Scheitel: „Sei tapfer ... bleib brav!" Dann nahm sie die Medaille der Schmerzensmutter, die sie immer getragen, vom Hals und legte sie um den seinen.

„Jetzt geh schlafen, du mußt ja so früh aufstehen!"

Und sie, sie mußte allein sein mit sich und dem, der das schwere Opfer ihr auferlegt.

Um drei Uhr früh klopfte sie an seine Tür, einmal, zweimal – wie schlief er so gesund und fest in der Nacht, in der sie die Viertelstunden gezählt hatte!

Das Frühstück richtete sie ihm selbst mit aller Sorgfalt her, stellte auf den Tisch unter Blumen das Bild des Vaters. Er verstand den zarten Sinn dieser Aufmerksamkeit: Konnte auch die Hand des Vaters ihn heute nicht fühlbar segnen, des Vaters Geist ging als sein Segen mit ihm in den gerechten Kampf. Aus den tiefernsten Denkeraugen des Bildes schien ihm wieder der alte feurige Glanz entgegenzuleuchten, der den Vater immer durchglüht hatte, wenn er von seinem Großvater und Urgroßvater erzählte, die die

Geschichte unter Tirols Freiheitshelden nennt. Heldenblut durchströmt deine Adern, sei ein würdiger Sohn deiner Ahnen!

Nichtsdestoweniger sprach der junge Held seinem guten Frühstück wacker zu. Langsam fanden sich auch die anderen Geschwister ein, alle möglichst still und gleichmütig scheinend, in verhaltenem Schmerz. Mutter war ja so ruhig, wie hätten sie sich gehen lassen dürfen?

Aber immer schweigsamer werden alle. Er zieht die Uhr. „Es ist Zeit." Ein Händedruck den Geschwistern, Friedl, der achtzehnjährige, hebt den schweren Rucksack hinauf, will ihm das Gewehr reichen — da nimmt es ihm die Mutter aus der Hand und legt es selbst um die Schultern ihres Kämpfers. Mutterssegen und Mutterkuß, eingegraben in die junge Seele, machen ihn zum Helden der schweren, heiligen Pflicht.

Bis zur Haustüre geben ihm alle das Geleit und dann geht er allein dahin, stramm aufrecht, mit festem Schritt. Einsam und öde liegt die Gasse in der Frühdämmerung, den brennenden Augen prägt sich unauslöschlich die graue Silhouette der schlanken, jungkräftigen Gestalt ein. — — —

Blutig, weich, gemartert legt ihn ein grausames Phantasiespiel vor die Füße der Mutter. Sie wendet sich um und wankt in ihr Zimmer zurück. Was in übermenschlicher Kraftanstrengung niedergehalten war, muß sich Bahn brechen, dem Mutterschmerz muß sein Recht werden, nicht in fassungslosen, aber in wehelösenden Tränen.

Die erste Messe im frühstillen Heiligtum, die die Mühseligsten und Bedrücktesten um den Heiland ver-

sammelt, senkt auch in ihre Seele den Feierfrieden des ergebungsvollen Opfers.

Die ersten roten Feldpostkarten kamen, täglich eine, oft mehrere. Jede sprach von Begeisterung und stolzer Zuversicht. Auf kluge Weise wußte er mitzuteilen, daß er an der Grenze Serbiens stand. Die gleichmäßigen Berichte hatten eine erlösende Wirkung; wenn diese Berichte immer so kamen und endlich doch wieder er selbst? . . .

Plötzlich blieben sie aus – eine Woche, neun, zehn Tage, – und die Zeitung meldete von den ersten Gefechten. Die Schatten um Mutters Augen vertieften sich und jeden Morgen sah sie müder aus. Wir lauerten auf den Briefträger. Sie zu fragen, ob die ersehnte Nachricht gekommen, wagten wir nicht, damit sie das bittere „Nein" nicht aussprechen müsse. Und als immer nichts kommen wollte, bestellten wir heimlich zu Bekannten die Verlustlisten . . .

Eines Tages aber kam ein halbes Dutzend Karten auf einmal, voll Jubel über erste Erfolge und mit geheimnisvollen Andeutungen. Bald wußten wir's auch: die große Tapferkeitsmedaille hatte er sich durch ein Heldenstück errungen. Bald darauf schrieb er: „Das verdanke ich nur Dir, Mutterl!" Die tiefe Wehmut schwand ein wenig aus den Augen der Mutter, aber wenn wir andern so recht voll Siegesfreude waren, blieb sie still. Still im tiefsten Leid, still, wenn ein Freudenschimmer kam.

Der zweite Sohn stand zur Zeit der Kriegserklärung bei der Marine. Er konnte nicht mehr heimkommen, sich den Muttersegen zu holen, aber der hat Wunderkraft und reicht weit, weiter als bis ans Meer. Wie seine Briefe von glühender Vaterlandsbegeisterung

ſprachen, da ſchüttelte ſie wehmütig den Kopf und ſagte voll innigen Stolzes: „Dieſe Buben!“

Der Advent kam und wir arbeiteten mit Eifer an den Liebesgaben für Verwundete und Kämpfende und „unſere Zwei“. Faſt täglich kamen Nachrichten, täglich flogen unſere Grüße hinaus. Stundenlang ſaß die Mutter am Schreibtiſch, oft ſchrieb ſie nachts in ſchlafloſen Stunden. Was mochte ſie da wohl alles erzählen? Ihre Briefe waren immer ſchlicht und einfach, ſo ganz aus dem Herzen heraus: nicht trockene Worte, nur Liebe und Sorge, Mitdenken und Verſtehen. Beiden war Mutters Brief das liebſte Weihnachtsgeſchenk. Auch für ſie kam eins.

Nach dem heiligen Abend, den wir alle tapfer gefeiert hatten, ſprach am Chriſttag ein Soldat bei uns vor, der unter des Bruders Kommando geſtanden. Er war verwundet in ein Lazarett unſerer Stadt gekommen und jetzt, da er leidlich ausgeheilt war und zur Truppe zurück ſollte, brachte er uns noch Grüße.

„Hab' auch eine Mutter daheim,“ ſagte er. „Da dachte ich mir, es freut Sie wohl, von Ihrem Herrn Sohn etwas zu hören.“ Er erzählte von vielen Gefechten und viel Gefahr. „Wir konnten oft kaum mehr weiter, er aber als Erſter voran ſchrie immer von neuem: ‚Mir nach!‘ und immer riß er uns wieder mit. Wenn dann eine Ruhepauſe eintrat, ſorgte er zuerſt dafür, daß wir alle gut raſten konnten, und war der Train nicht zur Stelle, kochte er wohl auch ſelbſt und etwa gar nicht ſchlecht!“

Mit hundert Fragen beſtürmten wir den Mann, und Mutter lauſchte ihm jede kleine Einzelheit von den Lippen. Nicht daß ſein Hauptmann große Stücke auf ihn hielt, freute ſie am meiſten, ſondern daß ihn

seine Soldaten gern hatten und für ihn durchs Feuer gegangen wären, weil er tüchtig war und gut zu ihnen.

Da und dort tauchte jetzt das Gerücht auf: die Achtzehnjährigen kommen zur Stellung. Unser Dritter horchte. Längst wäre er über alle Berge, hätte es der Arzt nicht verboten. Aber jetzt – vielleicht ging es doch. Seit Wochen hatte er sich eingeübt, stolz jede Kraftprobe erzählt – oh, es war so schwer, auf der Schulbank zu sitzen, von stolzen Waffentaten der Griechen und Römer zu lesen und dem eigenen deutschen Vaterland nicht helfen können! Aber nun kam wirklich die Stellung. Am 15. Februar war Untersuchung. Wir hatten Friedl am Abend vorher lachend alle seine Lieblingsspeisen für „Untauglichkeit" versprochen. „Ich glaube, sie behalten ihn," sagte die Mutter, als er wegging, und schon nach wenigen Stunden kam sie in mein Zimmer, ganz bleich, mit Tränen im Auge. „Friedl kommt." Ich wußte alles. Sie hatte es ihm von ferne schon angesehen, daß er tauglich befunden wurde. So stolz und froh geht nur einer, dem alle Hoffnung erfüllt ist.

Er sagte mir später: „Ich war so glücklich, es war mir nur schrecklich wegen Mutter." Sie aber trat ihm ganz ruhig gegenüber, sorgte für seine nächste Zukunft, als gälte es, ihm die Studentenbude einzurichten – so einfach und emsig.

Der Dritte: Sie hatte auf seinen Beruf so große Hoffnung gesetzt – nun ging alles ins Ungewisse. Sie kannte seine unberührte Kinderseele, hatte mit Mutterhänden jeden bösen Hauch von ihm ferngehalten – nun kam er ins rauhe, oft so dunkle Soldatenleben. Doch – in das Leben, das Gottes Wille für ihn war. Das blieb ihr Trost, an dem hielt sie sich aufrecht.

Seit der Krieg begonnen, war sie täglich in der heiligen Messe. Die Kinder brauchten den Segen Gottes und sie brauchte die Kraft von oben.

Monate um Monate vergingen dann ... Die Tage waren nicht mehr zu zählen, diese Tage, die immer neues Bangen und Hoffen brachten. Diese Tage, an denen man hinaushorchte ins Land, weit hinaus, dort wo die Kugeln pfiffen, wo so viel Blut floß und blühendes Leben verzitterte. Tage der Schmerzen, der Tränen und des großen heiligen Vertrauens.

Kann ein Herz so viele Tage und wache Nächte durchleben und stark bleiben?

Vielleicht hat nur eine Mutter solche Kraft. Sie sorgt nicht nur für das eigene Haus, sie ist auch noch die liebste Trösterin für Menschen, die das Leid schwer getroffen. Niemand hat solche ruhige, gute Worte, solch ein treues Teilnehmen. Sie weiß ja selbst, was Leiden, bitterstes Leiden heißt. Sie mußte noch den Vierten, ihren fröhlichen Jüngsten hingeben und nur — zwei Söhne kamen wieder. —

Still ist unser liebes altes Haus nach den Kriegstagen geworden und doch ist es traut geblieben — eine warme Heimat für uns alle, weil das Herz der Heimat, das Herz unserer Mutter darin schlägt.

Eine Schreckensnacht

Skizze von Josef Erler (Innsbruck)

Tiefdunkle Nacht. Schwere Gewitterwolken haben sich schon im Laufe des Nachmittags dräuend über dem Tale zusammengeballt, wurden vom Südwinde jedoch wiederholt zerrissen. Jetzt aber hat er den erfolglosen Kampf aufgegeben, eine unheimliche Stille

liegt über der ganzen Gegend. Noch einmal durchbricht der Mond die schwarzen Wolkenmassen und gießt sein silbernes Licht über das kleine Dorf, dessen Bewohner nach vollbrachter schwerer Tagesarbeit in tiefem friedlichem Schlummer liegen, dann verhüllt er sein Antlitz, um das entsetzliche Unheil nicht zu schauen, das diese Nacht über die Ortschaft bringen soll.

Kurz vor Mitternacht beginnen die Wetterwolken sich zu entladen. Blitze zucken durch die schwüle Luft, von dumpfgrollendem Donner, der in den Bergesklüften vielfaches Echo weckt, begleitet. In großen schweren Tropfen prasselt der Regen hernieder und wühlt sich tief in die Erde. Dazwischen pfeift der Sturmwind, daß die Bäume stöhnend ihre Wipfel biegen. Eines jener Hochgewitter ist losgebrochen, die zwar furchtbar in ihrer Gewalt, doch den Talbewohnern, die unter der drückenden Hitze des Mittsommers tagelang geschmachtet haben, hochwillkommen sind, da sie ihnen die ersehnte Abkühlung und ihren Feldern und Weinbergen goldene Feuchtigkeit bringen.

Wenn das Unwetter auch die Schläfer im Dorfe weckt, so beunruhigt sich doch niemand; man ist in den Bergen das Toben der Elemente gewöhnt, hofft, daß es gnädig vorübergehe und legt sich ruhig auf die andere Seite, im Bewußtsein der segensreichen Folgen des Gewitters und seiner eigenen Sicherheit unter dem schützenden Dache. — Schnarrend holt die Turmuhr aus, um die mitternächtliche Stunde zu verkünden. Ist es das Würgen des Sturmwindes, daß ihre Töne so wimmernd klingen? Da, — in den nächsten Augenblicken, als hätten ihre Klänge den entsetzlichen Spuk erweckt, hebt ein unheimliches Sausen und Brausen an, ein dumpfes Rollen, immer

stärker und furchtbarer anschwellend, daß die Erde in ihren Grundfesten zu erzittern scheint. Ist es der wilde Jäger, der mit vielhundertköpfigem gespenstigen Gefolge von den Bergen in das Tal herabsprengt und alles vernichtet, was die Hufe der Geisterrosse berühren? Tosen des Wassers, Rasseln der Steine, Ächzen gebrochener und entwurzelter Bäume, Getöse einstürzender Mauern, dazu das schreckliche Konzert krachender Donnerschläge erfüllen die Lüfte. Kein menschlicher Laut ist vernehmbar, nur dämonische Naturgewalten führen ihre schauerliche Sprache. —

Und ein einziges Wort nur kennt ihre Sprache, das Entsetzenswort: Vernichtung! Vernichtet liegen prächtige Wälder, fruchtbare Felder, vernichtet ein großer Teil eines blühenden Dorfes, vernichtet zahlreiche hoffnungsvolle Menschenleben. — — —

Was ist geschehen?

Infolge eines Wolkenbruches ist der sonst wasserarme Dorfbach zu einem Wildstrom geworden, hat eine Steinlawine entfesselt und alles verschlungen, was ihm im furchtbaren Talsturze im Wege stand.

Zu Hilfe!

Sobald sich die Wut des Unwetters etwas gelegt hat, ist es ein Schrei, der durch das ganze Dorf gellt. Niemand vermag sich im ersten Augenblicke klarzuwerden, was geschehen ist. Daß es aber Entsetzliches sein muß, fühlen alle, die nur mit dem Notdürftigen ihre Blößen bekleidend, aus den Betten gesprungen sind und in wirrer Flucht die noch unversehrten Häuser verlassen.

Zu Hilfe!

Laternen und auch einzelne Fackeln werden gebracht, die mit ihrem flackernden Scheine die raben-

schwarze Nacht kaum zu durchdringen vermögen. Schärfer leuchten die Blitze, die noch immer vom Himmel zucken. Aber ihr Licht muß trügerisch sein! Wo die Hauptstraße durch das Dorf geführt, wälzt sich ein wilder, schmutziger Strom herab.

Wo sind die Häuser, die dort gestanden?

Zu Hilfe! Zu Hilfe!

Angstschreie, Schreckensrufe, das Geheul des von den Fluten weggerissenen Viehes, das Wimmern Verschütteter unter den aus dem Wasser ragenden Trümmerhaufen — welche Feder vermag dies Jammerbild zu beschreiben, ohne daß das Herz vor Mitleid und Erbarmen bluten würde!

Des Schmieds Haus ist vom Erdboden verschwunden. Mit allen Inwohnern. Der Schmied, sein Weib, die Kinder . . .

Alle tot, — auch ein Knecht und die Magd.

Dasselbe beim Dorfmüller, beim Wagner, bei so vielen anderen Familien. Hier fehlen die Kinder, dort die Eltern. Einzelne kommen noch zum Vorschein, aber nur um den zweifellosen Tod ihrer Angehörigen zu bestätigen. Rettung ist beinahe nirgends mehr möglich, sieht man doch an vielen Stellen kaum noch, wo die Häuser gestanden. Nur eine Frau mit drei Kindern vermag man halbtot aus den Trümmern zu ziehen. Sie werden in die Kirche gebracht, die unversehrt geblieben. Dort bettet man sie am Hochaltare unter dem Lichtlein der ewigen Lampe. —

Herr, was haben wir verbrochen, daß Du uns so schwer heimgesucht?

Viele haben sich auf die Knie geworfen, um für ihre Rettung zu danken, andere stoßen wilde Jammerlaute aus und zerraufen sich das Haar.

„Heilige Jungfrau Maria, bitte für uns!"
„Heilige Gottesmutter, erbarme dich unser!"
Ein erschütternder Anblick.

Endlich sind die entfesselten Elemente zur Ruhe gekommen, es dämmert und wird Tag.

Der sonnengoldüberstrahlte Sommermorgen zeigt erst all das Unheil der schicksalsschweren Nacht. Wo gestern noch der Wanderer von einem blühenden Paradiese entzückt wurde, erstarrt das Auge heute im grauenvollen Anblicke eines steinernen Riesensarges.

Unseliges Verhängnis!

Unbegreiflich grausames Walten geheimnisvoller dunkler Mächte. Und doch nur ein einzelnes Blatt in der überreichen Unglückschronik unserer ewigen Berge! — — —

Daud und Khe-irá

Ein Bild aus der Sahara von Leopold Gheri (Hall in Tirol)

Gegen Abend erreichten wir nach fünftägigem Ritt das Bir el Achina und somit endlich das Ende der Dünenregion. El Achina ist, wie der Name „Bir" sagt, ein Brunnen, der im Wadi, im Bett, des Irhârhar, eines seit undenklichen Zeiten schon versiegten Flusses, gegraben ist, und besitzt gutes, oder doch wenigstens trinkbares Wasser.

Nördlich vom „Bir" teilt sich der Irhârhar in zwei Arme und bildet dadurch eine große Insel, Dscheziréh el hub — die „Insel der Liebe" — die wohl gut 80 Kilometer in der Länge sich erstrecken mag, da sich die beiden Flußarme erst wieder am Bir el Hâdschira vereinigen. Dieser Irhârhar muß einst ein

mächtiger Strom gewesen sein; denn wir brauchten fast eine halbe Stunde, um das trockene Flußbett zu durchreiten. Die Ufer des Stromes sind hoch und steil, sie erreichen wohl an die 50 Meter Höhe. Nur bei heftigen Gewittern mit wolkenbruchartigem Regen, die aber hier sehr selten sind, führt der Fluß für einige Tage Wasser, um dann wieder im glühenden Hauch des Wüstenwindes bis auf die paar Brunnen auszutrocknen.

Mitten im Bett des Irhârhar erheben sich mehrere bizarr geformte Gurs, mächtige Felsblöcke, die man, in gehöriger Entfernung betrachtet, bei einiger Phantasie für Reitergestalten halten könnte. Eben bescheint die untergehende Sonne diese Gurs und taucht die rotgelben Felsen in flüssiges Feuer. Man möchte beim Anblick dieser rotglühenden Steinblöcke an feurige Dämonen denken, die dem Flammenpfuhl der Hölle entflohen. Selbst unsere Kamele zitterten vor Entsetzen beim Anblick der feurigen steinernen Gestalten und blökten und fauchten ängstlich. Es muß sich hier, wo einst der Irhârhar seine Fluten durch ein fruchtbares Tal gewälzt und seine Ufer Wälder von wohlriechendem Tehak, Oleander- und Ethelbäumen umsäumt hatten, etwas Schreckliches ereignet haben, denn die Dürre und Öde der einst blühenden Landschaft lastet wie ein Fluch auf dieser Gegend. —

Einst wohnten hier an den Ufern des Irhârhar, wo gegenwärtig die Tuaregstämme der Schaanba und Ahaggar hausen und sich von Zeit zu Zeit aus angeborener Raufluft die Köpfe blutig schlagen, andere Völker, die nicht wie die Tuareg als Räuber umherstreiften, sondern Ackerbau trieben und ihre Herden weideten. Aber auch damals gab es schon, wie jetzt

zwiſchen den Schaanba und den Ahaggar, Feindſchaft zwiſchen den beiden Völkern, die an beiden Ufern des Irhârhar wohnten. Muſa und Manſur, die Häuptlinge der beiden Stämme, lebten nämlich ſeit Urgroßväterzeiten ſchon in Blutsfehde miteinander. Und mehr als einmal ſchon war es zu Kämpfen gekommen zwiſchen den beiden Stämmen, ſo daß ſich der Irhârhar vom Blut der Streitenden rötete. Da kam einer und wollte Frieden ſtiften zwiſchen den feindlichen Nachbarvölkern. Und dies war Amor mit dem Liebespfeil. Manſur, der Häuptling des Volkes am Oſtufer des Irhârhar, hatte eine Tochter, ein ſchwarzhaariges Mädchen, ſchön wie das Sternbild des Orion um Mitternacht und ſchlank wie die Palme im Lande der Beni-Mzâb. Khe-irá hieß das Mädchen mit den Gazellenaugen und den Lilienarmen und war berühmt im ganzen Land wegen ihrer Anmut und Lieblichkeit. Und eines Tages fuhr ſie, nur von ihrer ſchwarzen Lieblingsſklavin Ta'âwi begleitet, über den Arm des Irhârhar nach der „Inſel der Liebe", um dort, verborgen im dichten Schilf des Ufers, im Fluß zu baden und ſich zu ergötzen am Bild ihrer Schönheit, das der Waſſerſpiegel dem fragenden Blick zurückwirft. Sie ahnte ja nicht, daß ſie nicht allein war. Daud, der Sohn des Häuptlings Muſa vom Weſtufer des Fluſſes, berühmt als der kühnſte Reiter des Stammes und der beſte Bogenſchütze, hatte gerade auf der Inſel gejagt. Und nun lag er mit ſeiner Beute im Schilf des Ufers und ruhte. Da ſah er das ſchöne Mädchen und ſah ihre unverhüllte Schönheit; und ſein Herz entbrannte in hellauflodernder Liebe. Und er ſtürzte der Jungfrau zu Füßen und umſchlang ihren Leib in heißer Liebesglut. Khe-irá

wollte schreien vor Schreck und holder Scham; aber die Stimme versagte ihr. Sie wollte fliehen, aber ihre Füße waren wie festgebannt. Sie wollte sich losreißen aus der Umarmung, aber ihre Lilienarme waren zu schwach und kraftlos. Und ihr Herz pochte so heftig, denn Amors Pfeil hatte es getroffen und entzündet in Liebe zu dem schönen Jüngling, der so stürmisch um ihre Liebe flehte. Und wie die Herzen, so fanden sich auch alsbald die Lippen der beiden Liebenden zum innigen Kuß.

Und als Daud von der Jagd heimgekehrt war, da erzählte er seinem greisen Vater Musa sein Abenteuer und beschwor ihn, bei Mansur für ihn um die schöne Khe-irá zu werben. Und der greise Musa vergaß in Liebe zu seinem einzigen Sohn des Hasses gegen Mansur; er ging zu seinem Todfeind und bot ihm die Hand zur Versöhnung. Und als Unterpfand des Friedens begehrte er die Hand der schönen Khe-irá für seinen Sohn Daud.

Doch voll Grimm und Hohn stieß ihn Mansur zurück. Er hatte als Antwort nur Worte des Hohnes und Verwünschungen. Und er tat den Schwur, seine Tochter binnen drei Tagen zu verheiraten. Aber Khe-irá hielt ihrem Verlobten die Treue. Und am Morgen des dritten Tages fand man den von ihrem Vater bestimmten Freier mit dem Dolch im Herzen tot im Lager.

Inzwischen hatte Daud, des Musa Sohn, einen kühnen Plan um Khe-irás Besitz entworfen und alles zu dessen Ausführung vorbereitet. Und dieser Plan bestand in nichts Geringerem, als das geliebte Mädchen aus dem Lager ihres Vaters zu entführen und mit ihr zu entfliehen. Hundert der tapfersten Krieger Musas standen bereit, mit dem Sohn ihres Häupt-

lings die Gefahren der Flucht zu teilen und die Fliehenden zu schützen.

In sternloser Nacht stürzte sich Daud ben Musa auf seinem milchweißen Hengst mit seinen Reitern in den Strom und schwamm hinüber ans jenseitige Ufer, wo das Dorf des Häuptlings Mansur stand. Und Daud fand Khe-irá wach und zur Flucht gerüstet. Er hob mit starkem Arm sein geliebtes Mädchen zu sich auf den Hengst, und zurück ging es an den Irhârhar. Aber dort lauerte schon der Verrat. Plötzlich brachen aus der Schilfwildnis des Stromufers Mansurs Krieger hervor; und nun begann ein Gemetzel, so wild, so grausig, daß sich alsbald des Irhârhar Wasser rot färbte vom Blut der Erschlagenen. Mansur selbst trifft im Kampfgewühl auf Daud ben Musa; und der entmenschte Vater stößt die Lanze seiner Tochter und ihrem Entführer, der das geliebte Mädchen schützend umschlungen hält, in den Leib. Doch Asra'-él, der Todesengel, entführt die beiden, sich noch im Tod im endlosen Kusse umschlungen Haltenden auf feurigem Rosse in das Paradies. Dem Fluß aber gebietet der Bote Gottes, daß er hinabstürze in die Tiefen der Erde, wo ewige Feuer glühen, und seine Wasser die Seelen der Mörder mit entführen sollen in die Hölle. Die Körper der Mörder jedoch müssen zurückbleiben auf der Erde bis zum Jüngsten Tag; sie sind zu Stein erstarrt vom Hauche des Todesengels. Und jeder Vorüberziehende speit heute noch aus vor diesem versteinerten Fluche Gottes und murmelt den Verfluchten eine Verwünschung nach in die Hölle. Seitdem blieben auch die Wasser des Stromes versiegt, die Wellen des Irhârhar wollten nimmer die Gurs, diese Zeugen des Fluches Gottes, berühren. Und das

Land verdorrte ringsum, die grünen Fluren hat der Sand der Wüste bedeckt. Die Gurs aber sind geblieben als ewige Zeugen des Fluches Gottes.

Das ist die Sage von den Steinblöcken im Wadi des Irhârhar, die die Schaanba und die Ahaggar heute noch jedem Reisenden erzählen.

Während wir diesem Märchen des alten Scheiks von Daud und Khe-irá lauschten, war der Mond aufgegangen und übergoß das Sandmeer der Dünen und das Wadi des Irhârhar mit zauberischem Lichte. Und im Scheine des Mondes war es, als erwachten die Gurs wieder zu neuem Leben; man glaubte im Schweigen der Nacht die Hufschläge der Reiter und das Schnauben ihrer Rosse zu vernehmen. Und entsetzt verhüllten unsere Tuareg ihre Gesichter, damit der böse Blick der Dschinne, der Geister der Wüste, ihnen nichts anhaben könne. Denn der Beduine glaubt fest an die bösen Geister, die in diesen Gurs hausen, den versteinerten Resten der Sage von Daud und der schönen Khe-irá.

Die Schwester

Von Hugo Greinz (Innsbruck–Wien)

Georgs Urlaub war zu Ende. Über drei Wochen hatte er hier verbracht, in dem winkeligen kleinen Tiroler Städtchen, das ihm seit Jahren ans Herz gewachsen, auf der alten Burg, die, ein Besitztum seines Freundes, ihm jetzt, wie so oft in friedlichen Tagen, ein geliebtes Heim war. Von der schmalen Eisackbrücke ging man kaum eine Viertelstunde einen sanft ansteigenden Pfad empor, bis man plötzlich vor den

hohen Mauern der Burg ſtand. Drunten lief der Schienenſtrang in ſüdliches Land, gegenüber thronte auf hohem Bergrücken das uralte Frauenkloſter. Dieſen Weg ging er jetzt langſam, bedächtig, jede Minute genießend, aufwärts. Fruchtſchwerer ſtrahlender Oktober ließ den Himmel blauen, Farben wie berauſcht ſich taumelnd durchkreuzen, zog aus gebärensmüder Erde letzten Segen, lockte aus kühlen Wäldern, abgeſenſten Wieſen, dorrenden, müden Weingärten den ſcharfen, ſtechenden Geruch des Herbſtes. Drei Jahre lang hatte er dieſe Landſchaft meiden müſſen, und oft hatte in ihm auf fremdem Boden, in kalten Winternächten, in wütend heißen Sommerſtunden die Sehnſucht nach ihr gezehrt. Die ganze Welt ſtand in Brand, hier war ſtille, friedliche Heimat. Die drei Wochen ſchienen ihm jetzt, da er auf ſie zurückſchaute, wie ein ganz neues und langes Leben. Seine Sprache hatte er wieder reden gehört, aus jedem alten Bauerngeſicht blickte ihm ſein Geſchlecht entgegen, im Vorüberwandern ſtrich ſeine Hand oft liebkoſend über irgendeine Mauer in einer der dämmernden, kühlen, engen Gaſſen. Ihm war, als ob er zu einer ſchmerzlich entbehrten Geliebten zurückgekehrt wäre, die ihn mit offenen Armen empfing, nicht klagend über ſein langes Ausbleiben, nur froh, wieder vereint zu ſein. Morgen wird er ſeine grobe Lodenjoppe ausgezogen haben und in übervollen Bahnzügen durch die Berge fahren, übermorgen durch die Ebenen, am dritten, vierten Tage begrüßt man die alten Kameraden, iſt wieder drinnen im Leben, das man vor drei Jahren begonnen.

In der Burg lag ein Brief für ihn. Er ſteckte ihn in die Taſche und pfiff dem Hund. Rolf begrüßte ihn

mit großen Sprüngen. Niemand war daheim. Nur die alte Häuserin schlapfte im Hof herum. Sein Freund kam erst mit dem späten Abendzug aus Bozen zurück. Es war zu früh, sich ins Zimmer zu setzen, aus den Büchern eines herauszugreifen. Er schlug das Tor hinter sich zu und stieg waldaufwärts. Der Hund freudig mit ihm. Droben gab's einen Platz, von dort aus umspannte das Auge das ganze Tal. Dort saß er jetzt, warm geworden vom scharfen Steigen, und sah gierig hinauf und hinab. Vogelstimmen schlugen zu ihm, fernes Blöken und Bellen, das Rollen eines Eisenbahnzuges, der langsam gegen Norden kroch. Alles, alles das erregte ihn, wie ganz neue Erlebnisse — es war ihm zum Schreien schwer und eng. Wäre er nur zwei flüchtige Tage hier gewesen, der Abschied würde leicht sein. Aber jetzt hatte er wieder Wurzel gefaßt, jetzt loderte die Liebe zu diesem Boden wieder wild auf. Und morgen fort! Er riß sich los, jagte Rolf herum. Plötzlich dachte er an den Brief, den er in der Tasche trug. Aus Zürich mit vielen Stempeln, ihm durch zwei, drei Orte nachgeschickt. Die Handschrift schien ihm fremd. Er wandte ihn um. Dort stand ein Name. Da wurde er nachdenklich. Ja, ja, ja, diesen Namen kannte er. Mit ihm hing etwas zusammen, das beinahe ein ernstes Erlebnis geworden wäre. Aber wie ferne lag dies alles! Wirklich, da war ein halbes Jahr vorübergegangen seit der Zeit, da dieser Name ihm was bedeutete. Ein halbes Jahr, und die drei Wochen hier, die ja noch schwerer wogen. — —

Vor einem halben Jahre war er in Belgrad. Und eines Abends, im Frühjahr, wurde dort ein Theater eröffnet. Das war ein großes Ereignis. Man war

ausgehungert, man kannte derartiges nur mehr aus den Zeitungen. Nun war es nicht einmal ein richtiges Theater, sondern nur ein Varieté. Aber das tat nichts. Nicht ein einziger Platz war am Abend frei. Eine Tänzerin mit gutem Namen trat auf. Dies schlanke, blonde, schöne, junge, biegsame Weib mit den nackten Armen und Füßen tanzte Chopin und Brahms, indianische Wildheiten und Salome. In stummer Erregtheit starrte man sie an, und nicht einmal in den kurzen Pausen, da sie hinter den Kulissen verschwand und sich in fabelhafter Geschwindigkeit für den nächsten Tanz umkleidete, brach sich die Stille im Hause. Erst als der Vorhang fiel, dröhnte der Saal von losbrechendem Händeklatschen, und die Tänzerin mußte ihrer Erschöpfung immer wieder zierliche Verbeugungen und ungequältes Lächeln abringen. Georgs Freund war hingerissen, und noch am gleichen Abend saß man im Hotel mit der Herrlichen an einem Tische. Es war eine größere Gesellschaft. Offiziere, ein paar Mitglieder des Theaters. Bianka, die Tänzerin, mochte neunzehn oder zwanzig Jahre alt sein. In ihrem einfachen, geschmackvollen Straßenkleid sah sie aus wie eine Tochter aus gut bürgerlicher Familie. Nichts von der großen Dame, nichts von jener Eitelkeit internationaler Stars, und ebensowenig vom Parfüm irgendeines Kokettentums. Alles war Natur und Lieblichkeit. Das blonde Haar trug sie in einfacher, rasch zugerichteter Aufmachung, ihre Wangen hatten gesundes Rot und bedurften keiner Schminke, ihre Hände waren gut gepflegt und stark, und ihr Sprechen, ihr Lachen unterschied sich in nichts von jenem ihrer Altersgenossinnen, die noch niemals auf einer Bühne schlankfüßig herumgewirbelt waren. Georg konnte sich eines

Lächelns nicht erwehren, als er merkte, daß die Mehrzahl der Kameraden eigentlich ein wenig enttäuscht war. Sie hatten wohl gehofft, dem Taumel im Theater würde sich nun eine kleine stilgemäße Fortsetzung anschließen. Die blieb aus. Einer nach dem anderen entfernte sich, der Kreis war um die Mitternachtsstunde recht klein, und als man um ein weniges später aufbrach, waren es nur mehr Georg, sein Freund Richard und der kleine Baron, die Bianka und ihre Leute nach Hause begleiteten. Bianka war nämlich nicht allein ins Hotel gekommen. Ein Vater war mit ihr und eine Schwester. Der Vater in schwer bestimmbarem Alter. Er konnte fünfundvierzig sein, aber auch sechzig. Von nicht ganz erstklassiger Eleganz, glattem Gesicht, in das ein unruhiges Leben viele Zeichen geschrieben, gewandtem, etwas zurückhaltendem Wesen. Er mochte wohl tatsächlich der Vater sein. Dem feiner Beobachtenden waren gewisse Ähnlichkeiten unverkennbar, und vor zwanzig Jahren mußte der Vater ein Liebling der Frauen oder wenigstens gewisser Frauen gewesen sein. Die Schwester: älter als Bianka, ganz und gar unscheinbar, fast unschön, dunkel, während die Tänzerin blond und hell war, und dieser, wie es schien, in abgöttischer Liebe zugetan.

Dies waren die Eindrücke des ersten Abends. Georgs Freund war von der Tänzerin arg entflammt. Als die beiden die nächtlich leeren Straßen durchschritten, ihrem Quartier zu, das aus einer verlassenen bescheidenen Gartenvilla bestand, war Richard in gehobener Stimmung. Machte sich über die Kameraden lustig, die noch die veraltete Anschauung hegten, daß Damen dieses Berufes als Freiwild zu gelten hätten, begann eine große Tirade gegen den Philister als

Begriff, und endete damit, daß man den Damen zu Hause einen feinen netten Abend geben müsse, mit ein paar gescheiten Kameraden, der kleine Baron müsse seine Frau mitbringen, und es würde Musik gemacht werden. In seinem Zimmer stand nämlich ein Klavier, und sein Rechnungsunteroffizier war ein Wiener Volkssänger.

Am nächsten Abend saß man natürlich wieder im Theater, und der Erfolg war womöglich noch stärker. Man saß wieder im Hotel, und als man aufbrach, hatte noch niemand Lust, sich schlafen zu legen. Es war eine laue, sternenhelle Vorfrühlingsnacht, funkelnd und verführerisch, man ging durch die Michaelstraße dem Kalemegdan zu, der wie von künftigen Blüten duftete, man weidete sich an dem Blick über die weiten glänzenden Wasser, in denen sich zwei Ströme aus Nord und West unterhalb des Parkes vereinten, schaute in die ungarische Ebene hinaus, die sich ohne Ende dehnte. Der Kalemegdan in schönen Nächten war ja das Beste, was man Fremden hier zeigen konnte. Georg ging mit Biankas Schwester, der Unscheinbaren, und ließ sich von ihr erzählen. Aus Biankas Kinderzeit in Paris, wo sie Elevin an der Großen Oper war, von Wanderfahrten in Italien und England; wie sie vom Krieg in Rostow am Don überrascht, erst auf die Polizei gebracht, dann interniert wurden, alle Schrecken durchzumachen hatten, von denen damals so viele Tausende von Deutschen überfallen wurden. Dann kamen sie wieder frei. Bianka durfte sogar auftreten, entzückte in Moskau mitten im Krieg, als die Russen tief in den Karpathen standen, und wurde von russischen Offizieren mit Blumen und Schmuck überschüttet. Nach einigen Mo-

naten gelang es ihnen in Petersburg, die Erlaubnis zur Ausreise zu erhalten, und über Schweden waren sie heimgekommen. Jetzt waren ihren Reisen natürlich enge Grenzen gezogen. Lisa erzählte weiter. Wie ihre Schwester ihrer nötig bedürfe. Denn um etwas anderes als ihre Tänze kümmerte sie sich nicht. Die Kostüme entwarf Lisa und machte sie sogar oft mit eigener Hand. Eine Garderobefrau vertrug Bianka nicht. Lisa kleidete sie an, kleidete sie hinter den Kulissen um, frisierte sie. Verhandelte mit den Agenten, schloß die Verträge, sorgte für den Haushalt, studierte die Fahrpläne, beglich die Hotelrechnungen. Vielleicht kam es daher, von dieser Impresario- und Sekretärstellung, daß Lisa von all jenen Dingen nüchtern, fast geschäftsmäßig redete. Bianka war für die ganze Familie die Ernährerin. Es war nicht anders als billig, daß man ihr alle Beschwerlichkeiten aus dem Weg räumte. Abends hatte sie eine Viertelstunde zu tanzen. Damit war ihre Arbeit getan und der Unterhalt für drei Menschen verdient, deren Existenz solcherart auf zwei schönen trainierten Mädchenbeinen stand. Ob ihr, Lisa, denn dieses Leben gefalle? Sie sah den Fragenden verwundert an.

Georg dachte in dieser Nacht lange über dies Mädchen nach, das so ganz in dem Berufe seiner Schwester aufging und sich damit zu begnügen schien, in deren Schatten zu stehen. Lisa machte ihm den Eindruck, als ob sie noch niemals mit einem Manne anderes als Geschäftliches zu tun gehabt hätte. Sie schien ihm ganz geschlechtlos, ohne Wünsche, ohne Begierden. Bianka füllte sie ganz aus.

Wenn Georg jetzt im Theater saß, die Tänzerin auf die Bühne sprang, das ganze Haus voll Be-

wunderung ihren Bewegungen folgte, harrte er ungeduldig des Augenblickes, da ihr Tanz zu Ende war und sie hinter den Kulissen verschwand. Von seinem Platz aus konnte er dann, wenn er Glück hatte, auf Momente zwei Hände an Biankas Körper herumarbeiten sehen. Lisas Hände, die dort die Glühende, Hochatmende, Nervöse, Ungeduldige in Empfang nahmen.

Jeden Abend nach der Vorstellung kam man ins Hotel. Zu den zwei, drei Männern, die Biankas ständigen Hof bildeten, gesellten sich jedesmal noch einige Neulinge, die den Reiz auskosten wollten, mit einer berühmten Tänzerin an einem Tische zu sitzen. Es traf sich, daß Georgs Platz jedesmal neben Lisa war. Es traf sich leicht, denn nach ihr drängte man sich nicht. Je mehr er sich an ihr Gesicht gewöhnte, desto größer erschien ihm dessen Reiz. Es war ja gar nicht unschön, es war ein kluges, etwas strenges, nicht ganz regelmäßiges Mädchengesicht, aber man mußte es wohl schon ganz genau und gut kennen, um es anziehend zu finden. Das mochte mit ein Grund dafür sein, daß Lisa keine Liebesgeschichten erlebte. Ehe sich einer in sie verliebt hätte, war sie ja schon längst wieder anderswo. Und neben Bianka sah ja doch alles an ihr vorüber. In einer kleinen Pause ihres Gespräches sah sie Georg an, hierauf Bianka, auf die zwei, drei Herren losredeten, dann fragte sie: „Warum gefällt Ihnen Bianka nicht?" – „Aber sie gefällt mir ja doch, sie ist herrlich, wenn sie tanzt, und außerhalb der Bühne ist sie das entzückendste, natürlichste Mädchen." – „Warum sitzen Sie dann immer bei mir und nicht bei ihr?" – „Bei ihr sitzen genug. Und zudem gefallen Sie mir besser, Lisa." –

Sie schlug ihm lachend auf die Hand: „Sie lügen unverschämt. Ich glaube eher, Sie sind bequem und wollen sich nicht auf einen Wettlauf einlassen. So nehmen Sie eben mit mir vorlieb." – „Wahrhaftig nicht. Ich kann Ihnen auch sagen, daß Sie mich viel mehr interessieren, als Bianka. Ich stelle mir die Psyche einer Tänzerin sehr einfach und geradlinig vor. Sofern man die Psyche mit dem zufälligen oder vorbestimmten Beruf, den ein Mensch ausfüllt, überhaupt verknüpfen darf." – „Aber wenn Sie Bianka nicht interessant finden, bin ich's doch noch viel weniger." – „Sie irren sich. Sie sind es. Sie sind es allerdings erst durch Ihre Schwester. Wenn die nicht wäre, oder wenn sie nicht Tänzerin wäre, und Sie nicht jene, die ihr jeden Tag allen Kram aus dem Wege schafft, damit sie die wenigen Minuten, mit keinerlei Sorgen und Alltagsgedanken belastet, allabendlich Hunderte von Leuten sich an ihrem Tanz und ihrem Körper freuen lassen kann – ja, dann wären Sie ganz uninteressant. Wahrscheinlich wären Sie längst verheiratet, hätten Kinder, hätten Freundinnen und Nachmittagskaffees und so manches andere." – „Heiraten – –", sagte Lisa verwundert und leise vor sich hin. – „Daran haben Sie wohl gar nie gedacht?" – „Nein, wahrhaftig nicht! Immer an einem Orte, immer die gleichen Menschen sehen, sich nicht freuen können, wie es da werden wird und dort, die Welt ist doch so groß – nein, das muß zum Sterben langweilig sein. Wie könnte ich denn auch? Was würde Bianka machen?" – „Haben Sie auch nie daran gedacht, daß Bianka einmal etwas zustoßen könnte? Oder daß sie das Tanzen auf der Bühne einmal aufgeben wird?" – „Daran will ich nicht den-

ken." – „Sie sollten aber. Dann sind Sie ein Mädchen, das seine Jugend weggegeben hat und nicht weiß, wofür." – „Lassen Sie mich. Sie haben Bianka nicht lieb." – „Nein, das habe ich wirklich nicht," lachte er, „muß man denn dies?" – „Nein, nein, man muß es natürlich nicht. Aber ich muß es. Und ein Leben ohne sie kann ich mir nicht vorstellen."

Georg kam nun auch untertags oft mit Lisa zusammen. Er mit ihr, Richard mit Bianka, so zu viert brachten sie viele Stunden zu. Auch er mit Lisa allein, wenn Bianka proben wollte oder müde war oder es ihr sonst aus einem Grunde nicht gefiel, ihr Zimmer zu verlassen. Der Vater war untertags unsichtbar, er ließ die beiden Mädchen allein. Georg dachte oft darüber nach, ob es Lisas wirklicher Vater sei. Übrigens war es gut, daß ein Vater mitreiste und nicht eine Mutter. Wie schrecklich hätte die sein können.

Seit zwei Jahren war Lisa das erste weibliche Wesen, mit dem er in nähere Berührung kam. Jetzt fühlte er erst, was er die lange Zeit entbehrt hatte. Freunde genügen nicht. Es tut wohl, eine weibliche Stimme zu hören, die zu einem allein spricht.

Sie unternahmen Spaziergänge im erwachenden Frühling. Dies war für Lisa etwas ganz Neues, für sie, die nur Großstädte kannte, oder ein paar hochsommerliche Wochen an der See, wenn Bianka kein Engagement hatte oder ausruhen wollte. Oder sie saßen auch zu Hause in der kleinen Gartenvilla. Bianka lag auf dem Sofa und ließ sich von Richard unglaubliche Geschichten erzählen, Lisa setzte sich, wenn man sie bat, ans Klavier. Und man ließ den Abend hereinbrechen und sah hinaus, wie weit, weit drüben die Sonne hinter Ungarn verschwand. Zwei Wochen

waren die Schwestern schon hier, das Gastspiel wurde verlängert. Georg fühlte mit jedem Tage mehr, daß ein Entschluß in ihm reife. Am stärksten hatte er dies gefühlt, als er drei Tage der Stadt fern war, auf dienstlicher Reise. Die waren von heißem Verlangen erfüllt und der Furcht, etwas zu verlieren, was er, der nicht mehr in jüngsten Jahren Stehende, nie mehr in seinem Leben finden würde. Er mußte mit Lisa sprechen; schob es aber von Tag zu Tag hinaus und trug sich mit der Hoffnung, daß sein Gefühl doch nur Überschwang und vorübergehende Erregung sein könnte, aus der man keine Folgen fürs Leben ziehen dürfe. Eines Abends sagte er es ihr aber doch, daß er sie haben wolle für immer, ja, ja, für immer! Es war am Tage, bevor sie abreisten, und nach der Vorstellung, in der Bianka zum letztenmal tanzte, kam man in dem Garten, in dem Georgs und Richards kleines Haus stand, zusammen. Richard hatte für festlichen Empfang gesorgt. Lampions hingen zwischen den Bäumen. Zwei Mandolinenspieler waren gefunden worden. Italienische Nacht! Sie war warm und hell. Die zehn, zwölf Leute, die Richard geladen hatte, waren entzückt, und Bianka klatschte in die Hände. Der kleine Baron hielt einen Abschiedsspruch und bekam dafür einen herzhaften Kuß. Seine Frau umarmte Bianka und gab ihn ihr zurück. Richard wurde sentimental und sah auf die Tänzerin mit wehen, vorwurfsvollen Blicken. Warum willst du uns verlassen? Aber Bianka war heiter und ausgelassen wie ein Kind. Die Mandolinen zirpten, die Kameraden stießen mit den Gläsern an, Pfropfen knallten. Georg ging mit Lisa durch den Garten bis zu der niederen Steinmauer, die den Besitz abgrenzte und von wo aus

man über die Dächer der tiefer liegenden Straßen, über die Save und über die Ebene blickte. Lisa saß auf der Mauer, ihr Gesicht war hell beleuchtet. Die lichte Nacht schien es unendlich zu verschönern. Georg stand vor ihr, faßte sie an beiden Armen, sah ihr bittend, aber wie er fühlte, ganz unsicheren dunklen Blickes in die Augen und sagte ihr alles, was er nun lange genug in sich getragen hatte. Lisa errötete. Es schien ihm, als ob es vor Freude sei, aus einem Gefühl der Befriedigung, des Triumphes heraus. Dann sah sie ihn lange an, drückte seinen Kopf an ihre Brust, küßte ihm Wangen, Mund, Augen, rasch und wild. Nahm seine Hand und strich fortwährend über sie. Blickte ihn aber nicht an, sondern schaute reglos über die Gärten und Dächer hinaus. Georg störte sie mit keinem Wort. Sah unverwandt auf das dunkle Profil, das sich von der hellen Nacht abzeichnete, verging in Verlangen nach ihr. Dann riß sie sich aus ihrem Schauen los, zog wie fröstelnd die Schultern hoch, um die ein dünnes Tuch lag, und sagte leise: „Sei mir nicht bös und verzeih' mir, wenn ich dich vielleicht dann und wann anderes glauben ließ. Aber es ist nicht möglich. Ich kann Bianka nicht verlassen."

Sie gingen stumm, Hand in Hand, zur Gesellschaft zurück, deren Lärm sie jetzt erst wieder vernahmen. Eine Viertelstunde lang hatten sie die Welt verlassen gehabt.

Am nächsten Nachmittage, als es schon gegen Abend ging, standen Georg und Richard im Bahnhof vor dem Zuge, der die beiden Schwestern und den Vater hinauf nach Budapest bringen sollte. Georg drückte Lisas Hand, sie sah ihm freundlich und herzlich ins

Gesicht, und als die Wagen rollten, rief sie aus dem Fenster heraus noch zurück: „Auf Wiedersehen!“

Die beiden Freunde gingen die steinige Balkanska ulica hinauf. Sprachen kein Wort. Abends saßen sie im Kasino. Dumpf, brütend, unlustig. Und Richard fluchte, daß ihn die Kellnerin jedesmal so lange vor einem leeren Glas sitzen ließ. — —

* * *

Georg hatte den Brief in der Hand. Er war von Lisa. Sie schrieb ihm, daß sie ihn sehen möchte. Daß sie sich mit Bianka nicht mehr vertragen könne. Und daß sie bereit sei. Er strich sich über die Stirne. Was war er damals für ein Mensch gewesen, daß er sein Leben an das eines ihm doch nur obenhin bekannten Mädchens hatte knüpfen wollen? Vielleicht sogar an das einer Familie, die durch ihre internationale Unstetigkeit doch immerhin einen Hauch von Fragwürdigkeit an sich trug? Zwischen jenem Frühling in der Fremde und diesem Tiroler Herbst, der ihn jetzt umgab, mußten mehr als sechs Monate liegen. So spurlos konnte ein Gefühl in so kurzer Zeit doch nicht verschwinden. Jetzt stand er fest auf hartem, vertrautem Boden, keine Unsicherheit trieb ihn zu abenteuerlichen Plänen, drei Wochen lang hatte er wieder Menschen seines Stammes ins Gesicht geschaut. Das genügte für lange.

Als er in dunkelnder Stunde hinabschritt und sich der Burg näherte, empfand er doch einen Anflug von Trauer. Traurig war es, daß dieser Brief nicht schwerer in seiner Hand wog, als wenn ein welkes Blatt von den Kastanienbäumen auf sie geflattert wäre und sie noch leicht gestreift hätte, ehe es zur Erde niedersank.

Die viereckete Seel'

Von Rudolf Greinz (Innsbruck–München)

Der Komedius Glatzl war ein unverbesserlicher alter Wilddieb. Eigentlich schon ein uralter. Erst kürzlich hatte er seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Etwa nicht daheim, sondern im Arrest des Bezirksgerichtes zu Schlanders im Vintschgau. Das betrachtete aber der Glatzl nur als eine Art Erholung von den Anstrengungen seines Berufs.

Diesmal hatten sie ihn sechs Wochen eingesponnen. Die Ursache war ein fettes Haserl, das er dem Mauracher Sepp in Goldrain weggeschossen hatte. Eigentlich ein teures Bratl. Ließ sich aber bei den vielen Vorstrafen des Glatzl halt nicht anders machen.

Für gewöhnlich lebte der Glatzl in Goldrain, in der Nähe von Schlanders. Der Mauracher Sepp war dort ein begüterter Bauer, dem auch die Jagd in der Gegend gehörte. Im übrigen war der Sepp ein großer Geizhals, aber durchaus kein Kirchenlicht. Er zählte vielmehr unter die Dümmeren von der G'moan. So gescheit war er aber doch, dem Glatzl wegen dem Haserl ins Kotterle (Arrest) zu bringen.

Mitten im Fasching ließen sie den Glatzl in Schlanders wieder aus. Noch an demselben Nachmittag saß er ganz kreuzfidel beim Hirschenwirt in Goldrain und ließ sich ein paar Stamperlen Schnaps schmecken.

Man hätte dem alten Haderlumpen seine Jahre nicht angemerkt. Der Glatzl besaß eine eiserne Gesundheit. Er war ein stämmiger, kurz gewachsener, vierschrötiger Kerl mit einem wohlgenährten, rundlichen Gesicht, das vor lauter grauen Bartstoppeln in seinem größeren Teil einer stark verbrauchten Bürste

glich. Auch auf dem Kopf ſtellte er nach allen Seiten die Borſten in die Höhe.

Als der Glatzl gerade beim fünften Stamperl angelangt war, kam der Mauracher Sepp, ein hageres Bäuerl, in die Wirtsſtub'n, wo ſich der Glatzl bis dahin ganz allein dem ſtillen Suff hingegeben hatte.

Der Bauer wollte ſchon wieder bei der Tür hinaus, als er des Glatzl anſichtig wurde. Der nötigte ihn aber, an ſeinem Tiſche Platz zu nehmen. Widerwillig ſchaffte ſich der Sepp ein Viertel Wein an.

„Muaßt nit glei davonrennen, wenn wir uns ſo lang nimmer g'ſehen hab'n!" meinte der Glatzl. „Wia geaht's dir denn nachher alleweil, Sepp?"

„I kann's nit loben. Nit recht extra!" entgegnete der Sepp, dem es neben dem alten Haderlumpen immer ungemütlicher wurde.

„Ja, ja, ſchauſt auch aus wia die ſieben teuern Zeiten!" ſagte der Glatzl mit einem gewiſſen Bedauern.

„Meinſt wirklich, es is ſchon ſo weit mit mir?" fragte der Sepp, dem es ganz kalt über den Rücken lief, ängſtlich. Der Sepp litt ſtets an allerhand eingebildeten Krankheiten. Am unliebſten hörte er es bei ſeinem Geiz, wenn einmal zufällig die Rede aufs Sterben kam.

„I mein' ſchon, daß an dir die Würmer bald an Kirchtag kriagn!" erklärte der Glatzl mit voller Seelenruhe. „Wenn amal a Menſch a ſo grüanzipfet (ſchlecht und abgemagert) ausz'ſchaun anfangt wia du, nachher kann er Reu' und Leid mach'n! Da ſchau mich an!" grinſte der Glatzl boshaft. „Achtzig Jahr bin i iatz vorbei und tua noch lang nit ſterben!"

„Ausſchaun tuaſt wia's Leb'n!" Dabei ſchielte ihn der Sepp neidiſch von der Seite an.

„Und iatz ſchon gar, wo ſie mich in Schlanders ſo nobel außer g'fuattert hab'n!“ rief der Glatzl. „A ausgezeichnete Koſt, ſag' i dir! Völlig g'mäſtet haben ſi' mich!“

„Ja, Glatzl, nachher verübelſt mir's am End' gar nit, daß i dich angeben hab', weißt ſchon, wegen demſelbigen Haſi?“ fragte der Sepp kleinlaut.

„Aber koa Spur nit!“ beruhigte ihn der Glatzl.

„Weißt, i hab' dich anzeigen müaſſ'n!“ ſuchte ſich der Mauracher Sepp zu entſchuldigen.

„Müaſſ'n?“ Der Glatzl ſchaute ihn verſtändnislos an.

„Freilich! Es war ja doch a Diabſtahl. Und an Diab muaß man angeb'n, heißt's im G'ſetz!“

„Ah ſo? Wirſt ſchon recht hab'n, Bauer. I hab' mir lei (nur) denkt, 's Haſl hat dich ſo viel g'reut, weil d' a ſolcher Geizkrag'n biſt!“

„Naa! Naa!“ verſicherte der Sepp. „Grad' weg'n dem G'ſetz! 's Haſl hätt i dir gern vergunnt!“

„Bin i doch froh für dich, Sepp, daß d' koa Geizkrag'n biſt, weil dich der Geiz ſonſt noch viel eher in die Gruab'n bringet! Und ſterben tuat ſchließlich koans gern!“ meinte der Glatzl.

Dem Sepp begann es ſchon wieder ungemütlich bei dieſer Wendung des Geſpräches zu werden. „Mich wundert's grad, wia lang du's noch machſt! Du biſt alleweil ſo friſch beim Zeug! Es is, als wenn du verhext wärſt!“

„Naa, verhext bin i nit!“ meinte der Glatzl.

„Amal wird's dich ſchon auch hab'n!“ tröſtete ſich der Sepp.

„Mich hat's nia!“ verſicherte der Glatzl.

„Ewig kannſt ja nit leb'n!“ meinte der Bauer.

„I kann leb'n, solang i mag!" grinste der Glatzl und zeigte dem Sepp sein tadelloses Gebiß.

„Laß dich auslachen!" meinte der Mauracher Sepp zweifelnd.

„Wenn du's nit glaubst, nachher laßt es bleib'n!" erwiderte der Glatzl ruhig, stopfte sich seine kurze Reggelpfeife und begann daraus zu qualmen.

„Aber amal kannst doch krank wer'n!" hob der Sepp nach einer Pause wieder an.

„I kann nit krank wer'n!" erklärte der Glatzl und rauchte weiter.

„Ja, was tuast denn du nachher?"

„Dös sag' i nit!"

Der Mauracher Sepp rückte ganz nahe an den Glatzl heran und fragte ihn geheimnisvoll: „Hast a b'sonders g'weiht's Amulett?"

„Naa!"

„Nit?" Der Sepp war ganz starr vor Verwunderung. „Ja, was hast denn du nachher?"

„Dös will i dir schon sag'n!" erwiderte der Glatzl halblaut. „Aber du darfst es koan' Menschen verraten! Du bist der erste, dem i's anvertrau!"

„I schwör' dir zehn heilige Eid', i sag' nix!" beteuerte der Sepp und reckte drei Finger der rechten Hand in die Höhe.

„Also paß auf!" fuhr der Glatzl fort. „I hab' nämlich a viereckete Seel'! Und dö andern Menschen, dö hab'n a runde Seel'! Dös wirst wohl begreifen, daß a runde Seel' bei a runden Loch viel leichter außi fahrt, als wia a viereckete! A viereckete Seel', dö derschnaufst ja gar nit außi; dö bleibt dir ja glei überall stecken!"

„Ja, warum haſt denn juſt du a viereckete Seel'?“ fragte der Sepp und riß Mund und Augen auf.

„Dös is a lange G'ſchicht'. Dö erzähl' i dir a andersmal. I hab' halt a Trankl, dös oan' die Seel' viereckt macht!“

„Jeſſas! Wann i dös hätt'!“ geriet der Sepp in Aufregung. „Kannſt mir's nit verſchrei'n?“

„Naa!“

„Geh, ſei ſo guat!“

„Daß d' mich wieder einſperren laßt!“

„Naa, g'wiß nimmer!“ beteuerte der Sepp.

„Und wenn i mir wieder an Haſen hol'?“

„Wegen meiner, wia viel d' willſt!“

„Wird dir aber z'lötz (ſchlecht) ſein, dös Trankl!“

„Is recht lötz?“

„Hölliſch lötz!“ verſicherte der Glatzl.

„I ſauf's ſchon!“ erklärte der Sepp nach kurzem Überlegen. „Weißt, mir iſt ſo viel wenig drum ums Abkratzen (Sterben)!“

„Alſo, du ſollſt 's Trankl hab'n! Schon weg'n der guat'n Koſt in Schlanders!“ verſprach ihm der Glatzl. „Morgen holſt dir's bei mir! Übermorgen iſt Faſchingſonntag. Da ſaafſt zuerſt die ganze Flaſch'n voll aus, und nachher gehſt als Huttlee (Maske) nach Schlanders!“

„Warum denn dös?“

„Mit dem Trankl im Leib muaßt dir Bewegung im Freien mach'n, damit die Seel' g'ſchwinder viereckt wird! Je mehr du ſpringſt, deſto vierecketer wird die Seel'! Dös wird dir doch einleuchten?“

„Ah ja!“ verſicherte der Sepp und ſchnitt ein womöglich noch blöderes Geſicht, als er gewöhnlich hatte.

„Und da gehst am g'scheitesten als Huttlee, daß d' recht narrisch umhupfen kannst!"

„Dös is wahr!" nickte der Sepp beifällig.

Die Flasch'n mit dem geheimnisvollen Trankl holte sich der Sepp pünktlich ab. Der Glatzl, der auf einmal sein bester Freund geworden war, hatte inzwischen auch ein Huttleeg'wand für ihn versorgt.

So kam der Faschingsonntag. Nachdem der Sepp sich zu Mittag etliche Knödl einverleibt hatte, schlich er auf seine Kammer, holte die Flasch'n unter dem Bett hervor, tat den Pfropfen weg und roch einmal vorsichtig dran.

Gut roch es nicht. Der Sepp wagte einen kleinen Schluck.

„Himmelblauer Höllteufel!" rief er und sprang unwillkürlich in die Höhe. „Is dös Zeug hantig (bitter)!"

Unschlüssig stierte er eine Weile die Flasche an; dann setzte er sie an den Mund und goß mit wahrer Todesverachtung den ganzen Inhalt hinunter. Es war schrecklich, den Sepp beutelte es am ganzen Leib vor Grausen. Er sprang einigemale gegen die Wände seiner Kammer. Die Bewegung ergab sich von selbst. Der Glatzl hätte sie ihm gar nicht zu verordnen brauchen.

Der Sepp schluckte und würgte noch immer verzweifelt, als er das Trankl schon längst im Leibe hatte und es gar nichts mehr zu schlucken gab. Dann riß er die Kammertür auf, polterte über die Stiege hinunter, beim Haus hinaus und rannte spornstreichs den Weg nach Schlanders. Der Sepp erinnerte sich nicht, zeitlebens so viel Bewegung gemacht zu haben.

Das Trankl wütete in ihm wie tausend losgelassene Teufel. Das zwickte und brannte und juckte, daß

es den Sepp ſpringen machte wie einen verrückten Heuſchreck'n. Dabei ſchüttelte er fortwährend den Kopf und ſtreckte die Zunge heraus. Es grauſte ihn fürchterlich. Er brachte den Geſchmack der Wundermedizin nicht mehr los. Und auf der Zunge brannte es noch immer, daß er ſie fortwährend in die kalte Winterluft recken mußte, um ſie einigermaßen zu kühlen.

Schnell wie ein Sturmwind kam der Mauracher Sepp nach Schlanders. Dort erregte er berechtigtes Aufſehen. Er war entſchieden der luſtigſte Huttlee von allen.

Arme und Beine bewegte er in den ſonderbarſten Verrenkungen, ſchnitt die ſchauerlichſten Grimaſſen und brüllte und johlte, daß er beſtändig einen bewundernden Haufen hinter ſich hatte. Vor dem Bärenwirt in Schlanders entſtand ein förmlicher Anlauf.

„Mich z'reißt's! Mich z'ſprengt's!" heulte der Sepp in allen Tonarten. „Pfui Teuxel! O du verflixte viereckete Seel'!" Dabei ſprang der Sepp wie ein Seiltänzer und bleckte die Zunge heraus, ſo weit er ſie aus dem Rachen brachte. Die Wirkungen des Trankls waren immer unheimlicher geworden. Dem Mauracher Sepp ſtand der kalte Angſtſchweiß auf der Stirn. Er glaubte jeden Augenblick, zu lauter Fetzen geriſſen in die Luft zu fliegen.

Jubelnder Beifall lohnte ſeine Produktionen. Das machte den Sepp endlich ganz wütend. Er ſtürzte ſich auf ſeine ehrlichen Bewunderer. Es entſtand eine regelrechte Rauferei, in deren weiterem Verlauf der Mauracher Sepp unter dem dringenden Verdacht der totalen Betrunkenheit verhaftet wurde.

Im Arreſt klärte ſich die Sache dann allerdings langſam auf. Als man erkannt, daß es ſich doch nicht

um einen Betrunkenen handelte, wurde der Sepp wegen seiner hartnäckigen Behauptung, die viereckete Seel' mache ihm so viel zu schaffen, zunächst als vollkommen geistesgestört behandelt.

Über Nacht blieb er im Arrest und verfiel endlich in einen tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen hatte er sich soweit erholt, daß er vernehmungsfähig war und im Laufe des Tages nach Goldrain entlassen werden konnte.

Dem Glatzl trug die Geschichte einen neuen unfreiwilligen Aufenthalt in Schlanders ein. Weiteren Schaden hat das Trankl dem Mauracher Sepp nicht gebracht. Offenbar besaß er die viereckete Seel' ohnedies schon. Sonst hätte er die Roßkur wohl schwerlich so gut vertragen.

Die Untersuchung ergab, daß das Zaubertrankl des Glatzl ungefähr folgende Bestandteile gehabt hatte: Abgekochten Gamskreß, Stiefelwichse, Arnika, Tabaksaft, Pfeffer, saure Milch, Viehsalz, Rizinusöl, Juckpulver, Brennspiritus, Schnupftabak und Petroleum.

Wie die Wolken ziehen!

Von Robert Hammer (Bozen)

Zwanzig Jahre sind wie ein Tag. Und ein Tag zerrinnt!

Es war einmal vor zwanzig Jahren. Da saßen sie alle im Walde, fünf Damen und fünf Ritter. Es waren aber die Ritter fünf Buben mit vierzehn Jahren und einigen Semestern Latein. Jeder hatte seine Dame mitgebracht, noch jünger als er: Schwestern, Bäschen und Nachbarskinder.

Sela, ein schwarzer Junge, trat vor und hielt eine Rede: „Meine Damen und Ritter! Es freut mich, daß ihr so zahlreich in meinem Schloßhof erschienen seid. Heute ist Turnier. Mein Schloßhof ist großartig für ein Turnier! Hier die grünen Bogen sind die Lauben für die Damen. Wer den Preis erringt, bekommt von seiner Dame den frischen Kranz auf den Kopf – aus Bärlapp oder rotem Heidekraut."

Die Damen machten liebliche Gesichter.

„Ihr wisset alle, was Ritterbrauch und Rittersitte will. Jeder Ritter trägt die Farbe seiner Fraue als Krawatte oder am Hut. Manschettenknopf gilt nicht!"

Es besaß auch keiner Manschetten.

„Hat jeder seine Farbe?"

Ja, alle hatten die Farbe.

„Sela, ich hab' lieber Rot!" rief ein Stimmchen. Es war Trude, die Dame Selas. Aber Sela entschied kurz: „Rot ist bäurisch! Ich habe schon Grün genommen!" und zog seine grüne Halsbinde enger.

„Kann das Turnier beginnen?" Fünf „Ja" zwitscherten aus der Damenrunde. Die fünf Damen aber saßen auf vier Baumwurzeln. Auf einer saßen zwei.

Das Turnier bestand weder in Lanzenstechen noch sonst in einem kecken Ritterspiel. Es sollte geklettert werden. Dazu brauchte man auch keine Pferde. Jeder klettert auf eine Fichte und wer den Gipfel zuerst erklimmt, soll Sieger sein und wird bekränzt.

Die Bäume wurden verteilt und das Klettern begann. Sie kletterten herrlich! Ob die alten Ritter ehemals so hätten klettern können? Sela war allen voran. Er mußte Sieger werden!

Die Mädchen kicherten und flochten rotes Heidekraut oder Bärlappstränge zu Kränzen. Dann lösten

sie das Haar mit zierlich eitler Gebärde und drückten sich den Kranz darein, aus Heidekraut die Blonden und aus Bärlapp die Schwarzen, und drehten anmutig die Hälse – wie die Feen! Die Ritter aber fauchten vor Begeisterung und Mühe. Ein heimliches Tuscheln ging durch die Reihe der Damen und silbernes Lachen wurde mit vorgehaltener Hand erstickt. –

Sela umfaßte den Wipfel, er war Sieger! Jauchzend warf er ein altes Rabennest vom First des Baumes. Die andern sah er noch mitten am Stamme kleben. Einer war gestürzt und hatte erst neu wieder beginnen müssen. Der Sieger aber zog ein grünes Seidenschürzchen aus der Tasche und band es auf den höchsten Gipfel. Und auf den höchsten Gipfel sprang sieghaft der Wind und leckte mit der grünen, flatternden Zunge gegen die weißen Wolken. Da suchte Sela seine Dame ... Doch wo waren die Ritterfräulein?

„Das ist gemein!" schrie er. „Die Mädeln sind davongelaufen! Das ist bodenlos!"

Die Ritter in der Runde stutzten und atmeten erleichtert. Ein Rutschen nach unten begann und der gesunkene Mut schlug in Übermut um. „Ich bin der erste drunten!" rief ein Abgestürzter und tat einen kühnen Sprung zwei Meter tief. „Wo ist die Dame mit meinem Kranz?"

Sela kam als letzter auf den Boden. „Das ist eine Schmach!" knirschte er.

„Wir fangen sie ein und ziehen sie bei den Zöpfen herbei!" meinte einer nicht sehr ritterlich. Aber es war ihm nicht ernst. Im stillen lobte er seine Dame, die sich so zartfühlend der Schande ihres Ritters entzogen hatte. Nur Sela war ernstlich böse. Wortlos

und verdroſſen ging er in den Wald hinein, wo der Schatten am tiefſten lag.

Sela war ein verträumter Knabe. Er warf ſich ins Moos, kreuzte ſeine Hände als Kiſſen unter den Kopf und ſchaute zum Himmel.

Wie die Wolken zogen und ſich zu Formen ballten! ... Ein großer Drache! Auf dem Schweif, der über den ganzen Himmel ging, ſaß eine Prinzeſſin. Ein Hund biß dem Drachen in den Schweif. Der Drache ſchmolz vor Wut. Nur der Schweif blieb noch ... Der ward eine Eiſenbahnbrücke und die Prinzeſſin fuhr davon ...

Die Bienen ſummten ſchläfrig über den Waldgräſern. Die Föhren aber ſangen ein Schlummerlied, immer gleich und immer leiſe, und wiegten die Wipfel in rundem Reigen.

Plötzlich fühlte Sela zwei kühle Händchen an ſeiner klopfenden Stirn und einen Kranz aus Bärlapp in ſeinem Haar.

„Trude!" ſagte er, ohne umzublicken.

„Ja!"

„Warum biſt du fortgelaufen?"

„Ich bin nicht fortgelaufen. Ich war im Haſelſtrauch verſteckt."

„Warum haſt du dich verſteckt?"

„Die andern ſind fortgelaufen. Da war ich ganz allein."

„Die andern ſchämten ſich ihrer Ritter, weil ſie Stümper ſind: Roßknechte, keine Ritter! Aber du hätteſt ſtolz ſein können!"

Dann ſchwiegen beide. Ein Rotkehlchen, das ſich niederlaſſen wollte, flatterte erſchreckt zurück, als es

die Gäste gewahrte. Eine Spinne zog ihren goldenen Faden vom Erlenbusch zum Baume.

„Sela, du bist ein Held!" hauchte es dem Jungen nach einer Weile ins Ohr.

„Hör mir auf! – Du! Deine grüne Schürze habe ich droben angebunden. Die kannst du dir selber herunterholen!"

Und wieder war es still. Irgendwo im Walde hämmerte ein Specht. Da war es dem Jungen, als höre er ein unterdrücktes Schluchzen an seiner Seite. Und als er den Kopf wandte, sah er seine Dame mit dem Gesicht gegen den Baum stehen und weinen. Da kam er sich sehr unritterlich vor, wie er noch immer so dalag auf dem Rücken, und der grüne Kranz in seinem Haar brannte wie eine glühende Krone. Er nahm ihn herunter und drehte die Flechten fester. Dann griff er plötzlich in die Tasche und warf eine Handvoll Kirschen auf den Moosboden: „Iß!" Und Trude setzte sich und aß. Auf der Wange glänzte noch die Träne wie Morgentau an einer Waldblume.

„Trude, gestern hat mich der Professor gefragt, warum ich den Aufsatz mit grüner Tinte geschrieben habe."

„Hast du mit grüner Tinte geschrieben?"

„Ja. Wir haben über unsere Zukunftsgedanken schreiben müssen; was jeder werden möchte."

„Was möchtest du werden?"

„Nordpolfahrer."

„Nordpolfahrer?" Das Mädchen tat voll Staunen.

„Ja. Richtiger Nordpolfahrer!"

„Mit Pelz und Muff?"

„Mit Pelz und Muff und fünfzehn Hunden! Wenn ich dann wiederkomme, darfst du mir einen Kranz aufsetzen, aus Bärlapp oder Heidekraut!"

„Aus Bärlapp!"

„Wie du willst!" Dann fuhr er sich mit den Fingern durch das schwarze Haar. — „Trude, kommen dir nie Zukunftsgedanken?"

„O ja!"

„Was wirst du tun?"

„Ich werde dich heiraten!" Sie sprach das sehr gelassen aus und schob zwei Kirschen in den süßen Mund. „Und dann fahre ich mit dir nach dem Nordpol mit Pelz und Muff und füttere deine Hunde!"

„Dann darfst du mir nicht mehr davonlaufen!"

„Nein!"

„Dich auch nicht im Haselstrauch verstecken!"

„Nein!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mitten auf der Treppe hat ihn das Träumen überkommen, fieberhaft und wie ein schwüles Wetter, schwarz und mit zuckenden roten Blitzen.

Zwanzig Jahre sind wie ein Tag. Die Rittergeschichte im Walde war vor zwanzig Jahren!

Sela umklammert das Treppengeländer mit beiden Händen. Ein Fieber rinnt durch seine Finger. Und das Fieber rinnt durch das goldblanke Messinggeländer der Marmorstiege wie junger prickelnder Wein und das Geländer trinkt das Rieseln.

Sela wirft einen Blick auf die Holzschuhe an seinen Füßen und auf den schäbigen Rock und schlägt dann seine Hand an die Stirn. Nordpolfahrer hat er werden wollen! Nordpolfahrer! Und jetzt ist er Holzknecht droben im Walde, wo er seine schönsten Träume träumte ... vor zwanzig Jahren! Da hat er Latein studiert und die Kreise der Erde und an der Uhr

eine Magnetnadel getragen, die immer nach Norden zeigte.

Zwanzig Jahre sind wie ein Tag. Und die Geschichte eines Tages ist kurz!

Es starb der Vater. Ein Jahr darauf war Sela Arbeiter um sein tägliches Brot. Das Uhrgehänge mit der Magnetnadel hat er verloren — —

Das Fieber rinnt. Über die Marmorfliesen rinnt es und rinnt durch das ganze seelenlose Haus, wie der Dunst fiebert in der Sommerhitze.

„He, Sie! Was stehn Sie denn da? Ist Ihnen übel?"

„Nein, Herr Hausmeister. Ich war sehr müde!"

Der Holzknecht klappert die Stiege hinauf. Dann faßt er wieder das Geländer.

Ein Holzknecht, ein Holzknecht! Aber doch kein Narr! Die Leute verwechseln alles, die Wochentage, die Titel der Menschen und die Namen der Hunde! Auch das Leben verwechselt viel!

— — „Mit fünfzehn Hunden!" — — —

Trude ist jetzt eine junge Frau in Pelz und Seide — und Sela ist ein armer Kerl. Er kann sich keine feinen Kleider kaufen und hat die Hände voll Schwielen. Am Hute aber trägt er ein grünes Band.

Der Baum steht noch, an dem das grüne Seidenschürzchen damals flatterte. Einmal jede Woche geht Sela zum alten Plätzchen, wo die Damen beim Turniere saßen. Dann nimmt er immer den Hut ab —

Morgen muß der Baum gefällt werden. Das hat er an Trude melden wollen, an Frau Gertrude, und ist darum in das schöne, tote Haus gegangen ... Da hat ihm das Träumen kommen müssen! Es kommt ja so oft.

„Da schau den unheimlichen Menschen an! – Sie! Wohin wollen Sie denn eigentlich?"

„Ich bin schon am Ziel, Herr Hausmeister! Zu Frau Gertrude wollte ich!"

Sela klingelt. Die Zofe öffnet einen Spalt und Sela fragt nach Frau Gertrude. „Sela, ein Jugendfreund," soll sie melden. „Sela?" – „Ja, Sela!" Dann wartet er lange Minuten.

Durch das Treppenfenster schaut die Sonne auf den Holzknecht nieder und seinen geflickten Rock. Und die Wolken ziehen! Sie rennen! Alle rennen sie von Norden her im Galopp und hinterdrein der Drache mit dem Schweif . . .

Endlich gehen Schritte hinter der Glastüre. Frau Gertrude und die Zofe reden. Frau Gertrude sagt: „Nein, das ist nicht möglich! Der ist ja im Irrenhaus!"

Da wird es dem Holzknecht draußen schwarz vor den Augen. Er sieht nur halb, wie sich die Türe öffnet und eine nebelweiße Gestalt erscheint. Gedämpft und kalt wie aus einem zugeschaufelten Grabe hört er etwas von Kranksein und Nervenheilanstalt. Er bringt kein Wort heraus. Alles hat er vergessen, was er sich zusammengedacht. Endlich stottert er: „Der Baum wird morgen fallen!" Mit dem Herzen saugt er die Antwort ein. Die Worte hört er nicht. Aber der Frost, der ihm entgegenspricht, kältet ihn bis aufs Mark und der mitleidig-geringachtende Blick springt ihm wie eine Viper in die Augen . . . dem Narren in die Augen! Und ehe er die Antwort noch zerdenken kann, ist er allein und hält eine Münze in der Hand wie ein Bettler. Die Münze schleudert er in die Ecke und weil sie ihm wieder zurollt, tritt

er mit den Füßen darauf herum, als müsse er einen Funken zertreten. –

Beim großen Brunnen vor dem Hause wäscht er sich die Hände. Dann läuft er und läuft am Walde vorüber und wagt nicht aufzublicken.

Vor den Moortümpeln muß er anhalten. Der Himmel schaut in den schwarzen Spiegel. Über den schwarzen Spiegel aber kriecht der Drache mit dem Schweif und schleierdünn schwebt die Prinzessin vorüber. Der Holzknecht starrt. Durstig und wie ein heißes Messer taucht sein Blick in die Tiefe. Die Prinzessin zerrinnt. Der Drache aber bleibt . . .

Am andern Tage wurde der Baum umgeschlagen. Sela tat es ganz allein. Es hat ihm niemand helfen dürfen.

Auf stiller Höhe

Von Hans v. Hoffensthal

(Aus dem Nachlasse)

Verschlafene Höhen und verträumte Wälder und Wiesen, überschattet von hohen Lärchen. Und eine redende Stille überall und der Atem der weißen Orchideen.

Ich grüße euch.

Und euch auch, blaßblau verdämmernde Fernen, grüße ich und den großen erhabenen Kreis der Berge, die rings um meine Höhe sich ziehen und auf mich hersehen. Krah, krächzte ein Rabe? Grüß dich, sage ich zu ihm, Wotan zum Gruße. Aber er hört mich nicht, sondern schreit und schreit und flattert über dem jungen Wald, hinter dem er verschwindet.

Mein Hund sieht ihm nach.

Laß ihn, Lea, komm her. Kümmere dich nicht um ihn. Er fliegt vielleicht zu seinem Weibchen. Es ist Mai. Da hat jedes Tier seine Gespielin und seine Wonne. Auch der schwarze Krächzer wird eine wissen, zu der er sich gerne auf den Ast schwingt. Der Frühling liegt auch ihm im Blute und die Liebe macht ihn eine Zeit vergessen, daß er ein räuberischer Vogel mit schlechten Eigenschaften ist. Sogar die Füchse im Waldtal und die Weihe, die mordgierig nach dem jungen Huhn ausspäht, sie sind jetzt gute und fromme Tiere. Der Rote verliert die Spur des Hasen, hält inne und kohlt dann, bis die Füchsin über die Lammer zu ihm kommt, daß er sich an sie schmiegen kann. — Und die Weihe und die Bussarde locken heftig und dann gibt es ein Schlagen schwerer, kräftiger Fänge und lautes Flügelklatschen und Federnfliegen. Aber rings in den Wäldern rufen die Kuckucke über die weiten Wiesen einander zu und der Balzgesang des Spielhahns kommt von der Höhe.

Ich grüße euch. Euer aller Freund bin ich und liebe euch. Und ich will meine Büchse nur abschießen, daß das Echo, das in den Wäldern schläft, aufschreckt und seine Stimme erhebt.

Der Schuß geht in die Luft und Lea wedelt freudig mit dem Schweife, da sie den Knall hört. Dann ruft mir das Echo von allen Seiten zu, daß man meinen Schuß gehört hat, und nun wird es wieder stille, einen Augenblick totenstill, daß ich den Schlag meines Herzens hören kann, das vor Einsamkeit bebt.

Da steht mit einem Male eine große Wolke vor der Sonne, daß das Licht fahl wird. Und vom Sarntale her kommen schwere weiße Nebel, die auf die Höhen vertreiben und ziehen, eilig, furchtbar eilig.

Schon legen sie sich über Oberinn und hängen ihre weißen Schleppen über Lobis und kommen dann, nein, eilen dann gerade auf mich zu. Ich nehme die Flinte in die Hand und springe über den Zaun an der Waldgrenze und laufe die Orchideenwiesen hinab der kleinen Hütte zu, die nahe am unteren Waldrand steht, nicht fünfzehn Schritte von der ersten Lärche.

Die Brettertüre ist nur angelehnt. Ich lasse meinen Hund aus und bringe dann die Tür in Ordnung, daß sie ein wenig schließt. Jetzt sind wir geborgen.

Siehst du, Lea, nun haben wir es gut getroffen. Bevor der Regen kommt, sind wir gerade noch in Sicherheit. Das Strohdach ist gut gemacht und wird keinen Tropfen durchlassen. Aber die Lärchbohlen, aus denen unsere Hütte gebaut ist, sind so lose gefügt, daß wir zwischen jeder einzelnen prächtig hindurchsehen. Du hast Ausblick auf das Gras am Boden und auf den Zaun. Ich aber bin so groß, daß ich alle Wipfel und Bäume am Waldrand übersehen und alles beobachten kann, was darauf vorgeht. Vielleicht glückt mir von hier aus ein guter Schuß. Einen Braten müssen wir uns noch schießen zum Feuer am Abend. — Was? Du meinst nicht, daß sich ein Haselhuhn auf jene Lärche dort setzen wird. — Warum schüttelst du den Kopf? — Aha, jetzt verstehe ich selbst schon, warum du recht hast.

Von Westen schiebt sich der dichte Nebel immer näher. Schon sehe ich keinen Baum mehr, geschweige denn die Zäune, über die er seine Schleppe zieht. Wir werden mitten in das graue Treiben hineinkommen. Die ganze Hütte wird er einhüllen, so daß wir gar nichts sehen, gar keinen Ausblick mehr haben, ja

nicht einmal die Lärche mehr, fünfzehn Schritte vor uns am Zaun. Dann können sich natürlich drei Haselhühner hinaufsetzen und ich werde kein einziges schießen, da ich es ja nicht sehen kann. Da hast du recht.

Horch, was ist das? Du schnupperst. Bist erschrocken? Hast du einen derartigen Ton jemals gehört? Meiner Treu, das ist seltsam. Zwanzig Schritte vor uns steht eine weiße Nebelwand, die von den Wolken herab bis zur Erde reicht. Es ist, als wäre es ein riesiges, grauweißes Segel. Und was ist das für ein eigenartiger sausender Ton, gerade als wenn ein Segel im Winde sänge? Aber es ist doch kein Wind. Die Halme sind ruhig und keiner rührt sich. Und auch keiner von den Ästen am Baume vor uns macht eine Bewegung. Siehst du, deshalb denke ich mir, das ist ein Ton, der vom Nebel selbst kommt. Es ist des Nebels ureigenster Ton, vielleicht die Stimme des Nebels. Viele Dinge haben ihren eigenen Klang, der Wald, die Ährenfelder und der Regen, die Bäche und das Meer. Warum sollte nicht auch der Nebel seine besondere Stimme haben. Ich bin sicher, daß ich recht habe. Es ist ein schweres Sausen und Singen. Das kommt mächtig und schwillt an und wird stark und klar wie eine volle Stimme. Eine neue Stimme der Natur, die voll singender Rede ist. Während ich dies denke, steht schon die weiße Wand vor meiner Hütte und da sehe ich auch, wie der Nebel zwischen den Balken eindringt und spüre seinen feuchten Hauch, den ich einatme. Und wie ich mich nach Süden wende, um auf die Lärche zu sehen, da erkenne ich nicht mehr einen einzigen Ast daran und das große Sausen geht über unser Haupt hinweg und Lea legt ihren Kopf fröstelnd an meine Beine.

Nach einer Weile wird es lichter. Der Nebel hat ein Ende. Vom Westen her kommt aus den Wolken heraus die Sonne. Heil dir, sage ich, und auch Lea reckt sich freudig auf und wedelt vergnügt mit dem Schweife. Da ertönte dicht nahe der Hütte ein Kuckucksruf. Du, sage ich hastig zu Lea, was wir heute alles noch erleben! Sei nur ganz still. Ich sehe auf die Lärche am Zaun. Richtig, auf dem kahlen Ast sitzt ein Kuckucksweibchen und lockt. Und wie es Glück hat! Hörst du? Es antworten drei Kuckucke. Ist das nicht viel? – Nein, da hört man noch den Ruf eines vierten. Er ist ganz oben auf der Höhe, vielleicht schlief er und erwachte von diesem Rufen. Ruhig! sage ich, da ist schon der erste. Eilig streicht er daher, gerade über unsere Hütte hinweg und schwingt sich zu ihr. Er schlägt einige Male hastig mit den Flügeln, dann bleibt er reglos, nur einen Augenblick und im nächsten schon hebt er seinen Gesang an. Wer hätte das gedacht, daß ein Kuckuck so singen kann; aber es ist doch so. Die Elemente seines Liedes bestehen nur aus seinem Ruf, den er immer hat. Aber wie er die einzelnen Töne zerpicht, betont, gurgelt und anschwellen läßt, daß sie getragen klingen und dann auf einmal – hörst du – dann verflattert er sie immer eiliger, immer hastender – als ob ihm eine jähe Gewalt die kleine Brust zerdrücke. Ist das nicht sehr schön? Wird sie ihn nicht gleich erhören? Nun aber kommt vom Walde herauf ein zweites Männchen. Nein, das hättest du sehen sollen, wie er anflog. Gib acht. Jetzt singt dieser. – – -- Was? – Der kann es noch schöner und unvergleichlich besser. Dünkt dich nicht auch, daß er größer und kräftiger ist? – Siehst du, daher mag es wohl kommen. Oho – noch einer, auch vom Walde

herauf und fällt über den zweiten her. Nein, wie er ihm zusetzt, wie sie sich streiten, aufeinanderstoßen, sich zornig anfauchen, flattern. Aber, da jagt der große Starke den Letztgekommenen wieder hinab in den Wald. Der erste flüchtete gleich scheu und feige beim Kampfe und strich ab. Horch: Guguh, guguh, gugugguh. Wie? Von der Höhe her? Ist es der, der zuletzt rief? Derjenige, der vielleicht schlief und durch das Locken des Weibchens erwachte? Ich denke mir, daß es so ist. Siehst du, fängt nicht das Weibchen jetzt an, ihren Lockruf mehrmals hintereinander zu singen? Es ist wohl der, auf den sie wartete. Nun natürlich habe ich recht. Er fliegt dicht zu ihr, ein paar Töne entquellen seiner Kehle. Das ist ein stürmisches Werben. Und wie er dann unruhig die Flügel schlägt und spreizt. Und wie das Weibchen verheißend aufschrie. Da schwingt sich das Paar hinab in das Dickicht. Was sagte ich? – Allen rührt sich der Frühling und füllt ihre Herzen. Allen. Und jedes Tier hat jetzt sein Weibchen. Nur wir zwei sind allein. Das ist sonderbar, nicht wahr? Wir haben niemanden. Einen Monat schon bin ich auf der Höhe und habe noch kein Wort zu irgendeinem gesprochen als mit dir. Und du? Hast du etwa einen Genossen gesehen? Nicht wahr, nein. Bist ja immer nur bei mir gewesen. Und wir zwei stehen mitten im Frühling und leben wie die Einsiedler. Leg dich, Lea; was schnupperst du? Liegt dir auch der Frühling im Blute und glaubst du, daß wir am Ende noch jeder einen Maienbuhlen finden werden. Du, diese Hoffnung habe ich aufgegeben. Aha, du erinnerst dich, daß vergangenen Sommer noch Lillian da war, und glaubst, daß sie vielleicht wieder kommen wird. – Leg dich nur. Ach

nein, die kommt nie mehr. Uns Menschen kommt das Glück nicht jedes neue Jahr. – Weißt du es noch, wie sie da war? – Was? War sie nicht schön? – Weißt du es noch? Ihren kleinen süßen Mädchenkopf mit dem braunen Haar, siehst du, den habe ich oft geküßt. Du schüttelst den Kopf? Glaubst es nicht? Ah, du denkst an die vielen ungerechten Püffe, die ich dir manchmal gegeben habe. Wäre ich fröhlich gewesen, denkst du, und hätte ich sie küssen können, dann hätte ich nicht mein Tier mißhandeln müssen. Da magst du recht haben, aber ich schlug dich auch erst spätere Zeit. Das mußt du mir zugeben. Solange Lillian bei mir war, da habe ich dir gewiß nie etwas zuleide getan. Daß ich mit dir hart wurde, das fing auch erst an, als ich sie verloren hatte. Habe ich nicht recht? Siehst du, du nickst mit deinem Kopfe. Ja weißt du, wegen damals mußt du mir verzeihen. Ich war wohl sehr unglücklich. – – – –

Ach, wie dies alles gekommen ist. Willst du es hören? Ja? So leg deinen braunen Kopf an meine Knie. Voriges Jahr – du mußt jetzt gut achtgeben – komm näher heran – voriges Jahr war Lillian hier und alles war schön.

Voriges Jahr? Kommt dir nicht auch vor, als müßte es Jahre zurückliegen, lange schwere Jahre und nicht nur ein paar Monate? Aber jeder Monat hatte immerhin viele Tage und jeder Tag, den wir traurig zubringen, spannt und dehnt sich, daß er lange währt, wie siebenmal so lange Zeit. Und was habe ich diese vergangenen Monate ausgehalten. – – Aber nicht davon wollte ich reden. Sondern ich will dir von Lillian erzählen, die ich so liebte.

Wir wohnten damals am Saum und dicht neben

dem Lärchenwald ſtand unſere Hütte. Wild hatten wir genug. Es war im Sommer und ich ſchoß Haſen und Hühner. Reiche Sonntage hingen über den Höhen und klare Nächte wölbten ſich ruhig und feierlich über das ſchlafende Land. Und wenn wir nachts ſchliefen, träumte mir von Jagd, und mehr als einmal ſprang ich vom Schlafe auf und ging vor die Hütte und ſtand da der ſchweigenden Nacht gegenüber, die alle ihre Geſtirne in einem großen Reigen führte, und erwachte dann von dem Gemurmel des Windes, der im Graſe redete und in der Bäume Laub.

Frühmorgens dann brachen wir auf und durchſtreiften die ſtillen Wälder und kamen über endloſe Lärchenwieſen, auf denen die Brunellen dufteten und blühten. Und von den dunkeln Wäldern kam der Ruf der Zirbenhäher und von der Almweiden herab das Geläute weidender Herden. — Wenn es wieder Sommer iſt, wird alles wieder ſo ſein, wie es im vergangenen Jahre geweſen iſt. Nur Lillian wird mir nicht mehr eines Tages im Walde begegnen und wird nicht mehr in meine Hütte kommen, um mich zu ſehen. Als ſie damals an jenem erſten Tage auf die Höhe kam, flatterte ihr weißes Kleid im Winde. Wir ſaßen unter einem Baume und hielten Mahlzeit. Weißt du es noch? Du ſprangſt auf und ſahſt neugierig auf ſie, die langſam, den zarten Kopf zu Boden geſenkt, den Wald heraufkam. Da befahl ich dir, ruhig zu ſein, damit ſie nicht erſchrecke. Erinnerſt du dich an dies alles? Weißt du auch noch, wie ich ſie einlud, ſich an unſer Feuer zu ſetzen, und ſie mit mir ſprach? Ich ſagte ihr, wie du heißeſt, da legte ſie ihre ſchmale weiße Hand auf deinen Kopf und ſtreichelte dich.

Seitdem wart ihr Freunde. Mir aber gab sie schon an jenem Abende die Hand, und als ich sie ein gutes Stück den Wald hinab gegen Saal begleitet hatte, versprach sie wiederzukommen, um sich meine Hütte anzusehen. Oh, wer hätte damals wissen können, wie dies alles kommen werde. Aber ich entsinne mich, daß mir schon in der ersten Nacht nach unserer Begegnung nicht mehr allein von Jagd träumte. Sondern ich dachte auch an sie und nannte dreimal lächelnd ihren Namen, um den ich sie gebeten hatte, in der Nacht. Da knurrtest du im Schlafe. Aber ich rief dir zu: Schweig Lea, in meinem Herzen sitzt eine kleine rote Flamme, die fängt an zu brennen. Darauf schliefen wir wieder beide bis zum Morgen und gingen dann den ganzen Tag nicht auf die Höhe und auch den folgenden Tag nicht, sondern hielten uns immer nahe der Hütte, damit wir sie nicht verfehlten, wenn sie käme.

Aber sie kam erst am Abende des dritten Tages, und da es schon spät war, wollte sie nicht mehr meine Hütte besehen, um die schon die Schatten aus dem Walde schlichen. Aber wir gingen mit ihr hinab bis zu den Häusern von Saal, und bei einem blieben wir stehen und nahmen Abschied. Es gehörte einem Bauern, der es dem Vater Lillians für den Sommer vermietet hatte. Sie lud mich nicht ein, mit hinaufzukommen, damit ich ihre Eltern kennen lernte; wie hätte sie dies auch tun können, da ich ja nur eine Waldbekanntschaft von ihr war, ein einfacher Jäger in einem groben Kleide. Aber trotzdem sah sie mich voll Güte an, so daß ich den Mut fand, sie zu bitten, sie möge immer in den Wald gehen, an dem meine Hütte liege, da ich dann sicher sei, daß ich ihr begegne.

Da gab sie mir darauf die Hand und meinte: „Wenn Ihnen dies Freude macht, dann kann ich gleich morgen in Ihre Hütte kommen, sie anzusehen."

Und wirklich hat sie am nächsten Tage Wort gehalten, und bevor noch die Sonne über die Berge hinaussah, klopfte es an meine Türe und sie trat ein. Erinnerst du dich noch an diese Stunde? Ich lud gerade meine Patronen, aber als ich sie kommen hörte, sagte ich zu dir: „Steh auf, Lea, unserer Hütte ist Ehre widerfahren. Lillian selbst kommt, uns zu besuchen." Es war aber nur das erstemal, daß sie so kurz blieb, denn am nächsten Tage blieb sie bis zum Abend bei uns und sagte, daß sie jetzt erst, seit sie mit mir spräche, den Wald und alles Getier darin und die Pflanzen völlig verstehen lerne. Wir gingen den ganzen Tag miteinander und ich zeigte ihr alles und unterwies sie, auf alle Stimmen der Natur zu achten und die Lockrufe und die Spiele der Vögel zu unterscheiden. Auch die Blumen nannte ich ihr mit Namen und war froh, wenn ich beim Pflücken der braunen Brunellen ihre Hand berühren durfte, die weiß und zartgliedrig, aber heiß war. Ich erzählte ihr von den Beobachtungen, die ich auf meiner Jagd tagtäglich machte. Das fesselte sie ungemein. Da konnte sie mitten am Wege stehenbleiben und mich fragen:

„Wer hat Sie gelehrt, auf dies alles zu achten?"

„Dazu kam ich von selbst. Ich lebe manches Jahr den Sommer auf der Höhe. Da ward mir alles lieb und vertraut; und jedes Tier kenne ich beim Namen und nach seinem Rufe und jeden Vogel nach seinem Flug."

„Wollen Sie dann nicht auch mir dies lehren, daß ich es so verstehen lerne?" Und obwohl ich dies schon

lange tat, war ich doch ganz verwirrt vor Freude, daß sie mich darum bat und sagte:

„O ja, gnädiges Fräulein, das will ich wohl, wenn Sie es haben wollen."

Da verzog sie leicht ihren Mund und sagte: „Ich bitte Sie darum. Aber Sie sollen mich nie mehr gnädiges Fräulein nennen. Das klingt dumm hier im Walde."

„Wie soll ich denn sagen?"

„Lillian, nichts weiter."

Ich werde matt vor Glück, daß sie so gut zu mir ist, und ich frage zögernd: „Werden Sie dann auch Peter zu mir sagen?"*)

„Ja, das will ich."

Darauf gaben wir uns die Hände, und ich ließ ihre Rechte nicht los, bevor nicht mein Herz ein wenig ruhiger wurde und nicht mehr so schlug. Aber das dauerte lange Zeit, und indes kam die Stunde, daß sie heimgehen mußte. Aber die ganze Nacht darauf stand ich unzählige Male auf und trat vor die Hütte und spähte den Wald hinab, da ich immer vermeinte, sie müsse von dort kommen. Dir aber träumte währenddem von Jagd, denn du knurrtest und hobst mehrmals den Kopf, als hättest du eine Spur. Ich aber kann nicht schlafen. Die rote Flamme in meinem Herzen brennt hell auf und davon siedet mir das Blut. Und meine Lippen werden müde, da sie immerfort ihren Namen dem Nachtwinde zurufen und ihm warme Worte mitgeben für jene, daß er sie zu ihr trage. Und in jener Nacht schon dachte ich mir, daß sie mich lieb hat. Aber am Morgen, da sie frisch-

*) Hans von Hoffensthal schrieb anfänglich unter dem Namen Peter Grahl. D. H.

gestärkt vom Schlaf wieder zu mir kam, wollte ich sie doch auf die Probe stellen und fange an:

„Es muß mich jetzt jemand liebhaben," sage ich.

„Was führt Sie darauf?" fragt sie.

„Meine Nächte sind so licht."

„Ist das nicht immer so auf der Höhe?"

„O nein. Ich wohne schon zwei Monate hier heroben und noch nie war es so hell des Nachts wie gestern."

Da wird sie rot. Aber sie gibt mir doch keine direkte Antwort darauf, sondern sagt:

„Da haben Sie heute wohl weniger geschlafen, daß Sie dies sehen konnten?"

„Geschlafen?" sage ich, „geschlafen habe ich diese Nacht gar nicht."

„An was dachten Sie?" forschte sie weiter.

Aber da sie mich zuerst nicht verstehen wollte, will ich sie täuschen und sage:

„Doch, doch, ich habe die ganze Nacht geschlafen. Mir träumte immerfort von Jagd."

„Sonst von nichts?"

„Nein, ich bin Jäger; was sollte mir wohl Besseres träumen als von den Tieren?"

Das war doch eine gute Ausflucht, Lea, nicht wahr? Aber jetzt paß auf, wie es weiter kam.

Dünkt dich, daß der Frühling dieses Jahr weniger schön ist als der vergangene Sommer? Du sagst nichts. Siehst du, mir kommt es vor, als ob heuer etwas Derartiges unmöglich wäre. Nein, bei Gott dem Allmächtigen, so einen Tag, wie den, von dem ich dir nun erzählen will, so einen wird der kommende Sommer nicht aufzuweisen haben. Das war noch eine

beſſere Zeit, obwohl ſie erſt ein paar Monate zurückliegt. — — —

Am frühen Morgen ſchon ſtand Lillian vor meiner Hütte und begrüßt mich. Sie ſah heute merkwürdig aus, etwas verändert, ſchien mir. Ihre Augen hatten einen ſeltſamen Glanz oder weiß Gott, was mit ihr war. Ich hatte ſie in Verdacht, daß ſie gar nicht geſchlafen habe.

So ſtehen wir, denke ich mir. Aber ich wage es nicht zu ſagen, ſondern ſehe ſie nur an und bitte ſie, daß ſie eintrete. Sie hält ein Kuvert in der Hand und gibt es mir:

„Ich habe Ihnen geſtern einen Brief geſchrieben. Da iſt er. Sie müſſen ihn jetzt leſen."

Ich öffne den Umſchlag. Der Brief fängt ſo an: „Heute iſt ein ſchöner, warmer Abend, ein Abend, der das Herz mit Sehnſucht füllt. Wie gerne möchte ich jetzt bei Ihnen ſein vor Ihrer Hütte. Um uns wäre eine weihevolle Stille, über uns der blaue nächtliche Himmel mit ſeinen jäh auftauchenden Sternen, die ich ſo liebe."

Ich muß an mich halten. Eine übergroße Freude bemächtigt ſich meiner. Meine Hände zittern, aber da ich weiterleſen will, reißt mir Lillian das Blatt aus der Hand:

„Das andere ſollen Sie leſen, wenn ich fort bin."

„Wann haben Sie das geſchrieben?"

„Geſtern nacht. Leben Sie wohl. Ich muß jetzt gehen."

Und ſie gab mir nur flüchtig die Hand und trat aus meiner Hütte, vor deren Schwelle ſie einen Augenblick zögernd ſtehenblieb. Dann aber wandte ſie ſich raſch und rief mir noch zu:

„Lesen Sie!“ und lief fort.

Ich beuge mich über das Blatt.

„— — — Ich sehne mich nach Ihnen so — wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, würde ich es sagen, daß ich Sie liebe.“

Da ließ ich das Blatt und lief aus meiner Hütte den Weg hinab, ihr nach. Beim nächsten Zaun sehe ich sie. Sie geht langsam, auffällig langsam und schlenkert ein wenig mit ihren Armen. Als sie mich hörte, kehrte sie sich nicht um, aber sie beschleunigte auch nicht ihren Schritt. Aber als ich an ihre Seite trat, wandte sie das Gesicht ab. Trotzdem sah ich an ihrem Halse und am Saum ihrer Wange, daß es ganz rot war.

„Lillian,“ sage ich, „ich habe Ihren Brief zu Ende gelesen. Ist das wahr, was darinnen steht?“

Ich sehe, wie sie mit sich ringt. Darum will ich es ihr leicht machen und nehme ihre eine Hand und dann die andere, muß sie aber wieder loslassen, da sie mir plötzlich beide Arme um den Hals wirft und mich küßt.

„Peter,“ sagt sie mitten zwischen ihren hastigen Küssen. Sie ist ganz außer sich. Atmet mühsam und schließt immerfort die Augen. Aber da ich sie um die Mitte nehme und ihren Namen vor mich hinsage, wird sie ruhig und wir setzen uns.

Da fragt sie mich: „Sag, Liebster, wie lange liebst du mich schon?“

Und ich log nicht, da ich zur Antwort gab:

„Als du mir das erstemal im Walde begegnetest, da brannte in meinem Herzen eine kleine rote Flamme auf. Die ist jetzt wie ein großer glühender Brand, der über die Wipfel geht.“

„Mir ist es," sagte sie, „als hätte ich dich von Anbeginn geliebt, auch damals schon, als ich dich noch nicht kannte. Aber mein Herz lag allezeit klopfend in mir und hat auf dich gewartet. Nun bin ich so selig, daß ich dich habe."

„Hast du denn noch nie einen Mann geliebt?"

Darauf wird sie verlegen und verbirgt ihr Gesicht. Ich fühle wohl, wie eine Angst in mir aufsteigt; aber da ich sie so lieb habe, will ich nicht in sie drängen, sondern küsse sie nur und sage:

„Nun natürlich kannst du keinen Mann vorher so geliebt haben wie mich; sonst hättest du ja nicht gesagt, daß es dir vorkommt, als liebtest du mich von jeher."

Darauf sah sie mich voll Dankbarkeit an. Siehst du wohl, Lea, daß ich die Frauen zu behandeln verstehe. Aber trotzdem ist es mir mit dieser einen übel ergangen, jawohl sehr übel. Meinst du aber, ich hätte in jenen Tagen schon eine Ahnung davon gehabt? Durchaus nicht. Nein, das blieb mir alles aufgespart auf einige Wochen später.

Da erst sagte sie mir einmal, daß sie morgen nicht kommen könne. Da sie aber sonst jeden Tag — nicht wahr, du erinnerst dich — Tag für Tag kam, machte mir ihre Mitteilung Sorge, und verstimmt frage ich sie: warum. Da sehe ich, wie ihr sehr bange zumute wird; dann faßt sie mit einem Male nach meiner Hand und sagt:

„Ich habe dir all die Zeit her, die wir uns kennen, etwas verschwiegen."

„Um Gott," sage ich, „Lillian."

Da beginnt sie zu weinen und hängt sich an meinen Hals. Aber nach ein paar Minuten rafft sie sich wieder auf und sagt:

„Wirst du mich vernünftig anhören und nicht böse sein?"

Und da ich mit dem Kopfe nickte, fährt sie fort: „Nicht wahr, du wirst es ruhig aufnehmen und mir keinen Vorwurf machen. Wahrhaftig, das sollst du nicht, denn von dir vertrüge ich das schlecht."

Ich will sie unterbrechen, aber sie will mich nicht zu Worte kommen lassen und spricht hastig und erregt: „Es kommt heute einer, mit dem ich verlobt bin; er will bei uns wohnen; meine Eltern haben ihn eingeladen. Gott, was ist dir, mein Gott, wie du mich ansiehst! – Aber so höre doch. Erschrick darüber nicht, ich liebe nur dich, hörst du, nur dich allein liebe ich, ihn nicht und keinen anderen. Du mußt aber verstehn. Ich kenne jenen seit Jahren. Es ist ein guter Bekannter in unserem Hause, seit Kindheit sind wir beisammen. Und wir wurden Freunde, so wie man dies nennt, da wir alles zusammen sahen und miteinander besprechen konnten. – Unterbrich mich nicht. Oh, er ist nicht so wie du. Kein Abglanz ist er von dir. Er ist ein guter Mensch, nichts weiter. Ich liebte ihn nie. Ja, ich wußte nicht, was Liebe sei. Dann als er mich einmal fragte, ob ich ihn heiraten könnte, siehst du, da gab ich ihm mein Wort und sagte es ihm zu. Denn ich dachte mir, er würde mir allezeit ein guter Freund sein und als Gatte mich auf den Händen tragen. Aber damals kannte ich noch nicht dich und wußte nicht daß mein Herz dir zulaufen würde, wenn ich dir einmal begegne. Siehe, mein Liebster, und als ich dich sah, da merkte ich, daß all mein Sehnen auf dich gewartet hatte. Und ich erkannte, wie klein jener gegen dich war. Aber ich habe mich nie getraut, dir von ihm zu erzählen. Ihm

aber schrieb ich, daß ich einen liebe, einen Jäger auf einer Höhe, und daß er nicht kommen möge, mich zu sehen, da alle meine Gedanken nur bei diesem seien. Er aber erwiderte mir darauf, daß er trotzdem kommen wolle, damit er jenen kennen lerne, dem ich gehöre. Und heute abend wird er bei uns eintreffen. Meine Eltern wissen noch nichts von dir. Aber ich werde es ihnen und meinem Bräutigam sagen, daß dieser auf mich nicht mehr zählen könne. Dann wird er es wohl einsehen und mich freigeben. — — —

Sage mir nur, daß du mir verzeihst; ich habe mich so gefürchtet, dir dies mitzuteilen, aber nun, da ich ein paar Tage nicht zu dir kommen kann, mußte ich es dir sagen. Leb wohl, bis ich dich wiedersehe. Denke an mich. Ich tue nichts als dieses."

Und stürmisch brach sie in Tränen aus und warf sich an meinen Hals. Da sah ich, daß sie sehr unglücklich sein mußte in ihrer Liebe. Und ich vermochte es nicht, ihr auch nur ein Wort eines Vorwurfes darüber zu machen, daß sie mir ihre Bekanntschaft verschwiegen hatte; sondern ich redete ihr tröstlich zu und küßte sie zum Abschiede.

Nachts aber liege ich offenen Auges in meiner Hütte und die Gedanken, sie gehen mir durch den Kopf und scheuchen den Schlaf und sorgenvoll gepreßt geht mir der Atem. Ich muß immerfort daran denken, daß Lillian verlobt ist. Und in derselben Minute wieder denke ich mir, daß dies für mich doch ganz gleich sein kann. Denn sie liebt doch keinen anderen als mich. Der Gedanke aber daran jagt mir das Blut hell und eilend durch die Schläfen und ich springe von meinem Lager auf und trete vor die Hütte. Die Gestirne standen klar am Himmel und in einer feier-

lichen Glut kroch der Mond rund und rot durch den Wald herauf. Dann aber hob er sich zitternd in die Höhe und kam mit seinem Leuchten zu mir, der ich schweigend saß und ihn ansah. So, denke ich mir, kommt der Mond herauf und kriecht wie ein rotes rundes Tier den Wald empor und steht nun lauernd am Himmel. Aber er scheint mir nun in seinem Lachen wie eine Fratze. Denn ich bange und sorge mich wieder und mühe mich mit dem Gedanken, daß ich Lillian am Ende doch nie besitzen werde. Und da werde ich ganz matt und hilflos vor Elend und werfe mich weinend nieder zur Erde.

Ach, Lea, ich weiß noch das Gebet, das ich damals zu Gott tat. Er sah wohl auf mich in dieser traurigen Nacht und wachte über mich, der ich auf meinen Knien lag und meine Hände demütig zu ihm erhob und also gelobte: Wenn ich sie bekomme, werde ich ein guter Mensch werden und allgesamt sollen die Leute sagen, daß ich mich ihr zuliebe gebessert habe. Ich habe wohl oftmals schlecht gelebt, aber doch nicht so schlecht, wie ich mich in jener Stunde machte. Doch ich fühlte, daß ich mich vor Gott sehr erniedrigen müsse, damit er mein Gebet erhöre und mir Frieden gebe. — — — Aber es war wohl ein falscher Gott, zu dem ich betete. Denn er tröstete mich nicht und ließ den dunkeln Arm der Angst allezeit schwer auf meiner Schulter liegen. Und ich fand keine Ruhe die ganze Nacht, sondern wanderte ziellos von meiner Hütte fort in den Wald und kam an den Bach und durchwatete ihn, obwohl seine Wasser kalt waren, sinnlos vor banger Erregung und Angst. Und völlig durchnäßt klomm ich drüben die Höhe bei Giesmann hinan und legte mich, so wie ich war, auf einen Stein, der moosüberwachsen

auf einer Blöße stand, und starrte in das Geschmeide der Gestirne, die lautlos und zitternd am Himmel hingen – – –.

Erst als die Sonne schien, erwachte ich. Übernächtig und schwach von meiner Sorge mühte ich mich heim. Ach, was war das für ein Tag, Lea! Du lagst angekoppelt in der Hütte und begrüßtest mich. Ich aber hatte deiner kaum acht und habe auch an diesem Tage vergessen, dir Futter zu geben. Müde warf ich mich auf die Pritsche. – – –

Warum mußte mich damals dieses Fieber packen! Oh wie es mich ergriff. Ich weiß noch, wie ich mich dagegen wehrte. Aber dann wurde es doch übermächtig und hielt mich mit seinen heißen Händen nieder und verdrehte die Dinge vor meinen glänzenden Augen und jagte durch meinen Kopf seine gehetzten Phantasien. Da wußt' ich dann nichts mehr von mir und die Sonne sah ich nicht mehr und nicht mehr den Mond. Der aber muß zu jener Zeit groß und voll gewesen sein, denn sein Zauber sang in meinem Blute. Bist du es, Lillian? Kommst du mich grüßen? Gott möge es dir lohnen, daß du bei mir bleibst. Und die ganze Zeit – wie sagtest du: Ewigkeit? – ja wohl Ewigkeit willst du mir nahe sein. Die Nacht möge dich segnen. Hörst du, die Gestirne mögen es dir vergelten. Ein guter Mensch will ich sein und dir dienen. Dir allezeit dienen, so treu ich es vermag. O tausend Dank, Dank für deine Güte. – – – Was sprichst du nicht? Sag mir, hörst du auch das Rauschen drüben am Bach? Er geht in einem Sausen über die feuchten Steine, große und kleine. Wie, du gehst mitten durchs Wasser – – dir nach. Oh, wie das kühlt.

So ging es tagelang auf und nieder, und die Nächte waren wie Sturzwellen auf dem unruhigen Meere meiner Träume.

Aber am siebenten Tage höre ich eine Stimme vor meiner Hütte. Peter! ruft es. Und da fühle ich, wie mein Herz zuckend in mir sich windet und dann hochgeht. Aber da öffnet sich schon die Türe und Lillian kommt auf mich zu und nimmt meine fiebrige Hand:

„Peter," sagt sie, „bist du krank?"

Nun aber rinnen mir die Tränen gewaltsam und ich vermag kein Wort zu sprechen.

„Mein Gott, wie bist du krank," sagt sie und beugt sich über mich.

Ich umschlinge sie mit meinen kraftlosen Armen. Aber dann falle ich wieder in die Bewußtlosigkeit zurück und das Fieber geht mit mir durch und tanzt in meinem Blute. Aber als ich erwache, liege ich auf einmal nicht mehr in meiner Hütte, sondern in einem Zimmer. Und ich sehe eine ältere Frau vor mir und neben dieser stehen zwei Männer. Und dann geht eine Tür auf und Lillian kommt gerade auf mich zu. Das wundert mich nicht. Denn sie ist allzeit in meiner Nähe und redet mit mir, aber daß in meinem Zimmer fremde Leute sind, vermag ich mir nicht zurechtzulegen. „Thomas," sage ich, „bist du es?" Aber das ist natürlich ein Unsinn, denn ich kenne keinen von den Anwesenden. Aber die gehen auch wieder hinaus und ein dritter Mann kommt und tritt an mein Bett. Er ist alt und trägt eine Brille. Und ich höre, wie Lillian – denn sie ist immer um mich – zu ihm sagt:

„Wird er davonkommen?"

Das verstehe ich nun ganz und gar nicht. Wer spricht vom Davonkommen? Aha – Lillian meint – nein – du, meine Liebe – Gott soll dich segnen, wenn du allezeit bei mir bleibst. Alle Gestirne mögen dich segnen – meine süße Geliebte – – –.

Aber es wird dann auch wieder klar vor meinen Augen und ich erfahre, daß ich bei Lillians Eltern bin und daß diese mich pflegte. Wie ich hierhergekommen, daran erinnere ich mich nicht. Aber ihre Mutter sagte mir, daß Lillian selbst, da sie mich fiebernd in meiner Hütte fand, veranlaßte, daß man mich nach Saal brachte. Es ist eine gute, freundliche Frau. In ihrem Äußern sieht ihr Lillian nur sehr wenig ähnlich. Aber auch sie muß schön gewesen sein. Und ich denke mir, daß sie ihren Mann wohl sehr geliebt haben muß, daß sie ihm ein so schönes Kind schenken konnte. Und ich sehe mir darauf diesen an und auch an ihm entdecke ich jenen Zug einer überaus großen Güte, die allen diesen Leuten eigen ist. Ihre Güte spricht aus ihren Gesichtern allezeit wie ein freundliches, schönes Lächeln und die Herzen aller müssen diesen Leuten zufliegen. Meines wenigstens ist ganz gefangengenommen davon und ich liege still in meinem Bett und mein Herz wird matt vor Dankbarkeit. Beide wissen noch nichts von meiner Liebe zu Lillian. Vielleicht mögen sie es wohl erraten haben, aber sie ließen sich zunächst durchaus nichts merken. Da fragte ich einmal Lillian, ob sie ihren Eltern noch nichts gesagt habe. Darauf wurde sie sehr bange und schüttelte den Kopf. – Und ich sah, daß sie es nicht darum verschwiegen hatte, weil ihre Liebe zu mir abgenommen hatte, sondern nur, da ihre Güte es ihr so schwer machte, ihren Eltern, die die Ver-

bindung mit Hermann so ersehnten, dies mitzuteilen. Er aber wußte es. Ihm hatte sie es schon geschrieben und trotzdem war er gekommen und blieb bei ihr und er war es, der mich nach Lillian am aufopferndsten pflegte und für mich sorgte. Zu Anfang meiner Erkrankung wachten sie oft gemeinsam an meinem Bett. – Und manchmal, wenn ich die Augen nur ein wenig von meinen Fieberträumen abwenden konnte und sie zusammen sah, stöhnte ich laut vor Schmerz und bog angsterfüllt, als drohte mir Böses, meinen Kopf zurück in die Kissen. Aber wenn er dann hinausging und Lillian allein bei mir blieb, ward ich wieder ruhig und stöhnte nicht mehr und das Fieber ging nicht mehr wie eine Sturzflut über mich weg, sondern ward wie die Ebbe, in der die Brandung verschwindet. Und später dann wurde ich auch ruhig, wenn Hermann nur allein bei mir war und bei mir wachte. Ich sah da immer, wie er Lillian des Nachts und untertags ablöste und im Kommen und Gehen ihre Hand ergriff und demütig küßte. Aber seine erste Frage an sie, wenn er kam und sein erstes Wort, wenn er ging, war doch immer, wie es mir ginge und ob ich ruhiger sei. Da erkannte ich, welch übergroße Güte in diesem Menschen sein müsse, daß er imstande war, mich, der ich ihm doch sein Liebstes genommen, so zu pflegen und sich so meiner anzunehmen. Und da gewann ich ihn lieb und rang mit mir und dieser Liebe allein. –

Aber eines Tages beschloß ich doch, den Frieden dieses Hauses nicht länger zu stören und dafür lieber mein eigenes Glück preiszugeben. Und am Abend, da Lillian und Hermann bei mir standen, bat ich sie, daß sie beide an mein Bett träten. Und ich ergriff beider Hände und legte sie zusammen. Aber da mich

über meine eigene gute Tat die Verzweiflung erfaßte, schrie ich fast, sie möchten mich nun eine Weile allein lassen. Und da sie bewegt dies taten, begann ich einen Brief an Lillian zu schreiben und in einer Stunde darauf hatte ihn meine noch schwache Hand zu Ende gebracht und darin stand, daß ich vergessen wolle und ihnen tausendmal danke für alles. Und in derselben Nacht noch – meine Kräfte waren noch sehr schwach – schlich ich mich aus dem Hause und gewann den Wald und ging matt vor Verzweiflung und Trauer die Höhen hinan bis in meine Hütte. Du aber folgtest noch im Frühgrauen meiner Spur und kamst zu mir. Weißt du es noch, Lea, was nun für Tage kamen? Dunkle Nebel verhüllten Baum und Strauch, aber die düstersten Gedanken zogen mir durch den Kopf und mein Herz weinte dazu. Ach, was waren dies für Tage! Schlechte waren es für dich, da ich in meiner Not dich schlug und noch deinen Schlaf störte durch mein verängstigtes Rufen und Weinen. Aber du wichst nicht mehr von mir und sahst mich immerfort, auch wenn ich nach dir stieß, mit den guten braunen Augen an, als wolltest du sagen: „Armer Freund, Armer."

Aber dies dauerte nicht immer und die Höhenluft heilte meine Schwäche und eines Tages gingen wir wieder zusammen auf die Jagd und da wurde dein Gebell wieder freudig und auch mir kam die Lebenslust von neuem. Und da konnten wir dann beide wieder schlafen und brieten uns die Beute, die ich erlegt, an einem harzigen Feuer unter freiem Himmel. Von Saal herauf kam da noch jede Nacht ein Bote und stellte Speisen und Wein vor unsere Hütte. Ich wußte, es kam von ihnen. Sie hatten es verstanden,

warum ich ohne Abschied ihr Haus verlassen hatte. Den Boten habe ich nie zu Gesicht bekommen. Jener kam nachts, während ich schlief. Wenn er den Korb vor meine Hütte hingestellt hatte, ging er wieder hinab. Nur einmal weiß ich, daß ein paar Zeilen von Hermann mitkamen. Darin dankte er mir von ganzem Herzen. Dann schrieb ich zurück, daß ich es jetzt nicht mehr nötig habe, daß man mir Essen schicke. Denn ich sei völlig wohlauf und ginge auf die Jagd und schösse mir mein Essen selbst. Dies aber bäte ich ihn, daß er mir einmal mitteile, wenn er glaube, daß Lillian glücklich sei. Und auf diesen Brief mußte ich bis zum Frühjahr warten. Da bekam ich denn die Anzeige, daß er sie geheiratet habe, und auch sie sandte mir einen Gruß. — — —

So, Lea, nun weißt du alles.

Und nun wollen wir wieder vor die Hütte treten und die Jagd fortsetzen. Wir werden die Höhen hinanjagen und unsere alte Hütte besehen. Ich träume noch oft von meinen Nächten, die ich darin verbracht. Aber auch der Sommertage gedenke ich, die froh und schön heraufrollen und mit Bienengesumm und lauem Wind über die Höhen zogen.

Komm, Lea, komm!

Lea wedelt freudig mit dem Schweife. Aber im nächsten Augenblicke bricht sie in kurzes scharfes Bellen aus.

Was ist dir?

Vom Jungwald herauf kommen zwei Raben. Sie flattern über die Wiesen herauf. Es ist der schwarze Krächzer von früher mit seinem Weibchen. Siehst du, daß ich recht hatte. Es ist ja Mai. Jedes Tier hat nun seine Gespielin und seine Wonne. — — —

Laß sie. Wir wollen die Wiesen hinangehen und oben über den Zaun klettern in den Wald. Vielleicht glückt mir darin ein Schuß. Ein Haselhuhn vielleicht oder ein junger Hase. Die werden wir uns am Feuer braten. — Dieses aber wollen wir auf der Höhe vor unserer alten Hütte anbrennen, daß es hell zum Himmel lacht. Und wenn es niederbrennt und seine Glut erlöscht, dann starren wir noch eine Weile in die Nacht mit ihren ewigen, ewigen Sternen.

Heisa, Lea, wohlan!

Das Wettermannl

Eine Rittnersage von Hans von Hoffensthal
(Aus dem Nachlasse)

Wollt ihr die Sage vom Wettermannl erfahren, so setzt euch zu mir und hört. Großmutter erzählte sie mir vor langen Jahren. Die wußte alle Geschichten, auch die vom toten Brüderchen, die die schönste von allen ist und die sie uns Kindern oft zum besten gab.

Wenn die freundliche, alte Frau mit den stillen, runzeligen Händen noch lebte, vom toten Brüderchen, das nicht in den Himmel wollte, erzählte sie gerne wieder. Aber die Sage vom Wettermannl würde sie nicht mehr erzählen, auch dann nicht, wenn man sie hundertmal darum bäte. Denn seit sie den kleinen Peter ohnmächtig hineintrugen, sagte Großmutter immer, sie würde nie und nie wieder eine solche Geschichte erzählen, das täte sie ganz gewiß nie wieder. Sie sah damals sehr blaß aus und klagte ein über das andere Mal, daß sie an dem Unglücksfalle Schuld habe

und daß Gott gewiß einmal darüber Rechenschaft verlangen werde. Aber ich denke mir doch, daß Gott die liebe Frau, als er sie heimholte, sicherlich gut und herzlich empfangen und nicht ein Wort über die Krankheit vom kleinen Peter zu Großmutter gesagt hat. Sondern er wird sie gütig lächelnd an den schönen Platz geführt haben, den sie verdiente, gerade neben dem Großvater und neben meiner Mutter, die auch vor der Zeit starb. Und von dort aus kann sie ihre zwei Enkel sehen, den Peter, der jetzt auch groß ist, und mich, der ich in steter Dankbarkeit ihrer gedenke.

— — — Es war so, daß wir an einem Sommerabende im getäfelten Saale um Großmutter saßen, fünf, sechs Kinder, und sie uns erzählte:

„War keins von euch jemals bei einem Gewitter im Walde? Nicht? Auch du nicht, Hans? Nun Kinder, seid froh. Es ist nicht gemütlich. Die Wetterwolken hängen schwer von den Bergen, Wetternebel ziehen ihre grauen Schleppen über die Höhen, fahles gelbes Licht zuckt schaurig am Himmel und der wilde Donner rollt zornig grollend von Tal zu Tal.

Da geht ein kleines Männchen, nicht größer als eins von euch, durch den tiefen Wald. Sein hagerer Körper steckt in einem nebelfarbenen Mantel, aus dem nur das graue böse Gesicht mit den roten Augen herausseht. Eine Gerte aus Schwarzwurzeln in der Hand, rasch und unhörbar, schwebt er — ein Gehen kann man es nicht nennen — einen Schuh hoch über der Erde, gleitet durch den Busch, hastig über Wurzeln und Zäune. Jedesmal, wenn er mit seiner Gerte auf den Boden schlägt, flammt ein schwefelgelber Blitz in die Höhe. Und während gräßlicher Donner

rollt, lacht das böse Geschöpf so laut, daß es einem durch Mark und Bein geht."

„Das Wettermannl", flüsterte der kleine Peter, der atemlos zuhörte.

„Ja; wißt ihr aber, wer das Wettermannl ist? Gebt acht. Vor vielen, vielen Jahren war einmal ein reicher Bauer, ‚beim Unterberger'. Er hatte einen schönen Hof mit vielen Stück Vieh, weite, fruchtbare Äcker und Wiesen. Aber er war trotzdem nie zufrieden und verlangte in seinem abscheulichen Geize immer nach mehr. Die Armen, die bittend vor seine Türe traten, wies er barsch von dannen, sogar seine eigenen Leute hielt er knapp bei schmalster Kost.

Da geschah es eines Nachts, daß sich an der Felswand über dem Unterberger ein hausgroßer Felsblock ablöste und in den Hausgarten fiel, ohne aber das Gebäude zu beschädigen. Als dies der Bauer am Morgen sah, dankte er nicht etwa Gott, daß er und die Seinen heil geblieben waren, sondern sprach einen schweren, lästerlichen Fluch und hieß harten, trotzigen Sinnes seine Knechte den Felsblock entfernen. Aber keiner der Arbeiter vermochte auch nur einen Splitter davon abzulösen. Da sann der Bauer nach, was er wohl tun könnte, um den Block zu sprengen, und als er mit allem Grübeln an kein Ende kam, ging er zur alten Hexe, die im Gebrach daheim war und in den bösen Künsten Bescheid wußte. Diese riet ihm, daß es nur eine Naturkraft gebe, die den Block aus dem Garten entfernen könne, das sei der Blitz. Wenn er aber den beschwören wollte, müsse er Weib und Kind opfern, da sie nur dann Macht habe, den Blitz auf den Felsen zu lenken, wenn er diese beiden mitzerreißen könne. Wenn er

darin einwillige, brauche er den Stein nur mit dem Schwarzwurzkraute an einer Stelle zu berühren, dann fahre der Blitz in den Fels und zersprenge ihn in tausend Splitter.

Der Bauer, dem das Stück Garten lieber war als Weib und Kind, bezahlte das Kraut und machte sich auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, hieß er mit verstellter Freundlichkeit sein Weib mit dem Kinde zum Felsblock gehen und richtete ihnen voll Hinterlist dort einen Platz. Dann holte er die Schwarzwurz aus der Tasche und rieb den Stein damit ein. — Kaum hatte er dies getan, als sich hinter dem Lobiser Walde jäh eine finstere Wolke bildete, die drohend über den Kamm zog. Das Weib mit dem jungen Knaben hatte der Wolke nicht acht und blieb ruhig sitzen. Der Bauer aber lief, so schnell ihn seine Füße trugen, davon. — — — Da stieß im nächsten Augenblicke ein steiler Blitz mit furchtbarer Gewalt in den Fels. Über die höchsten Lärchenwipfel hinaus flogen die Trümmer nach allen Seiten. Ein Stein traf den fliehenden Bauer und schlug ihn nieder. Neben dem Schutthaufen lag sterbend, ihr totes Kind im Arm, des Bauern Frau. Aus tiefer Wunde verrann ihr das Leben.

Von dieser Stunde an ist der Bauer verdammt, als Wettermannl rast- und ruhelos umherzuwandern. Bei jedem Gewitter geht er durch den Wald, voll Hoffnung, daß ihn einmal ein Blitz töten und von seiner mühseligen Wanderschaft erlösen werde. Aber kein Blitz, der niederzuckt, schadet ihm, kein Baumstamm, der stürzt, wirft ihn zu Boden, kein Felsblock, der ins Tal rollt, kann ihn erlösen. Er ist unverwundbar, trägt das Gottesmal in seinen verzerrten

Zügen und irrt ewig von Gottes Fluche gehetzt, friedlos durch Raum und Zeit."

Großmutter schwieg und sandte uns schlafen. Wir lagen noch lange wach und spät noch kam der kleine Peter an mein Bett und bat mich, daß er bei mir bleiben dürfe, da er sich so fürchte. Ich lachte ihn nicht aus, da mir selbst recht bange war. Und als uns am Morgen die Sonne weckte, habe wenigstens ich vor dem Wettermannl nicht mehr ein bißchen Angst gehabt.

Aber einige Tage später brachten sie eines Nachmittags nach einem furchtbaren Gewitter den kleinen Peter ohnmächtig mit todblassem Gesicht zur Großmutter. Seine Kleider waren zum Teil versengt, die Augen in dem leblosen Gesicht wie erloschen und die Glieder krampfhaft gespannt. Es dauerte lange, bis er zu sich kam. Der Arzt, der ihn wieder ins Leben rief, sagte gleich, der Knabe sei vom Blitz gestreift, als er vom Walde heimwollte. Aber der kleine Peter behauptete steif und fest, daß er das Wettermannl gesehen habe. Er schwor darauf: „Es war klein und grau, mit riesigen roten Augen. — Ich habe es deutlich erkannt — hinter einem Baum stand es — und sah mich an. — Dann schlug es mit der Gerte auf den Boden, daß ein gelber Blitz auffuhr. Dabei hat es grausig gelacht. Da bin ich vor Schrecken umgefallen. — Ganz gewiß war es so, ganz gewiß."

Die drei Höfe

Von Richard Huldschiner (Bozen)

Drei Höfe stehen nahe beieinander in der Schlucht. Du gehst durch mageren Fichtenwald. Der Boden ist trocken und braun von abgefallenen Nadeln. Das

Farnkraut steht in dichten Büscheln. Über den Bäumen zwischen den durchsichtigen Kronen schimmert, hoch hinaufgestellt wie eine Wand, der graue Schlern. Das Schweigen ist drückend, schwül wie ein Sommertag; es schwebt aus dem Tal herauf, fließt zwischen den Stämmen hindurch über den Boden hin und vergeht, zerrinnt in den Felsen. Die Wolken am Himmel, zyklopisch geballt, scheinen stillzustehen. Kein Glockenton, kein Menschenruf in Nähen und Fernen. Aber die Mücken summen und das Flügelschlagen eines Krähenschwarms geht schwerfällig über die Bäume.

Du schreitest still durch den Wald. Und dann senkt sich vor dir der Boden zur Schlucht. Leises Wasserrieseln tönt herauf. Ein Zaun aus dünnen gekreuzten Stöcken trennt Wald und Wiese. Dahinter steht das Haus des Paradeisweb ers. Dem Abhang zugekehrt, verdrossen, einsam, baufällig, mit einem Spruch über dem Eingang:

Gib nit auff andere acht, auff ihrem Tun und Lassen!
Kehr jeder für seiner Tür und zieh sich selbst bey der Nasen!

Der Abhang ist steil, und jenseits steigt gebänderter, bröckliger Fels in Terrassen zur Höhe. Gegen den Schlern zu, von dem die Schlucht kommt, werden die Wände noch höher und unnahbarer. Weißes Kalkgeröll leuchtet herab.

Unten aber am Bach, in der Tiefe auf grüner, kleiner Wiese steht der Hof Profunts mit seiner Mühle, aus deren Wehrgängen das Wasser in schäumendem Sturz auf das große Schaufelrad fällt. Ein leises Zittern geht durch das Haus und das zerstäubende Wasser legt einen zarten, blau und grün und rot und

gelb schimmernden Heiligenschein um seine Mauern, wenn die Sonne am Himmel ist. Die Wolken, die oben über dem einen Rand der Schlucht erscheinen, wälzen sich schnell zum anderen hinüber und die Sehnsucht sieht ihnen nach.

Drüben aber, jenseits des Wassers, ein wenig abwärts, steht der dritte Hof, der Hof Trafonts.

I.

Die Profuntser-Bäuerin war Witwe und hatte nur einen Sohn von 18 Jahren, der mit der Dirn zusammen, einer entfernten Verwandten, den Hof versorgte. Denn die Profuntserin selber kümmerte sich nur um die Küche und ein altes Kräuterbuch, in dem sie Abend für Abend las. Die beiden jungen Leute aber saßen derweil draußen vor dem Hause auf einer steinernen Bank, hielten sich bei der Hand und flüsterten miteinander. Der Schlern sah düster herab. Der letzte Schimmer auf dem weißen Kalkgeröll des Gipfels verblich, der Wald, der seinen Fuß umsäumte, wurde dunkel; rückte gleichsam in blaue Fernen, und die Sterne brachen hervor.

„Morgen ist Sunntig," sagte die Rosa und sah den Vetter erwartungsvoll an.

„I geh auf Duff, Rauten brocken," erwiderte der und nach einer Pause, da er merkte, er müsse noch ein übriges tun, um sie zu trösten, daß sie den Nachmittag allein blieb: „I schenk sie dir."

„Mit wem gehst?"

„Mit dem Paradeis-Jackele und dem Söller-Christl."

Sie seufzte. Aber er sagte gleichmütig: „I komm schon wieder."

„Gib halt obacht, daß du dich nit tickst."

„Da fehlt nix."

Sie rückte näher an ihn heran; da küßte er sie und sie sprach nichts, rührte sich nicht, hing still an ihm und ließ sich immer wieder küssen. Dann machte sie sich los und ging mit einem leisen „Gut Nacht" wieder ins Haus. —

... Am nächsten Tag um die Mittagsstunde stürzte der Anton in den Felsen oberhalb der Duff-Alm ab, wurde weit hinausgeschleudert, kollerte über das Geröll und blieb in einer Latschenkiefer hängen. Als die zwei Burschen, die ihn begleiteten, sich vom ersten Schrecken erholt hatten und zu ihm abgestiegen waren, war er schon tot. Der Christl zitterte und fluchte, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und gab dem Toten Schimpfworte. Aber der Paradeis-Jackele pfiff nur leise durch die Zähne und sagte dann, man müsse sich davonmachen; denn da sei doch nichts zu ändern, und man brauchte es der Mutter ja nicht gleich zu sagen. Er blieb aber sitzen, wo er saß, holte sich seine Pfeife heraus und rauchte, stumpfsinnig auf den Toten blickend, der mit Blut und Sand bedeckt vor ihnen im Krummholz lag. Schon kamen große, metallisch glänzende Fliegen heran und setzten sich dem Anton in das blutige Haar.

Tief unten in der Schlucht lagen die drei Höfe. Auf Profunts rauchte der Schornstein. Vor Trafonts weideten zwei Kühe in der Wiese. Man konnte sie kaum mehr erkennen, aber das Läuten ihrer Glocken klang deutlich herauf. Da legte der Christl den Kopf auf seine Arme und fing an zu schluchzen, daß es ihn hin und her stieß. Der Jackele rauchte ruhig weiter. Aber nach einer Stunde standen sie beide auf und

machten sich, ohne etwas zu sagen, an die Arbeit. Sie hatten einen alten Sack mitgenommen, in den steckten sie den Toten, so gut es ging, dann stießen sie zwei Stöcke durch die morsche Hülle, hoben die blutige Last daran empor und trugen sie schwankend und oftmals rastend durch Latschengestrüpp, über Geröll und durch den abendlich dunkeln Wald zu Tal.

Beim Profuntser saßen die Frauen in der Stube. Die Bäuerin las in ihrem Buch, das Mädchen hockte auf einem Schemel beim Ofen und strickte. Auf dem Tisch stand eine Schüssel mit Knödeln und grünem Salat und ein paar Teller mit Löffel und Gabel.

„Wenn der Bua nit bald kimmt," sagte die Bäuerin, „fangen wir 's Essen an."

„I han koan Hunger," erwiderte das Mädchen. Die Alte seufzte und machte sich wieder über ihr Buch her. Die Lampe brannte schlecht. Die zinnernen Teller in ihrem Holzgestell neben dem Ofen blinkten durch das Dunkel.

Draußen näherten sich Schritte dem Hause. Der Hund, der unter der Ofenbank gelegen hatte, richtete sich verschlafen auf, horchte und legte sich dann wie befriedigt wieder hin. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Paradeis-Jackele steckte den Kopf in die Stube.

„Guten Abend," sagte er verlegen, und schaute zum Ofen hinüber, wo das Mädchen saß.

„Guten Abend! Kommst allein?"

„Na."

„Was willst denn nachher?"

„Nix — ist der Anton nit da?"

„Jesses Maria," sagte die Bäuerin, „was woaß denn i? Er hat ja g'sagt, daß er mit dir und no

oan Rauten brocken geaht. Wirst dechter wissen, wo er ist?"

„Ja ja, wird schon sein. Es ist nur halt – weil ihm nit guat ist."

Das Mädchen fuhr erschrocken auf, und nun erhob sich auch die Alte, schob die Brille auf die Stirn und kam hinter dem Tisch hervor: „Oha, fehlt ihm eppes?"

„Na – fehlen tuat ihm nix ... er ist draußen –"

Und dann machte der Jackele kehrt, schob die Tür hinter sich zu und rannte davon. Die Bäuerin aber schüttelte den Kopf, nahm die Lampe aus ihrem Gestell und ging auf die Tür zu.

Der narrete Bua, der! Hatte gewiß wieder a Dummheit im Kopf! Dem würde sie es aber weisen!

Sie wollte die Tür öffnen, da klammerte sich das Mädchen entsetzt an ihren Arm.

„Was tuast denn so dumm?"

„Nit aufmachen, Mutter, nit aufmachen!"

„Bist ganz narret?"

„Er ist draußen, Mutter ... Jesus, Maria und Josef!"

„Ja was denn, in Herrgotts Namen ... tua nit so dumm! Da, nimm die Lamp und leucht!"

Und dann öffnete sie die Tür – –

Im Hausgang auf dem Boden grad vor der Schwelle lag auf einem Sack und zwei Stöcken, blutüberrieselt mit zurückgesunkenem Kopf und geschlossenen Augen der tote Anton, den linken Arm unter dem Körper verborgen, den rechten ausgestreckt, als ob er auf irgend etwas hinweisen wollte, das in der Ferne, drüben hinter dem Schlern, sich näherte und drohte ...

2.

Drüben jenseits des Wassers steht der Hof Trafonts. Ein Zaun begrenzt die kleine Wiese gegen den Bach zu mit zwei Übertritten, auf denen nachts die Stiegelgeister in Katzengestalt lauern. Da ist es unheimlich, außer dem Hause zu sein, und der Schlern steht still und dunkel und breit über dem Wald. Bei Tag aber fliegen die Elstern um das Haus, so daß alle Leute es wissen können, daß Unfrieden zwischen den Eheleuten ist. Denn der Trafontser trinkt und die Trafontserin betet. Und sitzt der Bauer am Tisch und singt:

„Komm heiliger Geist
Mit a Schüssel voll Fleisch
Und a Schüssel voll Nocken!
Laß mi a dazua hocken!"

so bekreuzigt sich die Bäuerin und weint. Aber sie weiß, es kann nicht lang mehr dauern, das unheilige Umtun, denn der Schreckstein an ihrem Fingerring ist gesprungen, jede Nacht heult der Hund in der Küche, die Kerzen auf der Kommode neben der Mutter Gottes haben nach dem Auslöschen dreimal geraucht, und das alles bedeutet, daß der Tod ins Haus einziehen will. Sie hat zwar den Knecht eine Fledermaus an die Haustür nageln lassen, damit kein „übler Luft" zukommen kann – und die Fledermaus muß ja alles Gift an sich ziehen – aber sie hat dennoch das Vorgefühl, daß etwas Schlimmes umgeht. Wenn sie selber sterben soll, ist sie freilich froh...

Am unsinnigen Donnerstag kam der Bauer schwer betrunken nach Haus, und da verlor sie die Geduld; er war so voll, daß er nicht stehen konnte, und sie trieb ihn mit Scheltworten vor sich her und in die

Kammer hinauf, wo sie ihm mit der Linken einen Stoß versetzte, daß er gegen die Bettstatt taumelte und im Fallen einen Oberarm brach. Nun war freilich ihr Jammer groß, und sie pflegte den Verletzten und strich demütig um ihn herum. Aber die Sünde war nun einmal geschehen. Des Abends, wenn sie am Spinnrocken saß, ließ sie oft die Arme sinken, schaute auf ihre Linke, die das Unglück angestiftet hatte, schüttelte den Kopf und sann. Sie fand keinen Ausweg aus ihrer Not, und die Angst wuchs in ihr, daß sie das Haus verließ und auf Profunts hinüberging, bei der Nachbarin Zuspruch zu holen. Die aber war still in ihrem Jammer. Die beiden Frauen saßen schweigend einander gegenüber, dann stand die Trafontserin auf und ging unglücklich, wie sie gekommen war, wieder davon, über den Bach, durch die feuchte Wiese bis zum Haus, sah zum Schlern hinauf, vor dem sie sich fürchtete, wie er dunkel brütend dalag, oder zum Haus des Paradeiswebers, in dem, wie immer des Abends, gesungen wurde, streifte die Holzschuhe ab und betrat die Stube, wo der Bauer betrunken und schlafend auf der Ofenbrücke lag.

In der Adventszeit kam ein Bußprediger von den Kapuzinern in Klausen, Bruder Ildefons, nach Völs und predigte jeden Tag. Und die Trafontserin saß Tag für Tag in der Kirche, das Haupt über die faltigen Hände gebeugt, die den Rosenkranz hielten, und marterte sich ab, zu verstehen, was der Pater sprach. Daß man Buße tun müsse, war schön und gut und einem jeden Christenmenschen nötig. Aber warum sagte er nicht, wie man Buße tun sollte? Warum schrie er nicht herab: Du, Bäuerin auf Trafonts, stehe auf und tue dies und jenes! Du bist verstockt bis in das

innerste Herz, und die Gnadenmutter hat dich verworfen.

Er aber redete von der Sünde, wie sie die Menschen verlockt, und von den Graden der Hölle und ihren Qualen und vom Throne Gottes und dem Weg, den der Sündhafte gehn muß, um geheiligt zu werden. Wer mit den Augen gesündigt hat, reiße sich sein Auge aus, wer mit dem Herzen, der bringe sein Herz dem Heiland dar, wer mit der Zunge, der opfere seine Zunge auf dem Tisch des Herrn, auf daß die Englein Hosianna singen! Seht her, eine Hand, die gesündigt hat, ist verworfen. Tut sie ab, wie ein schlechtes Kleid, das man nicht mehr tragen kann! Eine sündige Hand ist nicht besser als verfaultes Fleisch, das auf den Misthaufen gehört — —

Der Trafontserin klopfte das Herz. Jetzt schaute der Pater gewiß auf sie. Aber sie wagte nicht aufzusehen, fiel auf die Knie, und erst als er betete: „Gott der Vater aller Gnaden mit Christo, seinem geliebten Sohn, in Kraft des heiligen Geists, dreifach in einer Person, das ist in einer ungeteilten Gottheit, verleihe uns armen Sündern Besserung unseres Lebens, Verzeihung unserer Sünden, Frieden und Einigkeit unserem christlichen Land, auf daß wir hier auf Erden in zeitlichem Frieden leben und nach diesem vergänglichen Dasein mögen durch Christum erlangen die ewige Gnade und Freude und Seligkeit! Amen!", wurde ihr still und feierlich zumute, und als die Gemeinde Amen sang und die Letzten schon die Kirche verließen, saß sie noch in ihrer Bank und drehte den Rosenkranz. Am nächsten Tag ging sie wortkarg herum, sagte nichts zum Bauern, der in der Trunkenheit der Dirn mit täppischer Zudringlichkeit nachstellte, kochte das Essen,

spülte das Geschirr ab und betete mit den andern. Dann ging sie in den Holzkotter, wo der Knecht Holz spaltete, und fragte ihn, ob er ihr nicht das Beil für einen Augenblick geben wollte.

„Gern," sagte er.

„Ist's guat scharf?"

„Das wird's sein."

„Zoag her!"

„Wozu brauchst du's, Bäuerin?"

„Das wird dich weiter nit angehn."

Er kratzte sich hinter dem Ohr, gab ihr mürrisch das Beil und sagte: „So, da hast du's ... und wenn du Kienholz hacken willst, so laß dir sagen, daß im Eck noch zehn Kloben liegen."

Damit ging er, breitbeinig sich in den Hüften wiegend. Die Bäuerin wartet, bis er im Stall verschwand, legte dann ihren linken Arm auf den Holzblock, hob das Beil mit der Rechten so hoch sie konnte und ließ es auf ihre Linke niedersausen. Sie schrie nicht auf, aber als das Blut dem Armstumpf entströmte und als sie die abgehauene Hand, die plötzlich bleich geworden war, als wäre sie aus Wachs, leblos auf dem Block vor sich liegen sah, stürzte sie zu Boden. Niemand sah, daß sie fiel.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, band sie sich die Schürze um den Armstumpf und schleppte sich ins Haus. Der Bauer war erwacht und stierte sie gläsernen Auges an, als sie die Stube betrat.

„Was hast denn?" sagte er. „Du blutest ja?"

„Nix," erwiderte sie und ließ die Schürze sinken. „Meine Hand ist hin; jetzt werde ich wohl wieder zu Gnaden aufgenommen — — —"

3.

Der Paradeisweber war keiner von den Reichen; aber dafür wußte er, wie es im Fegefeuer, in der Hölle und im Himmel zugeht. Und seine alte Schwägerin, die Veiter-Anna, die auch im Hause lebte, ließ es sich immer von ihm erzählen. So war es also: Jeder Mensch brannte erst im Fegefeuer. Alle brannten, auch die Frömmsten, und die Geistlichkeit obenan: „Oha," warf die Schwägerin ein – „und der Hochwürdige, mein Bruder? Gott hab ihn selig." Der natürlich auch. Die Geistlichen sind die größten Sünder. Der Paradeisweber wußte sogar genau zu schildern, wie die Pechpfannen beschaffen waren, und wie die Büßenden Wasser zur Linderung ihrer Not bekamen, jedesmal nämlich, wenn oben auf der Erde bis nach Amerika hinein eine Guttat geschah. Die Männer brannten im nördlichen Quartier, die Weiber im südlichen. Und wer Marksteine verrückt, oder bei den Soldaten gedient – man weiß wohl, das ist die größte Schlechtigkeit – oder gar zu Ostern einmal das Beichten vergessen hatte, der wurde noch obendrein mit siedendem Öl übergossen. Und jeder mußte immerzu an seine Sündhaftigkeit denken, nichts andres konnte man denken, aber wenn droben auf der Welt eine Seelenmesse für den armen Sünder gelesen wurde, dann sah er für einen Augenblick, grad so lang als eine Tschurtschе Zeit braucht, von ihrem Baum auf den Boden zu fallen, in den Himmel hinein, wo die Engel Bachmus und gebratenes Kalbfleisch auftrugen; denn dort ging das Getafel nicht aus, und Wein tranken sie im Paradeis nur den besten. Ganz verdammt, zu unterst in die Hölle hinunter, aber sind die Juden, die Weinfälscher, die Freimaurer und die Reichen.

Der Anna wurde schon ganz ängstlich zumut. Mein Gott! Die siebenhundert Gulden, die ihr der Hochwürdige vererbt hatte und die sie am Donnerstag in Kastelruth drüben holen sollte – Ja, da konnte er, der Paradeisweber, nichts machen. Auf dem Geld sitzt allemal der Gehörnte. Die Anna wollte noch zweifeln. Aber der Weber antwortete nichts, sog an seiner Pfeife, hielt den Kopf auf die linke Schulter geneigt, als höre er aufmerksam zu, blinzelte mit den Augen und machte ein ernsthaftes Gesicht.

Die Anna wagte noch einen Vorstoß: „Wie schaut er denn aus, der Gehörnte?"

„Ja, wie wird er halt ausschauen – halt schwarz und mit an Schwanzl und Pferdefüß und zottlet um und um – und feurige Augen hat er, sagen sie – "

„Schiach?"

„Schon grad schiach – "

– Aber am Unschuldig-Kindltag tat die Veiter-Anna trotzdem den schwer gefältelten Rock und das blauseidene Fürtuch um, stülpte sich die dicke Pelzspitzhaube über den Kopf, daß sie fast aussah wie ein Brunnenpfahl, legte die Hände über dem gestärkten Taschentuch zusammen und behob beim Bezirksgericht in Kastelruth ihr Erbteil. Auf dem Heimweg, der sehr feierlich war, kehrte sie bei der Baf'l in Seis ein und trank einen Nusseler, und beim Gasliter in Konstantin, der ihr Vetter war, trank sie noch einen Nusseler und zwei Glaslen Rotwein; dann wurde sie aber recht müd, und über den Weiherbüchl konnte sie's kaum mehr derschnaufen.

Der Paradeisweber erwartete sie schon am Zaun, oben, wo der Wald angeht. „Holla," sagte er, „Respekt, alle Achtung! Jetzt bist du eine von die Rei-

chen. Aber hab koane Angst – i will schon beten für di –"

Sie bekreuzigte sich und sah ihn böse an. „Ja ja," sagte er noch, „er wird's ja guat g'moant haben, der Hochwürdige ... no, bist halt a Hascher, Schwägerin."

Die Anna meinte, sie hätte es fast nicht dertragen, das viele Geld, und jetzt wolle sie gleich schlafen gehn.

„Bist müd?" fragte er und schnüffelte um sie herum.

„Wolten müd." Und als sie im Bett lag, fast vergraben unter den rotkarierten Pfühlen, drehte sich alles um sie. Sie sah ein brennendes Haus, und dann versank sie in ein enztiefes Loch, und es wurde so heiß, so schrecklich heiß, daß sie es nicht mehr aushalten zu können vermeinte. Und da war auch der Lamser-Flor, den sie nicht ausstehen konnte, und stand vor ihr, hatte den Kopf unterm Arm, grad als wär's ein Kürbis, und der Kopf streckte eine grüne Zunge heraus. Aber die grüne Zunge schwebte auf einmal frei vor ihr in der Luft, kam ihr immer näher, und da sah sie, daß Würmer drauf saßen, die durcheinander krochen. Und irgend etwas zerrte an ihr, daß sie schreien mußte und auffuhr.

Aber da war es dunkel in der Kammer, der Kopf tat ihr weh, sie war ganz naß von Schweiß und sie mußte schon lang geschlafen haben. Denn alles war still, nur die Stadeltür schlug von Zeit zu Zeit im Nachtwind gegen den Pfosten, und aus der Nachbarkammer hörte sie das laute Schnarchen des Schwagers.

Auf der Truhe, die im schwachen Lichtschein lag, war noch das weiße Packtel mit dem Geld. Der Anna wurde gewaltig Angst. Mein Gott, so zu träumen! Denn, wenn es wahr war, das mit den Reichen und

der Hölle – und am Ende war das Träumen schon der Anfang ... Jesus, Maria und Josef! wenn ihr nur der Grind nicht gar so weh täte – sie wollte aufstehn, aber es ging wieder alles vor ihr bunt durcheinander, und so schlief sie zum zweitenmal ein.

Jetzt wurde es noch ärger. Denn jetzt sah sie sich selber, wie sie einen „knutzen" Weg hinaufging, sich in der Hitze abmühte und immer, bevor sie oben war, wieder hinunterrutschte, und immer wieder mußte sie hinauf, ob sie wollte oder nicht, und alles tat ihr so weh und es lachte einer so recht anterisch und da sah sie auch schon in der Höhe über sich den großen Stein vom Brandnergraben, der jeden Tag fallen kann und der so groß ist wie die Kirche in Völs, sie sah, wie er schwankte und zitterte; und wenn er fiel, mußte er grade auf sie herunterfallen, und da tat es auch schon einen fürchterlichen Pumperer – sie fuhr auf, sah sich fassungslos um ... erst konnte sie nichts erkennen; aber dann auf einmal verschlug's ihr den Atem – – – Du lieber Heiland, was war das! Auf der Truhe saß etwas ... alle vierzehn Nothelfer!! schwarz war es und zottlet um und um ... und die Augen feurig, so groß wie Milchhafelen ... und es regte sich und wisperte – – – Jesus, Maria und Josef!! der Gehörnte!! Er hatte die Beine gekreuzt, saß auf dem Geldpackl und blies feurigen Dampf aus Nase und Maul ... und alles war in Rauch und Schwefel ... und wieder regte es sich und ein schwarzer Arm streckte sich nach ihr ... da fiel sie in Ohnmacht.

... Am andern Morgen zerschlug der Weber einen ausgehöhlten Kürbis, in dessen Wand ein paar Löcher geschnitten waren, und in dem der Stummel einer

Talgkerze ſteckte, tat das ſchwarze Fell vom Tamper, dem letzten Hofhund, das ſchon zwei Jahre als Fußteppich diente, wieder an ſeinen alten Platz und hatte ſonſt noch allerhand geheimnisvolle Dinge grade erledigt, als die Schwägerin blaß und verweint die Stube betrat.

„Jeſus, wie ſchauſt du aus!“ ſagte er und tat ſehr erſtaunt.

„Du,“ erwiderte ſie, „geah her, i han dir eppes zu ſagen —“

„Biſt nit guat?“

„Haſt nix g'hört heut in der Nacht?“

„In der Nacht ſchlaf i —“

„Du, Schwager, i mag's Geld nit g'halten. Und i moan, wenn du's nehmen tat'ſt ... du biſt a Mann und — —“

Er kratzte ſich den Kopf, nahm eine bekümmerte Miene an und tat Einſpruch. Jeſſes ja, kein Menſch konnte ſagen, daß er z'nicht war zu ihr; aber halt reich werden ihr zulieb, grad reich —

Aber ſie ließ ihn nicht ausreden. Es hatte ja gar keine Gefahr, und wenn ſie ihm das Geld ſchenkte, ſo tat ſie es aus Guatigkeit, weil er ſie im Hauſe immer ſo ſchön gehalten hatte, und ſie hätte es ihm ſowieſo gegeben; es ſei ihr erſter Gedanke geweſen, und er ſei ja doch ein Mann, und ſie flehte mit Tränen in den Augen, keine ruhige Stunde könne ſie mehr haben, wenn er es nicht nehme — und da ließ er ſich endlich, endlich erweichen.

„Anna!“ ſagte er, „wenn's eine Verſuchung iſt, ſo will ich's halt beichten und i denk mir, es geſchieht aus Barmherzigkeit, daß i di von der Angſt derlös ... gern tu i's nit, aber in Gott's Namen! Es wird mir

wohl, verhoff i, im Jenseits angerechnet werden. Denn auf einer Guattat, wo man den Witwen und Waisen antut, kann keine Sündhaftigkeit sein. Und i denk, wenn's schon durchaus und grad sein muß und du nit anders willst in deiner Halsstarrigkeit, so wollen wir's notarisch machen und i geh gleich mit dir zum Bezirksgericht."

Und sie gingen noch am selben Tag nach Kastelruth und drehten unterwegs den Rosenkranz und der Paradeisweber betete laut, daß es auferbaulich zu hören war.

Der Gehörnte aber hat sich seither nicht mehr blicken lassen.

Die Unfallversicherung

Von Pacifikus Kaßlatterer (Bozen)

Johann Augruber gehörte zu denen, die der Krieg umgebracht hatte. Vollständig umgebracht. Dreiviertel seiner Geschäftsguthaben standen in Rußland, ein Viertel in Serbien. Es war also ein ehrenhafter Konkurs, den sogar der Staatsanwalt respektierte.

Johann Augruber besaß zur Zeit, da ihm der Gerichtsbeschluß „betreffend die Einstellung des wider ihn anhängig gemachten Konkursverfahrens mangels eines zur Deckung der Konkurskosten ausreichenden Vermögens" zugestellt wurde, einen Barbetrag von 21 Kronen ö. W., dafür eine schlechte Handschrift, 52 Jahre, eine kränkliche Frau, drei Mädchen im Alter von sechs bis zwölf Jahren und einen Sohn von vierzehn.

Alle seine Versuche, eine geeignete Stelle aufzutreiben, schlugen fehl. Er wollte sich als Kriegs-

freiwilliger melden, um seiner Familie den „Sustentationsbeitrag" zu verschaffen. Da kam der Zusammenbruch. Er ging in eine Papierfabrik, da wurde er krank. Er schrieb seinem Bruder, der eine Bäckerei in Brünn betrieb, da hatte dieser selbst nur so viel, „daß er knapp auskäme". Er wandte sich in seiner Verzweiflung dem Schleichhandel zu, da wurde er erwischt und acht Tage eingesperrt. Da beschloß Johann Augruber, freiwillig aus einer Welt Abschied zu nehmen, wo die Außenstände uneinbringlich, die Fabriken ungesund, die Verwandten hartherzig wären. Zuvor aber wollte er sich noch an einem Viertele Terlaner gütlich tun. Dieweil er vorhatte, ihn ohnehin nicht mehr zu bezahlen, war es auch gleichgültig, daß er noch ein zweites, dann ein drittes und schließlich ein viertes Viertele trank.

Das rettete ihm das Leben.

Denn nach dem sechsten kam eine Vision über ihn.

Er sah sich mausetot, aufgebahrt in der Leichenkapelle, während der heilige Hippolyt, der Kirchenpatron von Terlan, seiner Familie eine Lebensversicherungssumme von 500000 Kronen bar auf den Tisch zählte. Und er sah, wie die matten Augen seiner Frau aufleuchteten, wie seine drei Mädeln um den Tisch herumhüpften und wie Hans verstohlen einen Zehner rapste und ins Wirtshaus schlich. Warum hatte er sich nicht vor fünfzehn Jahren, als er heiratete, versichern lassen? Oh, dann könnte er sich heute mit Beruhigung erschießen, ja, geradezu mit Vergnügen, denn dann würde seine Familie durch den Tod sichergestellt. Damals hatten ihn die hohen Prämien abgeschreckt, na und heute ... Um diese trübseligen Gedanken, die diese Vision in ihm erzeugt hatte, zu verscheuchen,

trank er noch ein Viertele Justiner, und da sich noch immer in einem Seelenwinkel Reste davon hielten, noch ein Viertele. Wenn man ohnehin vorhat, ihn nicht zu bezahlen, was verschlägt's da?

Wie er so den Terlaner von heute mit dem von früher und das Morgen mit dem Gestern sinnend verglich, sich ausmalte, wie seine Familie mit den 500000 Kronen sorgenfrei leben und sein Andenken als selbstlosester aller Väter in den Herzen seiner Kinder und Kindeskinder fortdauern würde, da kam ihm plötzlich eine Idee, eine ganz einzige, rettende, wundervolle Idee, so eine Idee, wie er sie seit Monaten gesucht hatte.

Welches war diese Idee? Folgende war es:

Johann Augruber war nicht lebensversichert, nein, das war er nicht, aber war er nicht gegen Unfall versichert? Gewiß war er das. Der Postoffiziant Bürnbaum vom Rößlstammtisch, der zur Aufbesserung seines Gehaltes in seinem Bekanntenkreise Versicherungswurzen suchte, hatte auch ihn vor sechs Jahren eingefangen. 200000 Kronen im Todesfall, 100 Kronen Tagesrente im Invaliditätsfall.

Johann Augruber hätte am liebsten vor Freude einen Luftsprung gemacht, aber die acht Viertelen hinderten ihn daran.

So wartete er, bis die Zenzi in die Schankstube hinausgegangen, legte dann flink einen Zettel „Zahle morgen" auf den Tisch und drückte sich durch die Hintertür.

Eine halbe Stunde später saß er über der Polizze. Gott sei Dank! Alles in Ordnung. Schon hatte er gefürchtet, sie möchte vielleicht verfallen sein. Aber keine Spur davon. Noch für fünf Monate war sie

vorausbezahlt. Famos! Famos! Die vier Seiten Kleingedrucktes im Anhange schenkte er sich. Die Hauptsache war: „Die Versicherungssumme wird von der Gesellschaft längstens vier Wochen nach dem Tage des stattgehabten Unfalles, beziehungsweise nach Eintritt des Todes des Versicherungsnehmers bar zu Händen der in der Polizze als bezugsberechtigt bezeichneten Personen ausbezahlt, im Falle des Eintrittes der Invalidität jedoch längstens nach vier Wochen endgültiger Konstatierung derselben durch die gemäß Punkt 43 des Statuts hierzu berufenen ärztlichen Sachverständigen, beziehungsweise im Falle einer Differenz durch das gemäß Punkt 58 ff. zur Entscheidung zuständige Schiedsgericht, mit jedem Ersten eines Kalendermonats dem Versicherungsberechtigten durch die k. k. Postsparkasse angewiesen werden."

Wunderbar, wunderbar! Die Familie, die Zukunft der Kinder gesichert. 200000 Kronen waren ja schließlich keine Million und erlaubten, wenn man von den Zinsen leben sollte, kein Aufhauen. Aber leben konnte man zur Not davon.

Was fehlte da noch? Nur der Unfall. Und der schien dem, der noch vor einer halben Stunde das Odium eines Selbstmordes auf sich nehmen wollte, eine Kleinigkeit. Mit diesem Zweck im Auge, beinahe ein Vergnügen.

Johann Augruber überlegte: 200000 Kronen? Ein schönes Kapital, aber 100 Kronen tägliche Rente waren bedeutend mehr. Denn das waren 36300 Kronen im Jahr, wogegen 200000 Kronen im besten Falle nur 10000 Kronen Zinsen abwarfen. Das Geld mußte fest und sicher angelegt werden. Das wollte er schon testamentarisch fixieren. Nicht, daß es eines schönen

Tages futsch wäre. Aber, wie gesagt, 100 Kronen Tagesrente waren auch nicht übel. Und dazu noch weiterleben dürfen! Weiterleben! Allerdings als — Ganzinvalider. Aber schließlich ist das ein sehr dehnbarer Begriff. Der Nauracher Karl war doch auch ganzinvalid. Und lief herum wie ein Wiesel, und soff wie ein Trainsoldat. Aber die Unfallversicherung stellte wohl wirkliche Ärzte zur Überprüfung an. Da mußte einem sicher Arm oder Bein fehlen. Mindestens. Wenn nicht gar beides. Also schließlich, war nicht das auch besser, als ganz tot zu sein?

Johann Augruber beschloß daher mit Rücksicht auf die finanzielle Seite und mit Bedacht auf das Interesse seiner Kinder (auch ein Ganzinvalider kann noch erzieherisch tätig sein), sich für den Rentenbezug zu entscheiden. Er wollte nicht zu Tode, sondern nur zur Ganzinvalidität verunfallen.

Somit lieh er sich am nächsten Tage von seinem Freunde Überbacher das Fahrrad aus und fuhr die Brennerstraße hinauf. Auf der Paßhöhe machte er Kehrteuch, legte die Füße auf die Gabel und ließ es tuschen.

Die Geschichte verlief wunderbar planmäßig. Bei dem ersten Bauernhaus hinter Gries, wo die Straße eine etwas scharfe Ecke nach links macht, schmiß es ihn hinaus, daß er seine Freude hatte. Mit dem Kopf fuhr er in einen Misthaufen, mit dem restlichen Körperteile flog er aber an die Hausecke dahinter. Das Bewußtsein entfernte sich. Bauern liefen hinzu.

Als Augruber zwei Monate später das Spital verlassen konnte, war sein rechtes Bein am Kniegelenk vollständig steif, sein linkes um drei Zentimeter verkürzt.

Aber die Rente von 100 Kronen bekam er doch nicht. Denn die Versicherungsgesellschaft lehnte jedwede Zahlungspflicht unter Bezugnahme auf § 42c des Versicherungsstatuts ab, da sie laut dieser Bestimmung für Unfälle, die sich aus der Benutzung eines Fahrrades ergäben, nicht hafte.

Augruber brach über diesen Bescheid fast zusammen. Nachdem er jedoch mit Hilfe eines guten Vergrößerungsglases die vier Seiten kleingedruckten Anhang zur Polizze gelesen hatte, mußte er zugeben, daß die Gesellschaft formell im Rechte war. Radfahren war von der Versicherung ausgenommen, ebenso wie Autofahren, Skilaufen, Rodeln, Bobfahren, Rudern, Segeln, Schwimmen, Turnen, Fechten, Reiten, Jagen, Fischen, Bergsteigen, Schlittschuhlaufen, Fußballspielen und ähnliche sportliche Betätigungen. Dafür mußte man eigene Zusatzversicherungen eingehen.

Dagegen war nichts zu machen. Das sah Augruber ein. Aber schließlich war das kein so großes Unglück. Nur ein Zeitverlust. Man mußte halt einen neuen Unfall passieren lassen. Und diesmal vorsichtiger. Ein genaues Studium des Kleingedruckten zeigte aber, daß das nicht so leicht war. Denn alle Betätigungen, die gemeiniglich geeignet erschienen, Unfälle herbeizuführen, waren fein säuberlich ausgenommen. Scheibenschießen, Fliegen, Trambahnfahren führten ebensowenig zu einer Rente, wie Duell, Krieg, Bergwerksarbeit, Afrika- oder Nordpolexpeditionen.

Gestattet war nur, bei Glatteis hinzufallen oder bei einem Eisenbahnunglück dabei zu sein. Das eine jedoch erwies sich im Juli unmöglich, das andere erforderte eine unerschwingliche Geldsumme. Denn nach der Statistik mußte man zuerst 65000 Kilometer auf

einer europäischen Eisenbahn (ohne Rußland oder Türkei) zurücklegen, um Anspruch auf einen Eisenbahnunfall mit Gefährdung von Menschenleben zu erhalten.

Augruber nahm wieder Zuflucht zum Terlaner. Nach dem vierten Viertele tauchte ihm eine Idee auf, nach dem sechsten hatte er sie, und nach dem achten war sein Plan fertig. Zwei Tage später konnte man in dem „Anzeiger" lesen:

Vorsicht mit Schießwaffen. Wiederum hat sich trotz aller Warnungen ein Unfall infolge unvorsichtigen Umgehens mit Schießwaffen ereignet. Im Hause Nr. 42 der Schlossergasse hat sich der 52 Jahre alte ehemalige Obsthändler Johann Augruber beim Putzen eines alten Revolvers durch einen plötzlich losgehenden Schuß schwer an der linken Schläfe verletzt. Wie der Verunglückte angab, hatte er die Waffe für entladen gehalten. Nach Aussage der Ärzte dürfte Augruber zwar mit dem Leben davonkommen, aber höchstwahrscheinlich das Sehvermögen an einem Auge einbüßen. Also nochmals Vorsicht mit Schießwaffen!

Johann Augruber aber jubelte. Diesmal war es sicher gelungen! Ein Unfall, geradezu ein mustergültiger Unfall, vollkommen einwandfrei. Er meldete ihn vorschriftsmäßig der Gesellschaft. Zuerst kam ein Schreiben zurück, daß sie den angezeigten Fall untersuchen würde. Nach weiteren sechs Wochen der Bescheid, daß unter Bezug auf Punkt 102 des Statuts eine Haftung leider abgelehnt werden müsse. „Denn", so hieß es, „wie die durchgeführte Untersuchung des dem angemeldeten Unfalle zugrunde liegenden Sachverhaltes ergeben hat, haben Sie die, nach Ihrer Angabe zwecks Reinigung des gegenständlichen Re-

volvers vorgenommenen Manipulationen, die seine Entladung und infolge derselben Ihre Verletzung zur Folge hatten, ausgeführt, ohne im Besitze des gesetzlich vorgeschriebenen Waffenpasses zu sein. Wir verweisen auf die Bestimmungen des Punktes 105 der Statuten, gemäß denen wir berechtigt erscheinen, alle Ansprüche, die auf Grund eines, aus einer mit dem Strafgesetz in Widerspruch stehenden Handlung oder Unterlassung entsprungenen Unfalles erhoben werden, abzulehnen."

Augrubers Empörung über diese Ausflucht war ehrlich und groß. „Aber i wer der Schwindelbanda no was zoagen! Die Prämien einstecken sell können 's schun, bals's aber zum Zahln kimmt, da möchtens ihnern fein drucken. So a Lumpeng'sindel, a schäbigs!" Er drohte mit Prozeß, mit Skandal, mit der Zeitung. Die Gesellschaft blieb hart.

Er fuhr nach Innsbruck zum Generalagenten und machte ihm einen Tanz. Man warf ihn hinaus.

Er erwarb das Armenrecht und brachte eine Klage ein. Man wies ihn in erster Instanz ab, in der zweiten ließ sich der Armenvertreter wegen offenkundiger Aussichtslosigkeit der Sache entheben.

Da erkannte Augruber, daß es eine faule Geschichte war mit der Invalidität. „Da kümmscht nit au damit. Sie habn ihnen a sovl Hintertürln gemacht, wo 's außi können, daß d' sie nüt derpackscht. Bald nit ganz hin bist, ehnder zahln 's dir nücht."

Augruber beschloß daher, auf die Rente zu verzichten und nur auf Todesfall zu arbeiten. Tot ist tot, da läßt sich nichts abstreiten. Freilich, Vorsicht war auch hier geboten, damit man nicht wiederum in eine der vielen Ausnahmen hineinfiel.

Grau, teurer Freund, ist alle Theorie. Augruber erfuhr's. Er versuchte es zuerst mit der Elektrischen. Die Schutzvorrichtung klaubte ihn zusammen. Einige blaue Flecken und rote Beulen waren das ganze Ergebnis. Ja, wenn das in Wien gewesen wäre, aber dorthin zu fahren, fehlte ihm das Geld. Dann stellte er sich auf das Südbahngeleise, aber der Zug hatte zwei Stunden Verspätung. Inzwischen erwischte ihn der Streckenwärter. Er ging zum Auto über. Allein die modernen Bremsvorrichtungen machten alle Bemühungen zuschanden. „An Meter vor dir, derhöbn sie's no, dö Luadern!" Er arrangierte geschickt einen Zusammenstoß mit einem Einspänner, in dem die Frau eines Kriegsgewinnlers saß. „Bald unter dö kimmscht, bischt gwiaß hin," kalkulierte Augruber, doch er kam nicht darunter. Der vorgespannte Pferdegreis erwies sich beim Zusammenstoß als der schwächere Teil und brach in den Vorderfüßen nieder. Also auch damit war's nichts. Mit dem Buttererſatzmittel „Smörol" wär's wahrscheinlich gegangen, wer würde ihm aber da nicht Selbstmordabsicht imputiert haben?

Als er sodann auf einen Kirchturm stieg, um sich von dem Glockenschwengel eins an den Kopf hauen zu lassen (das hatten sie im Kleingedruckten sauber vergessen), da war die Glocke zur Kriegszeit in die Munitionsfabrik gewandert. Er provozierte beim Löffelwirt einen Streit mit den Stammgästen, man gab ihm aber nur einen Faustschlag, daß er unter den Tisch flog, der lokalübliche Stich blieb aus. „Schtand dafür, wögn so an Krüppelegspiel!" rechtfertigte der Faustschläger sein abweichendes Vorgehen.

Da fiel Johann Augruber in Schwermut. Die vielen Mißerfolge trotz redlichen Bemühens hatten

seine Nervenkraft gänzlich gebrochen. So viel er spann und sann, keine neue Idee wollte ihm kommen.

Es war an einem Septembernachmittag, daß Augruber durch die Schlossergasse ging. Just passierte er einen Neubau, als er über sich ein Gepolter, begleitet von lebhaftem Geschrei, vernahm. Er blickte auf, sah ein großes, schwarzes Etwas herabstürzen, unwillkürlich, mit blitzschneller Reflexbewegung sprang er beiseite, als im nächsten Augenblick auch schon ein zentnerschwerer Gerüstbalken mit gewaltigem Krache auf die Stelle niederschlug, wo er vor einer Sekunde noch gestanden hatte.

Johann Augruber hörte nicht die Zurufe der eiligst herabkletternden Arbeiter, nicht den Meinungsaustausch des Publikums, das sich anzusammeln begann. Er fixierte mit seinem einen Auge wie gebannt den Balken, unter dem er hätte liegen können, so schön liegen können. Das Glück wollte es ihm endlich einmal gut und er selbst, er selbst wich ihm aus. Das war zuviel des Peches, so ein Mensch dauernd ertragen konnte.

Johann Augruber fixierte den Unglücksbalken, der sein Glücksbalken hätte werden sollen, noch immer. Er fixierte ihn, als die Arbeiter ihn wieder anbanden, er fixierte ihn, als sie ihn wieder emporzogen, er fixierte ihn, solange er noch ein Stückchen davon zu sehen vermochte, bis der Balken im Innern des Gerüstes verschwunden war. Dann ging Johann Augruber in den Stadtpark und hängte sich auf, an einem Akazienbaum neben der Kaiser-Franz-Josef-Jubiläumseiche.

Über Perlen und Korallen

Von Petrus Klotz (Kaltern-Krems)

Auf hoher See.

Quer durch den Stillen Ozean von Nee-Seeland nach San Franzisko geht die Fahrt. Die Christmas-Insel liegt bereits hinter uns. Das Schiff eilt der Küste Kaliforniens zu.

Ich lehne an der Brüstung und schaue hinaus auf die See. Der stille Ozean! Hieher ging mein Sehnen schon von Jugend auf. Dort wollt' ich einmal sein, wo Wal und Albatros das Schiff umkreisen, und aus Wasserwüsten grüne Inseln ragen, dort, wo der Schrei der Völker sich verliert, und das „Kreuz des Südens" zu Pol und Himmel weist.

Und heute! Wie schwillt mir die Brust! Jetzt segle ich weit, weit fort, auf dem Meer, wohin einst der Traum mich getragen, jetzt seh' ich allnächtlich das Sternenkreuz, das vergötterte Sinnbild aller Seeromantik, und webe meine Gedanken stundenlang um sein magisches Licht.

Das Meer! Frei, ohne Fessel und Schranke liegt es vor mir. Ein Zauberbau, aus lichten Wasserquadern kühn gefügt, daraus wie aus tausend Spiegeln die Schönheit Gottes schaut. Das Auge schweift durch den saphirnen Saal, sucht der Sonne Auf- und Niedergang, durchmißt die Fernen ohn' Anfang und Ende und senkt dann, geblendet, in seliger Ohnmacht Lid und Wimper. Aber die Phantasie dringt hinein in das kristallne Haus, durcheilt die Weiten und Tiefen, und ich seh' ein Wimmeln und Hetzen, ein Jagen und Ringen, ein Fliehen und Verfolgen von Milliarden und Milliarden von Wassertieren in allen Farben

und Formen, allen Größen und Gestalten. Auch blühende Gärten auf smaragdnem Grund, Blumengewirr auf weißem Fels und dazwischen Perlen und Korallen in eitlem Glanz und Schimmer. Ein Märchen, seltsam wunderlich, wie kaum die Himmelstochter Phantasie es dichtet, der Feenpalast der Nereiden und Tritonen, Galateas stolze Wasserburg.

Doch! Seh' ich recht? – Mitten im Eden, mitten im Zauberhain ein zersplittertes Schiff. Gespenstig ragen seine leuchtend faulen Maste, wie in Silber getrieben, durch den dunklen Purpur. Dort Menschengebein. Polypen segeln darüber hin. Hier am Korallenast flattern, vom Strom getrieben, graue Fetzen. Wo ist der Leib, den diese Hüllen einst bedeckten! Dort wieder – nein, es ist zu grauenhaft. Nicht Schönheit nur, auch Schrecken ist's, was das Meer in seinem Schoße birgt.

Das Meer! Wie es wieder heult und brüllt, rast und tobt, wie von wilden Böen gepeitscht, gigantische Wasserfetzen durch die Lüfte fliegen, wie die Wogen rollen, die Ströme rauschen und schwarz und schwer sich Fluten über Fluten wälzen! Ein Schauspiel chaotischer Urkraft. Als gälte es, die Mühlen der Allmacht zu treiben, die Feuer der Hölle zu löschen, als schlüge hier der Puls der Welt und schwölle der Busen der Schöpfung.

Ein Lied, ein Epos, ein Drama hör' ich aus den Wogen klingen und Gestalten steigen auf, bald sternenweiß, bald blutigrot. Als rausche hier das Zeitenmeer, und träume der Menschheit längst verronnenes Leben von altem Haß und alter Liebe. Das Echo von Jahrtausenden hallt aus der Tiefe. So weint und klagt es, lacht und jubelt, flucht und betet es aus den Wassern.

Wie immer, wenn die Natur wie hier eine so gewaltige Sprache führt, kommt mir auch jetzt wieder mit leisem Weh das goldene Spiel der Jugend in den Sinn. So rauschen mit den Wellen die Ideale und Träume seliger Jahre, ja alles, was einst so schön war, dahin ins Meer der Vergangenheit, und eine einzige Träne nur erscheint dem Alter oft das All der Welt.

Aber auch Hymnen, Dithyramben auf den Weltenschöpfer hör' ich aus den Wassern tönen. Mit dem Gischt, dem Weihrauch der Meere, steigt das Loblied und Gebet zur Allmacht empor. Es verstummt des Sängers Leier, des Domes Orgel, wenn der Ozean in seine Wellen greift, und hinter Wolkentoren lauschen entzückt die Sterne.

Ich halte mich am Geländer fest, lasse alle Wetter mich umtoben und mich vom Schifflein auf und nieder heben. Wie es die Seele packt! Es hämmert in allen Pulsen. Die Phantasie verliert Garn und Spule. Was sie je an Schrecken gesponnen, wird zum Erlebnis. Der Mensch staunt, wird zum Kinde. Gott ist groß. Sein Wille und sein Werk kennt keine Grenzen. Klein ist der Mensch, der Herr der Schöpfung und was er auch schafft, ist nur ein Spiel mit Spänen, die von des Meisters Tische fallen. Das ist die Philosophie an der ewig wogenden Schwelle der Unendlichkeit.

Mit Wind und Wetter kämpft das Schiff. Es stampft und rollt, es dreht sich und bäumt sich, es bohrt sich keuchend durch die Flut.

Nebel, furchtbarer Nebel. Es erdröhnt die Sirene. Kalt rieselt der Ton durch Mark und Bein. – Morgen fahren wir schon durch das „Goldene Tor" in Frisko ein.

Wieder brüllt das schreckliche Horn. – Es ist nicht der erste Sturm, der erste Nebel, den ich erlebt.

Wieder tönt es. Diesmal lang und grauenhaft. – Wie mir nur heute ist! Es gräbt und wühlt in der Brust. Ach was, weg mit den feigen Gedanken!

Wieder warnt die grause Stimme. Es ist Gefahr. Auch die Glocke ruft darein, in wild zerfetzten Klängen. – Es ist ja nur Nebel – wir sind in Gottes Hand.

Doch horch! Ein Stoß, ein zweiter, ein dritter zuckt durchs Schiff. – Gott sei uns gnädig! Es neigt sich steuerbords. – Wir sind verloren! Ein Leck! – Auf ein Riff gestoßen! Es neigt sich Zoll für Zoll! – Ich seh' es. – Es schnellt nicht mehr zurück. – Es kentert, barmheriger Gott, es kentert!

Verzweifelt rasen die Passagiere über Deck. „Backbords! Und die Gürtel!" ruft der Kapitän und eilt auf die Brücke, den Sturmhut fest im Nacken. Von Bug und Heck strömt die Mannschaft heran. Sie zieht die Segeldächer ein, spannt die Taue und stürzt sich auf die Boote. Doch – Flüche durchkreuzen die Luft – alle Arbeit umsonst, man kann die Boote nicht klarmachen. Wie ein toter Wal liegt der Dampfer seitlings, die rechten Kähne im Wasser, die linken hoch in der Luft. Aber, was hätte dieses Spielzeug gefrommt auf der rasenden See, die trotz Ölbeutel und Sandschlauch im Zorne noch zu wachsen schien! Die Wogen schlagen über Deck, und was nicht standhält, fährt in die Tiefe. – Da treibt schon ein Mann auf den Wellen! Er schreit und ruft. Ich hör' ihn nicht, aber ich seh' den Schrei auf seinen wildverzerrten Lippen. Er greift um sich, sucht nach einem Balken, nach einem Brett, – er verschwindet, – kommt wieder, – nur noch die Hand, – verloren, begraben.

Die Welle geht drüber hin und lechzt nach neuem Fang.

Und die Passagiere! Ich kann die Bilder, die ich geschaut, die Szenen, die ich erlebt, nicht schildern. Mit den Rettungsgürteln um Brust und Rücken stehen sie da, schreien und beten. Hier eine Mutter mit dem Kinde. Sie kann die Stiege nicht herauf. – Dort eine Greisin. Der Gürtel hängt verkehrt und locker um das dürre Gerippe. – Da ein junges Ehepaar. Sie küssen sich, umarmen sich in stummer Verzweiflung. Gemeinsam soll der Tod sie in die Wellen betten. – Da wieder eine Mutter. Ihr Sohn schleppt sie das Tau entlang über Deck. – Es ist hart zu sehen! – Tausend Menschen, zu Angst und Verzweiflung erstarrt!

Und ich? – Es ist nicht Hochmut, wenn ich dies erzähle. Der lohnt sich zu Wasser, aber auch zu Lande nicht. Ein Dankgefühl gegen Gott ist es, was mich beseelt.

Ich war der einzige Priester an Bord. Aber auch ich war Mensch wie alle andern und zitterte vor dem Tode. Doch keinen Schrei, keinen Hilferuf ließ ich von meinen Lippen kommen, im Innern aber schrie ich zu Gott für mich und das ganze Schiff.

Mit jeder Sekunde wuchs die Gefahr. Ich eilte in meine Kabine. Dort hing mein Kreuz, mein altes Muttergottesbild und mein Rosenkranz. Ich nahm die drei schlichten Dinge, – jetzt angesichts des Todes kamen sie mir wie Kleinodien und die größten Reichtümer der Erde vor – legte sie aufs Bett und warf mich davor auf die Knie. Nur ein paar Minuten gönnte ich mir, um meine Seele für Gottes Richterstuhl zu rüsten.

Dann stand ich auf, schnürte den Rettungsgürtel um, steckte das Bild in den Brustlatz, nahm Kreuz und Rosenkranz in die Hand und vergaß den Menschen in mir, um den andern Priester zu sein. Ich eilte die gezogenen Taue entlang und stand bald vor der hoffnungslosen, zitternden Menge.

„Beichten, beichten," klang es an meine Ohren. Katholiken und Protestanten umringten mich. Manche wollten offen ihre Sünden bekennen. Ich mußte es ihnen wehren. Ersetzt ja der gute Wille in der Not reichlich das Werk. Alle aber schlugen an die Brust und riefen zum Himmel um Erbarmen. Auch Matrosen stellten sich ein, und selbst den Kapitän auf der Brücke sah ich, wie er sich in Andacht bekreuzte. Alle, alle sah ich da, meine Freunde, mit denen ich auf dem Schiff vier Wochen verbrachte. Aber welche Gesichter, welche Augen! So mußten wir uns nach wenigen Minuten wiedersehn! Kein gefallsüchtiger Blick, keine erzwungene Maske, keine Pose mehr. Der Tod, ja schon die Gefahr des Todes hat alle gleich gemacht.

Ich kann nicht schildern, wie mir damals war. Ich durchlebte die schwersten, aber auch die wertvollsten Augenblicke meines Lebens. Vielleicht noch eine Viertelstunde, und die Wellen schreiten über uns und unser Schiff! Vielleicht noch eine kostbare Viertelstunde, und wir stehen vor Gott, dem Richter! Über tausend Menschen suchen beim Priester vor dem sicheren Tode Heil und Rettung ihrer Seele.

Gehalten von zwei Männern, stand ich auf einem Tische. Mit dem Kreuze in der Hand sprach, ja schrie ich über das arme Häuflein Menschen hin und forderte sie mit den Zeichen der Hand, so weit der Sturm

meine Stimme verschlang, zu Reu und Buße auf. Es sind nur kurze schlichte Worte gewesen, und des Allerbarmers Gnade hat sichtbar nachgeholfen.

Nachdem ich die Absolution erteilt, umringten mich die Passagiere und Bootsleute, wollten mir danken, mir die Hände küssen, noch etwas sagen, etwas fragen. Die guten Leute, sie fanden ihren Priester, aber ich, ich mußte allein mit meiner Seele und meinem Herrgott fertig werden. Aber sonderbar! Ein so seliges Gefühl kam über mich, als hätt' ich die schönste Tat meines Lebens vollbracht. In Wahrheit ist sie es auch gewesen und wird es immer sein.

Noch ließ der Sturm nicht nach, das Schiff lag geneigt, wie zuvor, und die Wasser strömten durch alle Gänge und Räume. Es stoppten die Maschinen, es stand das Lichtwerk still, nur der Marconiapparat arbeitete fort. So blieben wir – Gott sei Dank – in beständiger Verbindung mit San Franzisko, das sofort unsere Seenot erfuhr und schnellstens Hilfe versprach.

Doch sieh! Wie von Engelshänden getragen schien unser Schiff. Es schwamm ruhig auf den Wellen und sank nicht mehr. Neue Hoffnung beseelte uns. Der Kapitän wagte es, die Brücke zu verlassen, um nach seinen Passagieren zu sehen. Auf hundert Fragen gab er beruhigend Antwort. Es sei ein seefestes, neues Schiff mit doppeltem Boden, nur das untere Längsschott dürfte steuerbords geschlitzt worden sein und Wasser genommen haben. So tröstete er die Reisenden, die Mannschaft und sich, gestand aber auch, daß elf Mann, die auf den schwersten Posten ihre Pflicht erfüllt, im Wasser den Tod gefunden.

Als der Kapitän mich sah, ging er auf mich zu, reichte mir dankend die Hand und zündete mir und

sich eine Zigarette an. Ich meine, der alte Noah hat über den grünen Zweig, den ihm die Taube gebracht, keine größere Freude gehabt, als meine lieben Gefährten und ich, da wir den Kapitän wieder in Ruhe seine Zigarette rauchen sahen.

Allgemach legte sich der Sturm und hob sich der Nebel. Eine friedliche, aber immer noch bange Nacht brach herein. Niemand ging zur Ruhe. Beim Schein von Kerzen und Öllampen durchwachten wir Stunde für Stunde und warteten auf die Rettungsdampfer.

Endlich kamen sie. Schnell war die Leine übers Schiff geschossen, Joll- und Kabeltau folgten nach, und alsbald rollte der Rettungskorb über See. Zuerst kamen die Mütter mit den Kindern, dann die übrigen Frauen, endlich die Herren. In gut fünf Stunden war das Rettungswerk vollendet. Nur ein Teil der Mannschaft mit Kapitän und Offizieren blieb an Bord des nun geretteten Schiffes, das, vom zweiten Dampfer ins Schlepptau genommen, langsam, langsam dem sichern Hafen zufuhr.

Gerettet! Wir dankten Gott, reichten uns die Hände und freuten uns wie glückliche Kinder.

Wieder lehne ich an der Brüstung und schau übers Meer hinaus. Ein schöner Morgen, eine herrliche See! Doch ich war traurig. Es war nicht mehr das alte Meer, das mir durch Wanderjahre ein so lieber Freund, ein so trauter Genosse war. Gestern hatte es Verrat geübt. Aber es sei seiner Schönheit, Macht und Majestät verziehen! Und in seiner erhabenen Schönheit deckte es jetzt wie in Liebe die elf braven Seeleute, die in seinem Schoß ihr Grab gefunden!

Noch ein letzter Blick zum weißen Riff, das wie ein Leichenstein aus der blauen Flut zum Himmel ragte!

Vor Abend noch fuhren wir durch das „Goldene Tor" in die prachtvolle Bai von San Franzisko ein.

Der Tod des Bergnarren

Von Franz Josef Kofler (Sillian)

Die Sonne schien hell in die Stube und tausend Stäubchen tanzten in der Lichtbahn, die vom kleinen Fenster auf den Boden zog.

Auf den Höhen lag der erste Schnee des Herbstes, nur der Schwarzenstein litt keinen auf seinen schroffen Wänden, ja selbst vom Winter ließ sich der nur eine winzige Pelzkappe auf den spitzen Kopf setzen.

Sepp Hutter, der „Bergnarr", wie er im Dorfe hieß, war aus seinem Bette gestiegen. Nun saß er auf der Bank vor dem Fenster und bog den Kopf hintüber, daß ihm der Sonnenschein über das Gesicht rann. Das grobe Leinenhemd war auf der Brust offen, denn er hatte das Reißen in allen Gelenken, im Rücken stach es wie mit Nadeln und in der Brust zerrte und zupfte ein wilder Kobold und das Fieber schüttelte ihn.

Als die Wärterin hinausgegangen war, hatte er rasch das Bett verlassen, denn sein Doktor ist die Sonne, die ist billig und half ihm oft. Darum hat er sich auch heute in die Sonne geschleppt.

Der Kranke hob den Kopf und knöpfte zitternd das Hemd an der Brust zu, heute will nicht einmal die Sonne helfen.

Ja, ja, auch die Sonne wird alt und schwach; sie ist auch nur im Sommer stark, im Herbst wird sie müde, daß sie jeden Tag weniger hoch am Himmel emporsteigen kann.

Und er ist auch müde, aber nicht wegen der 70 Jahre, die er zu tragen hat, auch nicht, weil sein Bub, der auf dem Hofe sitzt, manchmal grob mit ihm wird. Er ist jeden Herbst müde, weil der Sommer um ist.

Das war schon früher so, als er noch die Fremden auf den Schwarzenstein führte, aber seitdem er alt und krank wurde und das Reißen in der Brust spürt, ist es noch viel ärger, und das sind jetzt drei Jahre. –

Er stützte den Kopf in die Fäuste und glotzte den Berg an, der draußen wild und gewaltig wie ein furchtbarer Riese in den Himmel steigt.

Einmal noch, bevor er stirbt, möchte er hinauf und von seinem Gipfel in die Weite schauen. Ob er die 16 Kirchtürme noch zählen könnte wie damals und ob er noch alle Namen wüßte von den Bergen und den Berglein, die sich rings wie eine Königswacht um den Schwarzenstein gestellt haben?

Ha, ha, weiß er das noch? Drei Jahre sind eine lange Zeit und ist er nicht krank? Es brennt in der Brust und da im Kopfe braust es, ha, ha, wer wird ihn auf den Schwarzenstein führen und würden sie nicht lachen, die im Dorf, wenn er, der Fremdenführer, geführt würde, ha, ha, ha?

Der fiebernde Narr drehte langsam den Kopf auf seinen Fäusten.

In der Brust riß der Schmerz, Fieber schüttelte ihn, die boshaften Geister zwickten ihn. Aber er fühlte es nicht, er sah nur den wilden zerhackten Berg, der dort so hoch emporstieg, als wollte er nach

den Schleiern der Sonne haschen und nach den Goldschleppen, die sie am Abend über den Himmel schleift.

Plötzlich fiel ihm der Kopf auf das Fensterims, daß die Stirn hart auf das rissige Holz stieß.

„Alt bist du, warum bist du so alt geworden?“ rief er ganz laut.

Aber dann war er wieder ruhig, ein Lächeln zog über sein graues, verrunzeltes Gesicht.

„Sepp, schäm' dich,“ sagte er, „du hast viel Glück in deinem Leben gehabt und viel Gutes erfahren. Wenn du nicht mehr auf den Berg kommst, vielleicht kommt der Schwarzenstein zu dir? Ihr seid doch ganz gute Freunde?“

Er lächelte wieder und sagte ganz ernsthaft: „Ja, ja, so ist es; ich will nur warten und mich rüsten. Wie gut es ist, daß sie mich so allein lassen, sonst würden sie es nicht erlauben und mich zurückhalten.“

Er warf einen Rock über.

„Es wird schon jemand kommen und mich auf den Schwarzenstein führen, ja, ja, ja, mir ist noch jeder Wunsch erfüllt worden, nur auf diesen muß ich schon drei Jahre warten.“

Er fuhr sich mit der rauhen zerklüfteten Hand über die Stirn, als würde er sich besinnen, daß es wirklich schon so lange her sei.

Dann nahm er den Rucksack, der an der Wand hing, herab und packte Brot und den Mantel hinein und nahm den Eispickel in die Hand.

„Ich bin fertig, nun kann er kommen.“

Der Narr blieb eine Weile mitten in der Stube stehen.

„Er kommt nicht,“ sagte er dann, „ich werde auf morgen warten müssen; aber heute wäre der Tag

ſo ſchön, ich könnte die ſechzehn Dörfer ſehen in den Tälern."

Traurig ließ er den Kopf ſinken und wollte den Rucksack wieder an den Nagel hängen, da klopfte es.

„Ah, jetzt iſt er da, mein Führer!"

Ein Freudenſchimmer glitt über das Geſicht des Narren, er ſchwang den Eispickel und hopſte durch die Stube.

Ein Mann in kurzen Hoſen und grauen Strümpfen trat herein, einen mächtigen Bergſtock in der Hand, das Gletſcherſeil und die Fußeiſen hingen außen am Rucksack.

„Guten Tag!" grüßte er. Seine Stimme klang dumpf aber klar. „Bin ich hier beim Hutter Sepp? Ich will auf den Schwarzenſtein."

„Das will ich auch, aber ich bin alt."

„Ich werde dich führen!"

„Du warſt ſchon einmal oben?"

„Ich bin ſchon auf vielen Bergen geweſen, aber zu Hauſe bin ich im Tal."

„Ich kenne dich nicht."

„Ich kenne dich und darum mögen wir mitſammen gehen; du haſt doch auf mich gewartet?"

„Ja, drei Jahre."

„Du biſt gerüſtet?"

„Das bin ich."

„Der Tag iſt ſchön, bald kommt der Winter, dann iſt es kalt und der Schnee kommt in die Täler."

Sie verließen mitſammen das Haus und gingen über die Brücke, unter der der Talbach brauſte und ſchäumte. Dürre Stoppeln ſäumten rechts den Weg, zertretene Blumen und geknickte Halme.

„Muß ich langſamer gehn?" fragte der Führer.

„Nein, ich bin noch rüstig, nur in der Stube bin ich krank; wenn ich auf der Bank sitzen muß, habe ich das Reißen und dann tut es mir da auf der Brust weh und ich kann nicht mehr atmen."

„Aber ich will doch langsamer gehen, wir kommen noch früh genug auf die Spitze."

„Dann hättest du mich nicht so lange warten lassen sollen."

„Gut, so gehen wir rascher."

„Ich hab noch eine gute Lunge, und wenn mich vor drei Jahren nicht der Stein getroffen hätte, könnte ich dich führen statt du mich."

„Das weiß ich nicht. So haben schon viele gemeint und schließlich war doch ich der Stärkere. Rate einmal, wie alt ich bin?"

„Du mußt jünger sein als ich."

„Nein, ich bin älter, viel älter."

„Das glaube ich nicht."

„Wir wollen nicht streiten, ich bin der Freund des Alters. Aber nun wollen wir schweigen, man soll nicht sprechen, wenn der Weg steigt, sonst wird man zu rasch müde."

Sie stiegen schweigend bergan. Das vertrocknete Gras der Matten knisterte unter ihren festen Schuhen, keine Blume blühte mehr.

Die Herbstsonne schien warm vom Himmel; drüben auf den Bergen hatte sie schon schwarze Löcher in den Schnee gefressen, nur auf dem Gletscher, der sich oberhalb den Matten an den Fuß des Schwarzensteins schmiegte, lag er noch in einer blendendweißen Hülle.

Die beiden rasteten, bevor sie auf den Gletscher stiegen.

Vom Dorfe herauf klang eine Glocke in einem ſtillen einſamen Läuten.

„Du haſt viele Menſchen auf den Schwarzenſtein geführt, Sepp?“ fragte der eine.

„Nein, nur wenige wagten es, aber allein bin ich oft auf die Spitze geklettert.“

„Ich bin dir manchmal nachgeſchlichen. Du warſt ſtark und ſtolz, das freute mich, nur daß du manchmal gejauchzt haſt, gefiel mir nicht.“

„Warum?“

„Mir tut das Jauchzen weh.“

„Aber man muß doch in den Bergen jodeln, in den Tälern hallt es nicht und in den Stuben noch weniger.“

„Aber mich kränkt das Jauchzen der Menſchen, darum habe ich den Stein losgelöſt, als du gerade unter mir geklettert biſt. Ich habe dich ſchlecht getroffen . . .“

„Pfui, das war häßlich von dir.“

„Aber weil ich trotzdem dein Freund bin, wollte ich dir deinen Wunſch erfüllen und dich heute ſelbſt auf die Spitze führen.“

„So wollen wir weitergehen!“

Sie banden das Seil um und ſtiegen über die Randſpalte in den Gletſcher ein.

Der Schnee blendete, tauſend Sternchen glitzerten in der unendlichen Fläche, flimmerten und leuchteten und erloſchen wieder.

Die beiden ſprachen nichts. Langſam ſtiegen ſie über den weißen Gletſcher empor.

Der Führer ſah ſich nicht um, nur einmal, als ſein Begleiter einen Jodler ins Tal ſchickte, drehte er den Kopf unwillig zur Seite.

„Laß das Jauchzen, wenn du mit mir gehst," sagte er.

„Ich kann nicht."

Schon stiegen hinter den Bergen neue Spitzen hervor, gezackt und zerrissen mit wilden Wänden und grausigen Schluchten, nur der Schwarzenstein, der sich über dem Gletscher emportürmte, stand immer gleich in seiner gewaltigen drohenden entsetzlichen Majestät.

Der Gletscher hörte auf, die beiden begannen zu klettern. Über eine Runse ging es empor, durch die das Wasser immer tropfte, spitze Zacken zerrissen ihre Hände.

Der Führer stieg nun rasch hinan; sein Begleiter war müde und wollte rasten, aber nun ließ es der andere nicht mehr zu.

Und einmal lachte er zurück: „Ha, ha, ha, warum bist du müde? Oder hast du Angst?"

Er zog das Seil straff und zerrte seinen Begleiter empor. Der hob den Kopf, er konnte die Spitze schon nahe sehen. Da raffte er seine letzten Kräfte zusammen. Ein Jauchzen stieg aus seiner Brust.

„Hinauf, dort ragt die Spitze, hinauf! Ich bin nicht mehr müde. Vorwärts, Führer!"

Der Führer lachte. Wie ein Grinsen klang es.

„Du hast drei Jahre gewartet, warum bist du jetzt ungeduldig?"

„Frage nicht! Ich will wieder die Kirchtürme zählen und dir die Namen der Berge nennen."

„Das kannst du dir ersparen!" rief der andere zurück.

„Ich werde sie dir doch nennen!"

„Du wirst es nicht!"

„Ha, ha, kannst du das wehren?"

„Schweige!"

Sie stiegen über die letzte Schrunde hinan, die zum Gipfel führte. Der Führer berührte die Zacken nur leicht, an denen er sich hielt. –

Dann standen sie oben.

„Das ist die Spitze, meine Spitze," jubelte der andere; „drei Jahre bin ich nicht mehr hier gestanden und darum bin ich krank gewesen. Nun bin ich wieder jung und gesund. Dort liegen die Dörfer, siehst du sie, dort, dort, dort, und die Berge, wie sie emporsteigen, daß die Wolken auf ihnen rasten können, siehst du sie nicht?"

Er sang einen Jodler ins Tal.

„Jauchze nicht!" befahl der Führer zornig.

Aber der andere jauchzte doch.

„Das ist mein Reich," rief er stolz, „ich allein bin hier König. Jede Freude meines Lebens danke ich diesem Berg, ich habe ihn erobert, nun bin ich sein König."

„Du bist es nicht, ich bin König!"

„Du? Ha, das wagst du zu sagen?"

„Du wirst mir gehorchen."

„Nein!"

Sie rangen miteinander.

Der Führer schien der Schwächere. Aber plötzlich raffte er sich auf.

„Weißt du, wer ich bin?"

„Du bist mein Feind, du willst, daß ich heute das letztemal hier stehe!"

„Ich bin der Tod!"

Er schnitt das Seil entzwei.

Ein Schatten ſtürzte an den Wänden nieder, Steine polterten hinterdrein.

Von der Spitze klang der triumphierende Ruf des Siegers, ſcholl durch die Schluchten und erſtarb.

Da ſchlug unten der Körper auf einen Stein, rotes Blut ſpritzte auf den Schnee. Das Flimmern der Sterne erloſch. — — —

Zur gleichen Stunde läutete im Dorf eine Glocke. Es war die Totenglocke des Bergnarren, der in ſeiner Stube geſtorben war.

Die Botſchaft

Von J. E. Langhans (Innsbruck)

Erich Weber, der fröhliche Genoſſe unſerer Jugendſtreiche, war durch den plötzlichen Tod ſeiner Braut in tiefſte Trauer verſetzt worden. Er ſelbſt ſprach freilich kein Wort, das uns die Größe ſeines Leides hätte veraten können. Er gehörte zu jenen Naturen, die im Glücke mitteilſam ſein können wie beſchenkte Kinder, im Unglück aber ihren Schmerz trotzig verbergen und es nicht lieben, bedauert zu werden. Zwei Tage lang hatte er ſich tapfer gehalten. Am dritten aber, als ſie ſeine tote Geliebte hinaustrugen auf den Gottesacker, brach ſeine ganze Willenskraft. Und nie zuvor habe ich einen Mann ſo verzweifelt und troſtlos geſehen, wie Erich Weber am offenen Grabe Mariannens. Unſere Beruhigungsverſuche wies er aber mit ſo leidenſchaftlicher Heftigkeit zurück, daß wir ihn, ſo ungern wir es taten, zuletzt allein laſſen mußten.

Eine Stunde ſpäter, als wir ihn vom Friedhofe wegholen wollten, war er verſchwunden. Niemand wußte, wohin, und alles Suchen war vergebens. In

banger Sorge um den unglücklichen Freund verbrachte ich die Nacht. Am nächsten Morgen ging ich hinaus ins Freie, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Mein zielloser Weg führte mich in den großen Park draußen vor der Stadt, wo ich mit Erich schon oft gewesen war. Diesmal drang ich tiefer hinein als sonst, bis ich weit hinten, wo die schöngepflegten Blumenbeete aufhören und die Wege sich in Baum- und Buschanlagen verlieren, zu einer einsamen Bank kam. Und auf dieser Bank saß jemand, der mir den Rücken zuwendete und den ich trotzdem auf den ersten Blick erkannte: es war Erich. Freudig erschreckt rief ich seinen Namen, doch ich fand kein Gehör. Auch dann nicht, als ich dicht vor ihm stand und ihn ansprach. Erich beachtete mich gar nicht. Ohne Regung und abgewandten Blickes saß er weit vorgebeugt, als lausche er angestrengt irgendwohin in die Ferne. Auf einmal aber sprang er auf und sah mich starr an, ohne das geringste Zeichen des Erstaunens über meine Anwesenheit.

„Hörst du?" flüsterte er, „Sie ist da!" Und seine Augen schimmerten in seltsam freudigem Glanze, so unirdisch und weltfern, daß ich voll Besorgnis die Hand auf seine Schulter legte und ihm wie einem Kinde zuredete, mit mir nach Hause zu gehen. Ich weiß nicht mehr, was ich alles sagte. Aber zuletzt muß ich doch das rechte Wort gefunden haben, denn sein Blick gewann allmählich wieder einen menschlichen Ausdruck. Und ganz fügsam sagte er dann:

„Ja, ich muß wohl schlafen jetzt — ich habe die ganze Nacht hier gesessen."

Als ich ihn fragte, was er denn da gemacht habe, lächelte er nur geheimnisvoll und schwieg.

Am nächsten Tage aber kehrte er freiwillig in unsern Kreis zurück. Nun war er wie ausgewechselt, so heiter und ausgelassen, daß wir über die Schnelligkeit, mit der er sich getröstet zu haben schien, die Köpfe geschüttelt hätten, wenn an ihm nicht etwas anderes gewesen wäre, das uns wieder verwirrte. Alle Abend, eine Viertelstunde vor elf Uhr, stand er — auch mitten in der lautesten Unterhaltung — vom Tische auf, nahm Hut und Mantel und empfahl sich eiligst. Anfangs war uns diese Flucht wenig aufgefallen. Er hatte immer, auch früher schon, gewisse Eigenheiten gezeigt, die wir gerne gelten ließen. Schließlich aber wurden wir doch neugierig. Wir versuchten zuerst durch Scherzreden, dann durch unverblümte Fragen den Grund seines Tuns zu erkunden. Doch er hatte eine so ruhige, zwingende Art, Anspielungen zu überhören und einen zudringlichen Frager durch einen bloßen Blick verstummen zu machen, daß wir ihn bald in Ruhe ließen.

Mich verband mit Erich nicht nur eine alte Jugendfreundschaft, sondern auch eine gemeinschaftliche Liebhaberei, die Musikleidenschaft. Wir waren beide das, was nüchterne Menschen Musiknarren nennen. Früher waren wir fast täglich zusammengekommen, um zu musizieren. Als sich Erich mit Marianne verlobte, hörten diese Zusammenkünfte auf, denn Erichs Braut überbot uns, wie mir bald klar wurde, an Musikschwärmerei alle beide und nahm ihren Verlobten für sich allein in Anspruch.

Einige Monate nach ihrem Tode — der Winter stand schon vor der Türe — war Erich zu mir gekommen und hatte mich gebeten, unsere gemeinsamen Musikstudien wieder aufzunehmen. Diese Bitte ent-

sprach zu sehr meinem eigenen Bedürfnisse, als daß ich nicht mit Freuden darauf eingegangen wäre, und zudem konnte ich hoffen, Erich durch meine Einwilligung einen Freundschaftsdienst zu erweisen, den er sehr nötig hatte. Wir waren bald wieder im alten Fahrwasser. Von Marianne und von jener Zeit, da sie meine Stelle am Klavier eingenommen hatte, sprach ich mit Erich nie. Ganz unerwartet aber fing er endlich selbst davon zu reden an. Es war am Vorabende zum Weihnachtsfeste.

Wir hatten den ganzen Nachmittag musiziert und saßen nun im traulichen Zwielicht des frühen Abends beisammen, um noch eine Weile zu plaudern. Ich hatte eben — ich weiß nicht mehr, in welchem Zusammenhange — jene Stelle aus den französischen Briefen Heinrich Heines zitiert, worin der Dichter von der Musik sagt, daß sie zwischen den Gedanken und Erscheinungen stehe als dämmernde Vermittlerin zwischen Geist und Materie ... Da fiel mir Erich ins Wort:

„Siehst du, der Mann hat recht. Jawohl, eine Vermittlerin zwischen Geist und Materie ist sie und noch mehr. Ich weiß das, besser vielleicht als jeder andere."

„Du?" fragte ich verwundert. Ich war weniger über seine Worte als über die Erregung erstaunt, die aus seinen Mienen sprach. Diesen seltsamen Blick hatte ich bei ihm nur ein einziges Mal gesehen, damals, nach Mariannens Bestattung, draußen im Parke.

„Ja, ich!" gab er hastig zurück. Dann aber schien er mein Erstaunen bemerkt zu haben, denn er schwieg verwirrt. Eine Weile schritt er wortlos im Zimmer auf und ab, bis er ruhigen Tones sprach: „Komm,

ſetz dich hierher, ich werde dir etwas erzählen. Denke dir dabei, was du willſt, aber unterbrich mich nicht."

Als ich ihm ſeinen Willen getan, begann er langſam und ſtockend zu reden:

„Ich weiß ganz gut, daß ihr mich – in gewiſſem Sinne wenigſtens – für nicht ganz richtig, alſo ſozuſagen für verrückt halten müßt. Meine tägliche Heimlichtuerei könnt ihr euch alle wohl kaum erklären. Aber ich nehm's euch nicht übel. Im Gegenteil. Ich bin euch allen zu Dank verpflichtet für das Zartgefühl, mit dem ihr mich gewähren laſſet ... Wenn ich euch bisher keine Aufklärung gegeben habe, ſo dürft ihr das nicht als Mißtrauen auffaſſen. Es gibt eben Dinge, über die man ungern ſpricht und über die ſich auch ſchwer reden läßt.

Was mir Marianne geweſen, das wißt ihr alle und du ſelbſt am beſten. Wir waren ein Herz und ein Sinn. In jeder Beziehung. Und wenn dieſe Eintracht überhaupt noch einer Steigerung fähig war, ſo war es die Muſik, die uns feſter als alles andere verband. Du kennſt mich in dieſem Punkte und weißt auch, daß Marianne die Muſik noch viel ſchwärmeriſcher und leidenſchaftlicher liebte als ich. Früher hätte ich an die Möglichkeit eines ſo vollſtändigen Aufgehens, einer ſo unbedingten Hingabe an die Muſik nie geglaubt. Mariannens Beiſpiel aber riß mich unwiderſtehlich mit ſich fort, vielleicht weit über die Grenzen des Vernünftigen. Du kannſt dir dann wohl vorſtellen, was die Muſik und die Liebe allmählich aus uns gemacht hat. Damals gab es für uns überhaupt nichts anderes mehr und wir konnten uns unſere Liebe ohne Muſik gar nicht denken. Und die Muſik nicht ohne unſere Liebe. Wir ſprachen

oft davon. Besonders Marianne war es, die, auch wenn ich nicht bei ihr war, über die Mysterien der Musik viel nachgrübelte und dabei auf recht seltsame Gedanken kam. Einmal saßen wir im Parke draußen und sprachen vom Sterben und von dem, was nachher wohl kommen mag. ‚Siehst du, Erich,' sagte sie da, ‚ich meine immer, es müßte, trotz des Mangels an Beweisen hierfür, zwischen zwei räumlich getrennten Seelen, die einander lieben, doch eine gegenseitige Verständigung in irgendeiner Form möglich sein, gleichviel, ob eine davon schon frei, das heißt: losgelöst vom irdischen Körper ist oder nicht. An Erscheinungen oder sogenannte Geister glaube ich nicht, aber ich kann mir ganz gut vorstellen, daß die Seele eines Verstorbenen sich der eines noch Lebenden irgendwie mitteilen könnte, vorausgesetzt, daß sie das richtige Mittel fände. Es handelt sich vielleicht nur darum, ob jene genug Kraft und diese genug Aufnahmsfähigkeit besäße.'

Marianne versuchte mir dann ihre Hypothesen zu erklären und immer neue Möglichkeiten zu erfinden. Natürlich verfiel sie auch auf die Musik, deren geheimnisvoller Einfluß auf die Psyche an das körperliche Leben vielleicht gar nicht gebunden sei. Dieser Gedanke schien ihr sehr zu gefallen. Sie ließ ihn nicht mehr los und spann ihn aus, soweit sie es vermochte. Zuletzt kam sie auf die Idee, von der Theorie der Übertragung von Gedanken oder — wie sie sich ausdrückte — gedachten Worten die Möglichkeit einer ähnlichen Übertragung gedachter oder stark empfundener Musik abzuleiten. In ihrem Eifer dehnte sie diese Möglichkeit auch auf das Seelenleben nach dem Tode aus und erschöpfte sich in den gewagtesten Schlüssen.

Ich hörte ihr eine Zeitlang nicht ohne Interesse zu, dann aber hielt ich es doch für notwendig, ihrer Phantasie Zügel anzulegen. Ich wählte hierzu das einfachste Mittel – ich lachte sie aus. Da wurde sie sehr böse. Es war das erstemal, daß wir uneinig waren. Und auch das letztemal. Denn wenige Tage nachher wurde sie krank . . ."

Erich machte eine lange Pause. Im Zimmer war es inzwischen Nacht geworden. Im Ofen, dessen Glut auf Erichs starres Antlitz unheimliche Lichter warf, knisterte es leise. Ich bemerkte das Schweigen meines Freundes kaum. Seine Worte hallten in mir noch nach und erfüllten mich mit wirren Gedanken.

Da erzählte Erich weiter:

„Ich will mich kurz fassen. Marianne hat recht gehabt. Vielleicht nicht ganz. Oder in einem anderen Sinne, als sie es meinte. Das weiß ich nicht. Ich kann mir überhaupt nicht recht erklären, was nach ihrem Tode über mich kam. Mag sein, daß alles nur Einbildung, Hirngespinst ist. Jedenfalls kann ich mich nicht frei machen davon – und will es auch gar nicht.

Weißt du noch, wie du mich draußen im Park damals fandest? Ich war vom Friedhofe fortgerannt, blindlings ohne Ziel, nur um nichts um mich zu haben, das mich an das, was geschehen war, erinnern konnte. Wie ich schließlich in den Park geraten bin, weiß ich nicht mehr. Es war schon Nacht. Ich setzte mich erschöpft auf die Bank, die ich früher mit Marianne so gern aufgesucht hatte. Dort kam endlich Ruhe über mich. Anfangs war es wohl nur die physische und psychische Ermattung, die stärker war als alle meine Gedanken. Nach und nach aber

fühlte ich doch auch die Nervenspannung langsam nachlassen. Ich begann wieder leidenschaftsloser, logischer zu denken. Und ich sann über alles nach, über Früher und Jetzt. Zuletzt verfiel ich in eine Art Halbschlaf, aus dem mich dann dumpfer Glockenton weckte. Eigentlich war es nicht der Glockenschlag selbst, der mich ins Bewußtsein zurückrief. Die Uhr vom Klosterturm hatte irgendeine Stunde geschlagen. Aber dem letzten Schlage surrte ein leises, metallisches Klingen und Schwingen nach, das in der Stille der Nacht deutlich zu hören war. Und eben dieser zitternde Nachhall, der einem langgehaltenen, vieltönigen, aber unbestimmbaren Akkorde glich, rüttelte mich auf. Das klingt wie Geistermusik, fuhr es mir durch den Sinn. Und meine Phantasie fing diesen Einfall gierig auf. Mariannens Geist, nein, Mariannens Botschaft, raunte sie mir zu und sie ließ nicht nach, meinen Verstand zu überschütten mit tollen Gedanken und triumphierenden Ahnungen und Deutungen. Das ganze Gespräch, das ich damals mit Marianne geführt, jedes Wort, jeden zwischen diesen Worten liegenden Gedanken, alles das hielt sie mir vor, drehte es und wendete es — bis ich allen Widerstand aufgab und alles glaubte. Ich glaubte es ja so gerne ...

Inzwischen war der Glockenton längst verklungen. Aber ich wollte mich damit nicht zufrieden geben. Und ich horchte und horchte. Atemlos mit ganzer Seele. Mein ganzer Daseinszweck schien mir in jenen Stunden nur in der Erwartung zu liegen, von der ich erfüllt war. Die Erwartung von Mariannens Botschaft. Und je länger ich wartete, desto größer wurde meine Ungeduld, desto größer aber auch meine Überzeugung, daß mein Wunsch erfüllt werden müßte.

Ja – müßte. Als dann die nächste volle Stunde schlug und der ersehnte Nachhall wieder in den breiten, trägen Schwingungen vom Turme her zu mir und an mir vorbei zog, da bedeutete er für meine geschärfte Einbildungskraft schon einen unendlichen Melodienstrom, in den meine Seele jubelnd untertauchte, um Mariannens Seele zu grüßen – –

Eine zitternde Seligkeit durchschauerte mich. Ich weiß nicht, wie ich sagen soll – ich hatte alles andere vergessen, die Musik tönte fort und fort, vielleicht schlief ich und träumte. Vielleicht auch nicht. Einerlei. Ich fand nun Trost und neuen Mut.

Als du dann kamst, verging der Traum, aber seine Wirkung blieb. Seit dieser Nacht ist Marianne nicht mehr tot für mich. Nur ferne. Und täglich grüßt sie mich. Wenigstens habe ich das Gefühl, als ob sie es täte. Mir genügt ja der Glaube – und den habe ich.

Sieh mich nicht so erstaunt an. Ich weiß genau, was ich sage. Glaubst du denn, ich hätte niemals nachgedacht über das alles? Glaubst du, ich wüßte nicht, daß das Ganze nur ein Spiel meiner Phantasie ist, gegen das mit allen Waffen der Skepsis und des Zynismus mich zu wehren vielleicht das beste wäre? O ja – ich habe anfangs mit meinem Verstande manchen Strauß auszufechten gehabt. Aber nur anfangs. Später schloß ich mit ihm eine Art Kompromiß. Wir machen uns gegenseitig keine Vorwürfe mehr. Im Gegenteil – mein Verstand ist sogar zur Einsicht gekommen, daß es für mich das klügste ist, in dieser Einbildung weiterzuleben, denn ohne sie könnte ich mich ja doch nicht aufrecht erhalten ...

Seit damals habe ich nun Nacht für Nacht draußen gesessen auf der Bank. In diesen Stunden klingt mir Mariannens Botschaft durch die Seele. Nur schade, daß ich sie nicht fassen und festhalten kann. Was alles habe ich schon versucht, mir den Fluß dieser unendlichen, immer gleichen Melodie und ihre vielstimmigen Begleitakkorde zu merken, sie niederzuschreiben — ich bringe es nicht zustande!"

Erich sprach nicht weiter. In seiner Stimme hatte etwas gelegen, das mir sagte, daß der kühle, sachliche Ton, in dem er über diese Dinge zu sprechen sich bemüht hatte, nicht ganz echt gewesen war. Aber ehe ich noch ein Wort hätte sagen können, stand er auf und machte Licht.

„Bitte, antworte mir nichts!" bat er kurz. „Es hätte doch keinen Zweck."

So schwieg ich und schickte mich zu gehen an, denn es war spät geworden.

Im Freien war es bitterkalt. Ich eilte, was ich eilen konnte, um in mein warmes Heim zu kommen, wo schon der Christbaum meiner wartete.

* * *

Am Weihnachtsmorgen wurde Erich Weber auf seiner Bank im Stadtparke tot aufgefunden. Er war erfroren. In der erstarrten Hand hielt er ein dürres Reis, mit dem er ein Wirrwarr von Notenzeichen in den blanken Schnee geschrieben hatte.

Doch keiner von uns hat diese Schrift entziffern können ...

Judas Ischariot

Von Hans Margreiter (Innsbruck)

Das Problem des Mannes von Kariot, der den Heiland verriet, hat schon seit alters her viele Denker zu Untersuchungen angespornt, die psychologischen Wurzeln der menschenunmöglich scheinenden Tat des Messiasverrates bloßzulegen. Alle Abgründe der verirrten Menschenseele wurden ausgeschöpft, das Unerklärliche zu erklären. Besonders dem deutschen Sinn war die Tat des Karioten immer ganz unfaßbar erschienen, als das ungeheuerlichste Verbrechen, das je auf Erden konnte begangen werden. So hat auch Dante aus dem germanischen Geschlechte der Aldiger in seiner „Göttlichen Komödie" dem Heilandsverräter die ausgesuchteste Qual, an die wie an das Verbrechen Menschenworte nicht heranreichen, im tiefsten Schlunde der Hölle zugeteilt. Und wie um vor aller Welt zu erklären, daß nicht das religiöse Moment es war, das ihm die Untat so unsäglich niederträchtig erscheinen ließ, sondern einzig und allein der Freundesverrat, hat er ihm Brutus und Cassius, die Meuchelmörder Cäsars, zu ähnlichen Qualen beigesellt.

Dieser ewig ungelösten Judasfrage mußte ich gedenken, als ich eines Tages auf einsamer Wanderung Zeuge der erschütternden Tragik eines in kraftvoller Jugend zerstörten Menschendaseins wurde.

Ein Sommertag ging zu Ende. Abendkühl wehte ein sanfter Hauch von den Fernern her über den Almboden, den ich zur nahen Hütte durchschritt. Zwischen den Gräsern sproßten dunkelerglühend die duf-

tenden Köpfchen der Brunelle. Heiliger Gottesfriede ruhte auf dem ganzen Bergtal, dessen Ostflanke von der Abendsonne so glücklich verklärt schien, als könnte kein Unheil sich in diese Höhen schleichen. Gleichwohl hatten jene trügerisch blinkenden Hänge vor einigen Jahren ein junges Leben zum Opfer gefordert.

An der letzten Quelle vor der Hütte, wo ich noch anhielt, saß, in sich zusammengesunken, ein Mann. Sein bartloses Antlitz, auf den ersten, flüchtigen Blick den Schein frischester Jugend erweckend, war sorgendurchfurcht, von unbestimmbarem Alter. Dunkle Augen lagen ihm in tiefen Höhlen. Unter jedem forschenden Blicke flackerten sie gleich Irrlichtern auf und huschten zagend umher, um endlich, wie in einer Zwangsstellung, auf den sonnenbeschienenen Osthängen haften zu bleiben. Sein unruhvolles Benehmen zwang mir Teilnahme ab, und sei es, daß die allgemeine Feststimmung der Natur sein Weh löste, oder sei es, daß er aus anderen Gründen das Bedürfnis einer Aussprache fühlte, ich erfuhr sein trauriges Los.

„Ich hatte einen älteren Kameraden," so berichtete er, „der mir während meiner Hochschulzeit als aufrichtiger Freund zur Seite stand, indem er meine Studien zu fördern trachtete, mich von manchem unüberlegten Schritt zurückhielt und noch öfter für mich eintrat, wenn der Jugendübermut mir einen bösen Streich gespielt."

Seine Sprache war hart, wie die eines Menschen, dessen festgeschlossene Lippen sich selten dem geselligen Verkehr zu öffnen pflegen. Doch wie er so vom Freunde sprach, zog es wie ein leises Glück, wie verlorener, fernher zitternder Glockenklang durch seine Worte.

„Mein Freund", so erzählte er weiter, „war ein Mann, in sich gefestigt, der klaren Auges und sicheren Schrittes seinen Lebensweg verfolgte. Mich ärgerte es manchmal fast, mit welcher Selbstverständlichkeit er jedes Hindernis, das sich ihm oder mir entgegenstellte, überwand. Ich wollte ihm meinerseits auch Kameradschaft durch die Tat beweisen, doch es schien, als brauche er keine Hilfe. Trotzdem wußte ich, er baute fest auf meine kameradschaftliche Treue. Nur daß er meiner so gar nicht zu bedürfen schien, das wurmte mich und fraß sich tief in mich hinein, so daß ich in Unmut manchmal wünschte, es möchte ihm ein rechtes Unglück zustoßen; ich wäre dann wie er entschlossen gewesen, wenn nötig das größte Opfer für den Kameraden zu bringen. Wer das Glück hat, solch einen Freund zu besitzen, der kränke ihn nicht mutwillig und trage ihm nicht Kleinigkeiten nach und verrate ihn auch nicht in Gedanken, denn das Schicksal rächt sich furchtbar."

Von heftiger Erschütterung unterbrochen, fuhr er fort:

„Der Sommer kam heran. Wir hatten eine Alpenfahrt verabredet. In diesen Bergen sollte unsere Tour beginnen. Bei Sonnenaufgang standen wir auf jenem Grat. Mein Freund versuchte, von mir am Seile gesichert, eine schwierige Stelle an steiler Wand zu überqueren. In diesem Augenblick kam mir der Gedanke, wenn jetzt ein schlimmer Zufall ihn überraschte, wenn ihm ein Tritt oder Griff ausbräche, am neuen starken Seil wollte ich ihn halten und er sollte mir seine Rettung zu verdanken haben. Dabei ließ ich das Seil etwas nach, als wollte ich ihn für einen Augenblick seinem Schicksal überlassen. Kaum gedacht, spürte

ich einen scharfen Ruck. Ich hielt fest. Die schnellende Anspannung des locker gehaltenen Seiles hatte aber einen großen Block aus seinem Gefüge gelöst; er geriet ins Schwanken, Rutschen, traf das Seil, durchschnitt es und lautlos stürzte mein Freund in die furchtbare Tiefe."

Immer schwerer, stockender hatte er gesprochen, bis ihm zum Schluß die Stimme zu versagen schien. Er schauerte in sich zusammen, und aus der Tiefe seines Jammers hörte ich die Worte grausamster Selbstanklage: „Ich Judas!" – Jetzt verstand ich die harte stumme Sprache jener Linien, die Angst und Reue in sein junges Antlitz gegraben hatten.

Lange saßen wir schweigend an der Quelle und nur sein stoßweises Atmen verriet den Sturm, der in seinem Innern tobte. In diesem Zustande seelischer Erschöpfung konnte ich den Armen nicht sich selbst überlassen. Um ihn an die Forderungen des Lebens zu erinnern, redete ich tapfer auf ihn ein und sagte ihm, was mir eben der Augenblick und guter Wille auf die Zunge legten und was er vielleicht von hundert andern schon gehört haben mochte, ohne Trost zu finden.

Endlich – die Nacht sank schon herab – brachte ich ihn so weit, daß er sich entschloß, mit mir zur Hütte zu gehen. Auf dem Wege dorthin fiel mir ein, daß möglicherweise eine Tat des Vertrauens seinem Unglück gegenüber mehr nützen könnte als alle Worte, und ich schlug ihm vor, in den nächsten Tagen eine Tour mit mir zu unternehmen. Wirklich hatte ich die Freude zu sehen, daß meine Worte einen Hoffnungsschimmer in seiner Brust entfachten, aber leider einen Schimmer nur, der ebenso rasch wieder

erstarb; denn kaum noch hatte er meine Hand ergriffen und in überschwenglichen Worten gedankt, als er schon wieder in seinen Kummer zurücksank, den Kopf schüttelte und ablehnte. Vielleicht war es auch besser so. Für mich fürchtete ich zwar nichts; wer aber hätte verhindern können, daß der Kranke in einem unvorhergesehenen Anfall, etwa durch eine Ähnlichkeit der Verhältnisse mit der Unfallstelle hervorgerufen, auf der Wanderung seinem Leben ein Ende machte? So wäre, was ich Gutes gewollt, ins Gegenteil verkehrt worden.

In der Hütte war man sehr erstaunt, den immer Einsamen in Begleitung einkehren zu sehen. Als er zur Ruhe gegangen war, zog ich noch einige Erkundigungen ein. Er hatte sich seinerzeit selbst dem Gerichte gestellt und sich des Mordes angeklagt, war jedoch abgewiesen und in eine Heilanstalt gebracht worden. Daraus entlassen, kam er nun alle Sommer in jene Gegend, ging einsam umher, als suchte er den verlorenen Freund und könnte noch immer nicht an seinen Tod glauben. Am häufigsten saß er an der Quelle, wo ich ihn traf, in den Anblick des Unglücksgrates vertieft. Da schien er sein Gehirn nach einem vergeblichen Ausweg zu zermartern, wie etwa Rettung möglich gewesen wäre.

An diesem Punkte scheiterte alle seine Denkkraft. Er kam nie darüber hinaus. Sein ganzes Leben seither war ein bloßer Schein, auch der ist nun vorüber. Vor kurzem erhielt ich die Nachricht, daß er seiner Qual selbst ein Ende gemacht habe.

Thomasnacht

Von Hans Matscher (Meran)

Von tiefstem Schlafdunkel umfangen, liegt das Dorf da und die in winterkahlen Weingärten verstreuten Höfe.

Nur beim Zöschg ist ein kleines Fensterchen von mattem, fahlgelbem Schein belebt. Trübe und schläfrig flackert die Unschlittkerze, daß sie kaum die enge Kammer zu erhellen vermag. Am schmalen Tische hockt das Rosele und schneidet mit einer großen, verrosteten Schere viereckige Papierzettel in aller Vorsicht und gewichtigen Heimlichkeit junger Mädchen. Die Finger sind voll schwarzer Flecke, denn das Diandl beschreibt mit Tinte die Zettelchen und macht dazu verliebte Augen.

„Aus Gnad' und Barmherzigkeit" ist Rosele von den Bauersleuten aufgenommen worden als Waise armer Verwandter. Freilich wurden dafür die Stallmagd und die Jungdirn entlassen. Wenn man durch ein gutes Werk zwei Dienstboten erspart, kann man es immer wagen. Nicht minder besorgt war die Bäuerin um das Seelenheil des Mädchens. Denn so ein junges, dummes Ding könnte gar eine Liebschaft anfangen oder ein närrischer Bursch das arbeitsame Wesen vom Zöschg wegheiraten. Dann müßte man wieder eine Stallmagd und eine Jungdirn aufdingen. Drum ward Rosele in strenger Zucht und Abgeschlossenheit gehalten.

All das verliebte, krause Zeug, von dem die Altersgenossinnen am Dorfbrunnen wispern und tratschen, Rosele kennt es nur vom Hörensagen. Wenn beim Umgang, bei der Prozession, die Dorfschönen mit den

Schutzengelbuben und Standschützen peanzeln (liebäugeln), sich kichernd mit den Ellbogen stoßen und die Köpflein drehen, auf denen manch Myrtenkranz ein falsches Zeugnis gibt, Rosele muß abseits stehen, sie hat ja keinen Schatz. Wenn die Böller zu einer Hochzeit krachen und die Blechmusik durchs Dorf tschindert, hinterm Verhau der Christusdornen seufzt Rosele aus dem innersten Herzwinkel heraus: „Mi werd' wohl niemals oaner aus dem Haus da wegholen!" Die Hübschigkeit wird vergehen, versauern wird das Gemüt und das Herz vertrocknen, so wie's halt gesungen wird:

A Blüamerl, das schön blüah'n soll,
Dös muaß begossen werd'n.

Herr Jesus, ob nicht einer sie erlöst von ihren lieben Verwandten.

O liebe Himmelsmutter, ob nicht noch einer kommen könnt', eh's zu spät ist!

Ja, es gibt doch allerhand unheimliche Nächte, die einem das Zukünftige offenbaren! In der Johannisnacht ist's verliebten Mädeln vergönnt, ihren zukünftigen Schatz leibhaftig zu erspähen.

Durch das Bleigießen verrät sich in der Andreasnacht das Kommende, und in der Thomasnacht gelingt es, den Namen des unbekannten Geliebten zu erfahren, wenn du auf Papierzettel alle Buchstaben des Abc schreibst, diese Schicksalslose ordentlich durcheinanderschüttelst und sie unter das Kopfpolster streust; erwachst du nächtlicherweile, greife unter das Kissen und ziehe einen Zettel herfür: — — — Der Buchstabe darauf deutet dir den Namen deines Zukünftigen.

Darum schickt heute das Fensterl am Zöschghof fahlgelben Schein in die Winternacht hinaus, in die Thomasnacht.

Mit tintigen Fingern müht sich Rosele, die Zettel möglichst schön zu beschreiben, und mancher Buchstabe läßt Erinnerungsbilder aufsteigen an rasch verflatterte Ereignisse ihres armen Lebens.

G . . .

Rosele sieht sich an einem Sommermorgen am offenen Hoftore stehen. Schwül war die Nacht in der engen Kammer und die Morgenfrische tut so wohl. Kommt der Überle Gottfried, mit der Sense auf der Schulter von den Wiesen herein, wo er schon seit Morgengrauen gemäht hatte.

„Guat Morget, Rosele!"

„Guat Morget, Gottfried! Schon fleißig g'wesen?"

„'s macht si'! Tuast a bißl Luft schnappen, ha? Schau, kimmst mir für wia meine zwoa Karnarivögelen. Machst 's Türl auf, äugen 's umanander, wissen nit, sollen 's davonfliegen oder nit. Derweil ist schon wieder 's Gatterl zu!"

Wahrhaftig! Schon schreit durch 's Küchenfenster die Wohltäterin „um Christiwillen" heraus:

„He! Heunt fangst früh 's Faulenzen an! Schau, daß d' zu der Arbeit kimmst. Lei füattern und auf-pappeln lassen und die faule Dirn spielen!"

Erschrocken rennt die Rosele in das Haus.

H . . .

Siedheiß wird ihr auf einmal, wie sie den Buchstaben hinmalt, legt den Federstiel weg und drückt das Köpfel in beide Hände. Dieses H . . . Wenn dies den Tschoggeler Hiasl bedeuten täte! Den kecken Spitzbub mit dem festen, braunen Schnauzer unter der Nase! Heuer beim Wimmen (Weinlese) war es. Draußen die flimmernde Hitze des südtiroler Herbstes, daß auch die Luft im dämmrigen Grün des dichten

Daches der Weinlauben einschläfernd wirkt. Müd langt Rosele immer wieder zu den strotzenden, blauen Trauben hinauf, um sie mit dem Wimmesser abzuschneiden und in die Wimmschüssel fallen zu lassen, die sie mit der Linken emporhält. Plötzlich fühlt sie den Druck zweier Hände unter ihren Achseln, fühlt sich mit Gewalt nach rückwärts gezogen, und als sie erschreckt den Kopf wendet, preßt sich ein kräftiger Schnauzbart auf ihre Lippen. Mit einem lachenden „Gelt, Rosele, huier (heuer) sein die Weimer (Trauben) süß!" ist der Tschoggeler Hiasl schon wieder im grüngoldigen Gewirre der Weingärten verschwunden. Das Mädl starrt dem Keckling nach, klaubt das entfallene Gerät zusammen.

S...

Überhaupt so ein Bursch sein können! Wie ihm die Weiberleut mit verliebten Glurl'n nachäugen, wenn er ein bißl gut g'stellt ist. Und zu was ein solchener alles Erlaubnis hat! Das Bubenvolk, eigentlich muß es recht schlecht sein. Nicht einmal die Kirche ist geweiht und heilig genug. Am Vorabend zum Portiunkula-Sonntag steht Rosele in der langen Zeile derer, die beichten und den vollkommenen Ablaß gewinnen wollen, hat das Gewissen durchforscht, Reu und Leid erweckt und ist gerade bei einem kräftiglichen Vorsatz. Da drückt sich ein Bursche an sie, andächtig den Hut mit gefalteten Händen an die Brust haltend. Aber lustige, kecke Augen blinzeln das Rosele an und leise – wie im Gebet – hört sie ihn murmeln:

„Jungferle, du hast 's guat, dir kimmt 's Beichten woll nit hart an! Bei dein Fenstergatterl kemmat nit amal der heilige Geist eini, g'schweig a Algunder Bub!"

Rosele senkt schamhaft und ein bißl erzürnt über solch sündhaftes Reden das Köpfl ins Gebetbuch, freilich nicht ohne vorher einen verstohlenen Seitenblick auf den Lästerer geworfen zu haben: siehe da — der Stephan, der Feigenstauder Stöffl!

„Diandl," fährt er in andächtigem Gemurmel fort, „auf die spitz' i schon lang! Kimmst' denn gar nie dem höllischen Schragen aus, der zaundürren Kordula, daß man amal a paar G'satzlen dischgarieren könnt' mit dir?"

„Sein dös deine guten Vorsätz', beim Beichtstuhl zubi?" wagte Rosele zu wispern.

„O mei, Madl. 's schönste Beichtgatterl ist alleweil 's Menscherfensterl, und wann i dir bei dem Beichtgatterl so recht was einbekennen kannt', sieben Rosenkränz' und fünf Litaneien täten mi hinterher nit g'ruien (reuen) als heilsame Buß'!"

Da werden einige Betschwestern aufmerksam und schauen mit gestielten Augen herüber. Der verflixte Schlanggel begegnet mit den Mienen frommer Unschuld diesen Blicken, gibt Rosele mit dem Ellbogen einen zärtlichen Puffer, macht noch einmal das Kreuz und beendet halblaut . . . „und 's heili Geist. Amen!" seine Andacht. Macht ein Buckerl vor 'm Hochaltar und ist weg.

Das ist einer, der Feigenstauder Stöffl!

Ja, Anwert hätte das Mädel in ihrer frischen Hübschigkeit bei den Algunder Buben schon gefunden, aber bei Tag umlauern es die scharfen, kniffigen Augen der Bäuerin, bei Nacht hält der Tyras die Wache wie das Drachengetier vor der gefangenen Jungfrau.

Die Unschlittkerze ist schon fast herabgebrannt und bei ihrem müden gelben Flackerlichte fallen Rosele immer wieder die Äuglein zu. Dumpf dröhnen elf Schläge vom Kirchturm in die Kammer, wo nun endlich das Mädel sich zur Nachtruhe anschickt. Die vierundzwanzig Zettel sind fertig beschrieben.

Voller Furcht vor dem Zauber dieser Nacht und vor der Zukunft, die heute bedeutend gelüftet werden soll, streut Rosele die Zettel wirr durcheinander unter den Kopfpolster.

Sie kniet noch vors Bett hin, fleht zur heiligen Namenspatronin, schickt einen frommen Seufzer zum heiligen Antonius, den man anruft, wenn man etwas finden möchte. Die Kerze ist erstorben und bald ist das Rosele entschlummert.

Mit einem Ruck wacht das Mädel auf.

Der Kettenhund heult und bellt im Hof und laute Stimmen entfernen sich durch die Gasse hinauf. Nachtbuben werden das Vieh getratzt (gereizt) haben. Heut sind sie wieder um die Wege, die Buben; es scheint ihnen ja ihre Sonne: der rundliche weiße Vollmond.

Jessas, Maria! Die Thomasnacht ist's!

Rosele setzt sich im Bette auf und starrt in die helle Mondnacht hinaus, lange Zeit. Sie wagt es nicht, einen Zettel unterm Kissen hervorzuziehen. Ihr Lebensschicksal muß sich ja nun entscheiden. Endlich greift zagend ihre Hand unter den Polster, wühlt unschlüssig in den Papierzetteln und — — — hält nun ihr Geschick in der Hand. Sie springt aus dem Bett zum Fenster hin und die Bubensonne leuchtet auf ein M.

Langsam und sinnend legt sich das Mädel wieder auf den Strohsack. Mit wachem Aug' und hellen Sinnen liegt sie da und denkt.

M ...

Wen könnte dieser Buchstabe bedeuten? Markus? Das ist ein Evangelist und ein Bauernfeiertags-Heiliger, aber kein heiratslustiger Bursche.

Michael? Wohl das Oeler Michele. Das ist aber ein 73 Jahre altes, zittriges Mandel! Hat gewiß keine Heiratsgedanken mehr.

Martin? Der Schörg Martl ist ein gestandener Bauer, hat eine Bäuerin und von ihr sechs Kinder. Höchstens, daß er noch dazu ein sündhaftes Verlangen nach dem Rosele haben könnte.

Melchior? Das wäre der mittlere von den heiligen drei Königen, der Melchior. Über jeder Tür am Hofe prangt er ja: C+M+B ...

Der Plantitscher Florl ist im Sommer auf der Alm droben Melcher, aber heißen tut er nit so. Sogar an den Malchus mit seinem abgehackten Ohrwaschel denkt Rosele und schläft dabei wieder ein.

Gepolter an der Kammertüre und die keifende Kordula wecken das Mädel.

„Schad', daß die Sonn' nit brennt, sonst müaßtest schon lang in Rauch aufgangen sein, faul's Mensch! Außer! Wir müassen heunt no in d' Stadt eini!"

Richtig ja! In Meran ist heute der große Schweinemarkt, der Thomasmarkt. Den Zettel mit dem bedeutsamen M versteckt Rosele im Gebetbuche.

Gleich nach dem Mittagessen brechen Kordula, die Bäuerin, und Rosele auf.

Nein, was es Leut' gibt in der Stadt! Und ledige Bauernburschen nach Hunderten. Dem Rosele wird ganz fröhlich zumute. Da muß ja mindest ein Dutzend dabei sein, das einen Namen mit M hat, und sie braucht nur einen, einen einzigen.

Unter den Lauben herauf kommt man kaum weiter, die einen hinauf, die anderen herunter, und wieder andere bleiben gemütlich stehen, halten ein Plauscherl, klopfen die Reggl aus und zünden wieder frisch mit Zunder und Stein oder an der Hose entfachten rotköpfigen Schwefelhölzchen an.

Die Passeirer Strutzer (Kleinmetzger) verstellen auch überall den Weg und die Bogenöffnungen der Lauben mit ihren Holzgerüsten, daran die ausgeweideten Leichname von Schwein und Schaf zum Verkaufe hängen. Bürger und Bauern stehen dabei herum, wägen, feilschen und handeln. Mit ihrem Korb kann Rosele oft nicht mehr weiter. Dann bestaunt sie die großen Auslagefenster mit all den Herrlichkeiten.

Jessas, da steht ein ganzes Bauernmädel im Auslagekasten! Wie fein die gewandet ist. Das weißseidene Brusttüchel mit roter, gelber Seidenstickerei und fingerlangen Fransen daran! Der rosenrote Seidenschurz mit Bändern bis über die Knie herunter!

Wie das Rosele der Bäuerin nach will, ist diese weit und breit nicht mehr zu sehen. Die gute Tante ist verloren.

„Wann i sie lei nimmer finden tät!" ist der erste Gedanke; aber das Gekeife und Geschimpfe heute abend, wenn sie die Bäuerin wirklich nicht mehr fände! Eilig will sie die Lauben hinauf zum Pfarrplatz streben, wo der „billige Jakob" seine Bude aufgeschlagen hat und Kordula ihre Einkäufe besorgt. In der Geschwindigkeit stößt sie ausgiebig mit dem Korb an irgendeinen Zoch (Mann).

„Öha!" schreit das Mannsbild. Es steht beim Hutter unter den Berglauben, beschäftigt sich just mit

der Auswahl eines neuen Gupfhutes für den blondgelockten Schädel und ist als Ganzes genommen der Tschoggeler Hiasl von Vellau.

„Ah, da schaug'! 's Zöschg Rosele! Ja, seit wann rennst denn du die Buaben nieder?" lacht der Bursch.

Dem Mädel gibt's einen Stich im Herzen. Der Hiasl! Mein Gott, Hiasl: das bedeutet ja eigentlich Mathias! ... Das geheimnisvolle M ...!

Sie bleibt stehen. Was ist ihr jetzt die Tante!

„Nix für unguat!" sagt sie, lächelt den Burschen an und wird über und über rot beim Gedanken an die Begegnung im Weinberge.

„Ah, balei! An Puff von an saubern Diandl muaß a Buab schon vertragen! Wo hast d' denn dei' liebe Anverwandtschaft? Bist ihr am End' auskemmen, der Beißzangen?"

„Ja, grad' iahnder (vorhin) ist sie mir verloren gegangen!" frohlockte nunmehr das Rosele.

„Wart', da müssen wir aufpassen, daß wir's nimmer finden. Geh' lei mit mir! I lass' dir nix g'schechen!"

Was hätte das Mädel Lieberes hören können als dieses: Geh' lei mit mir!

Ein Algunder Bursch ist nicht aufs Hirn gefallen und der Tschoggeler Hiasl hat es alsbald heraußen, daß das Mädel ihm nicht abgeneigt ist, ihm sogar entgegenkommt. Nun, da darf man sich als Bauernsohn eines besseren Hofes nicht lumpen lassen.

Wieder ist Rosele vor der Bauernpuppe im Auslagekasten stehengeblieben.

„Gelt, Hiasl, so oane tät dir halt g'fallen, so a schön g'wandete, saubere?"

„Wegen der Saubrigkeit könnt 's Rosele vom

Zöschg schon mittuan mit der da, und lebendiger bist mir aa lieber. Was g'fallt dir denn?"

„Dös seidene Brusttüchl, dös g'stickte!" seufzt das Mädel, das jetzt erst recht gern die Schönste sein möchte für den Hiasl.

Wirklich und wahrhaftig! In das Geschäft ist er hinein und bringt ein Paktl heraus.

„So, da hast es," sagt er nur und zieht sie mit der Begründung, daß jetzt Marendzeit (Jausenzeit) sei, hinter sich her ins Kaffee Tirol hinein. Das Pärchen setzt sich zu einem der hintern Tische, wo es auch schon dämmerig genug ist für Liebsleute.

Er läßt für sich Wein kommen und für seine Begleiterin Kaffee mit „Brezide" (Zuckerbrot). Sie vergißt aufs Essen und schaut nur immer wieder den großen, blonden, hübschen Laggl an, der für sie das Brezide ihres Lebens bedeutet. Er tätschelt ihre Knie unterm Tisch und sie faßt seine Hand mit warmem Druck. Geredet wird bei den Burggräfler Liebsleuten blutwenig. Sie sitzen da, verhackeln sich mit den Fingern ineinander und schweigen weiter. Plötzlich wickelt Rosele das Paktl auf und wirft sich das weißseidene buntgestickte Brusttuch um die Schultern. Da hat nun auch der Tschoggeler Hiasl g'schaut, wie die Kleider Leute machen. So was Liebes, wie das Köpfl überm Seidentüchel hat er nicht bald einmal gesehen. Er lächelt verschmitzt und zieht aus dem Hosensack ein anderes Paktl, ein kleines. Daraus entwickelt sich ein Paar himmelblauer, seidener Strumpfbandeln mit Rüschen und eingestickten silbernen Sternlein.

„Da hätt' i no eppes!" schmunzelt er, hält die glitzernden Dinger Rosele vor die Augen hin, läßt sie aber nicht aus.

„Naa, ist dös schön!“ bewundert das Mädel und schlägt die Hände zusammen. „Wem hast es denn kauft?“

„Patscherle, dir natürli!“

„Nachher gib her! Geh, laß mi schau'n!“ bettelt sie.

„A andersmal!“ lacht der Bursche laut hinaus und steckt die Bänder wieder ein.

„Du!“ Rosele rückt ganz nahe an den Hiasl. Die Eifersucht lodert in ihr auf. „Sag', wem hast d' die Bandeln kauft?“

„Ja dir!“

„Lüag nit!“

„Wann i's sag'!“ bekräftigte der Bursch.

Nun läßt er gar noch einen Liter Glühwein mit Zimt und Nagelen auffahren. Auf dem Heimweg wird's kalt sein. Sie trinken als wahre Liebesleute aus einem Glasl und immer an der Stelle, wo das andere vorher getrunken hat.

Mittlerweile ist der frühe Winterabend hereingebrochen und mahnt zur Heimkehr. Sie gehen nebeneinander durch die Lauben hinunter und hinterm Vinschgauer Tor finden sich ihre Hände. Die zwei Kleinfinger hackeln sie ineinander und so, die Arme schlenkernd wie die Kinder, biegt das Paar in den Kapellensteig ein. Er heißt so von den vierzehn Stationen des Kreuzweges, die längs des Steiges zu Kapellen ausgebaut sind. Ein Weg für Verliebte! Denn seine Schmalheit drängt zusammen und seine Dunkelheit erst recht. Natürlich schalten die Verliebten zahlreiche Zwischenstationen ein und auch Rosele fühlt den Schnauzer des Tschoggeler Hiasl öfter als vierzehnmal auf ihren Lippen.

„Schöne Rosen, schöne Bloama,
Schönes Diandl, was toan ma?
Mitanond gehn ma hoam,
Wiss'n ma glei, was ma toan."

Nach dem immer heißeren Liebeswerben des Begleiters, nach seinem ganzen Gehaben seit dem Zusammenstoß mit ihm beim Hutter konnte es nicht mehr zweifelhaft sein, daß er das leibhaftige „M" sei, das ihr die Thomasnacht geoffenbart, der Richtige, der Zukünftige, der sie von dem Höllenleben und aus der Gefangenschaft ihrer „Guttäter um Christiwillen" erlöst und befreit.

Manch Bauernhof steht nächst dem Wege nach Algund in den Obstängern und Weingärten und daneben die großen Scheunen mit den mächtigen Heustöcken.

„Rosele, g'fallen dir die Strumpfbandlen wirkli so guat?" forschte auf einmal der Bursch.

„Freili, Hiasele! Gell, du gibst sie mir?"

„Hab's dir ja eh' g'sagt, daß sie dein g'hören. Ob sie dir aber guat passen?"

„Sell werden sie schon; ist ja Gummilasti derbei!"

„Möchtest nit do lieber z'erst probieren?"

„... Probieren?"

„Schau, Rosele, mei lieb's, da steht a ganz oanschichtiger (einsamer) Stadl. Geh', kimm, Rosele, i tät dir sie anprobieren!"

„Naa, Hiasele, schau, dös geht nit!"

„Aber es ist ja stockfinster, Schatzl!"

„Hiasele ... schau ..."

Ein klein wenig knarrt das Stadeltor.

„Mei Büabl hat mi g'halst
Bei der Bretterhütten,
Hab' nit g'wollt, hab' glei g'müaßt,
Hat nit aufg'hört z' bitten." — — —

„Madl, jetzt müassen wir aber schaugen, daß wir hoamkemmen!"

Der Tschoggeler Hiasl hat es jetzt offenbar eilig. Vor der Algunder Pfarrkirche bleibt er stehen.

„Jetzt, pfiat di Gott, Madl!"

„Kimmst nit af a Sprüngl mit, Hiasele, zu der Tant'?" fragt Rosele mit zager Stimme. Der Tschoggeler hat zweifelsohne auf seine Beschützerrolle gänzlich vergessen.

„J . . .?" ist er ganz verwundert. „Zu der höllischen Beißzangen?"

„Hast mir's ja versprochen, daß . . ."

„Woaßt's selber Madl, über a guate Stund' ist's no nach Vellau aufi und der Steig ist eisig. Hab' mi halt döcht a bißl z' lang verhalten bei dir!"

„Nachher halt pfiat Gott, Hiasl! Aber zum Zelten-Anschneiden af'n Dreikönigentag kimmst? Gell, Hiasele, zelm kimmst!"

„Zelm kimm i g'wiß!" versichert der Bursch überkräftig. Am Dreikönigenfest nämlich teilt das Diandl ein um Weihnachten gebackenes Früchtenbrot mit ihrem erklärten Schatz.

„Nachher ist all's guat!"

Gleich ist der Tschoggeler um die Kirchhofmauer verschwunden. Rosele lauscht noch seinen Schritten auf dem gefrorenen Steige nach Vellau. Langsam und schweren Herzens wendet sie sich zum Zöschghofe, sie weiß, was ihr heut noch bevorsteht. — — —

Weihnachten kommt, der Dreikönigstag, Maria Lichtmeß kommt, nur der Tschoggeler Hiasl kommt nicht.

Rosele sitzt seit ihrer Rückkunft vom Thomasmarkte förmlich hinter Schloß und Riegel, darf ohne Begleitung Kordulas keinen Schritt außer Haus machen und doch wird ihr dies ein Trost in der Verlassenheit: der Geliebte käme wohl, wenn der wütende Kettenhund und die bissige Kordula nicht wären. Aber hat die Liebe nicht schon schwierigere Hindernisse überwunden?

Immer öfter, banger, sehnsüchtiger wandern die Blicke der Einsamen zur sonnigen Höhe von Vellau.

„Beim Bett ist sie g'wesen,
Beim Fensterl ist's g'loahnt,
Wia der Bua nit kemmen ist,
Hat's bitterlich g'woant. — — —"

Wohl macht sie den einen und anderen Versuch, in Verbindung mit dem Hiasl zu gelangen, doch die Wachsamkeit des Hausdrachens zerknickt jedes Beginnen. Nur einmal vermag Rosele am Kirchgange ein Brieflein in den Postkasten zu schmuggeln; eine Antwort darauf hat der Tschoggeler nicht erteilt.

Maria Lichtmeß ist vorüber und der Auswärts (Lenz) kehrt langsam wieder. Die Arbeit in den Weinbergen setzt ein und Rosele muß mithelfen. Da kann die Bäuerin nicht immer auf ihr oben sitzen (strenge hüten) und öfters sieht sich das Mädel unter den Weinlauben allein. Ihre Augen streifen über das weite Talrund, wo die blanke Sonne schon Trieb um Trieb hervorlockt an ihr wärmendes Licht: die Wiesen prangen in saftigem Grün, die Primeln sprossen und von Gratsch her leuchten die rosenfarbenen Blütenkronen der Pfirsichbäume.

Rosele freut sich nicht an all der frohen Pracht. Sie darf sich an dem neuen jungen Leben nicht freuen, das in ihr selber sprießt und wächst.

Ihre Gedanken wandern den Weg entlang, der durch den Weinacker hinaufführt nach Vellau. Wenn er da herabgeschritten käme zu ihr!

Und wirklich! Einmal taucht er im Gewirr der Pergeln auf, der Tschoggeler Hiasl, und steht vor der Dirn, der das Rebmesser aus der zitternden Hand entfällt.

„Hoho! Grüß di Gott, Rosele!" lacht der Bursch. „Lang schon her, daß wir uns nimmer g'sehen haben."

„Ja, woltan (sehr) lang . . .!" und ein vorwurfsvoller Blick trifft den Burschen. „Warum bist d' nit kemmen zum Zeltenanschneiden?"

Der Hiasl zupft etwas verlegen am Schnauzbart herum.

„Mei', der Vater will mir 'n Hof übergeben, aber i muß . . . will er . . . durchaus nit abgehen tut er davon . . . daß i halt die Weigele Anna heiraten soll."

Rosele wendet sich langsam ab und klaubt das Rebmesser auf.

„Ja woaßt, Madel, a jede, dö man so derwischt, kann man nit heiraten aa, weil's halt der christliche Brauch verbieten tuat, und die Weiberleut wöllen aa grad a jede ihren Loter (Mann) alloan haben," scherzt er in gemachter Heiterkeit. „Du kriagst eh' leicht ein' anderen; wirst ja alleweil säuberer und – kimmt mir für – rundleter und molleter!"

„Ja, sell werd' i . . ." sagt das Mädel tonlos.

„Alsdann, nachher b'hüat di Gott und nix für ungut."

Hinter dem Gitterwerk der Rebzeilen ist der Hiasl bald verschwunden.

Und Rosele steht allein . . .

Starr blickt sie auf die Ackererde nieder und schüttelt leise den Kopf: Nein! Niemand wird sich an dem jungen Leben erfreuen, das in ihr aufkeimt.

Wie sie bei der Weiterarbeit jeden überflüssigen Schößling am Rebstocke abschneidet, fällt sie die Versuchung an: Wär's nit auch besser den überflüssigen Trieb, den ich ansetze, wegzutilgen?

„Jesus, Maria! Auf was für Gedanken bringt einen die Verlassenheit . . .!"

Daß man von der Kost am Zöschghofe fett werden könne, hält nicht einmal die Bäuerin für möglich; umso auffallender erscheint es ihr, daß Roserl sich an den Hüften ründet.

Und an einem schönen Maientage widerhallt der Hof von Lärm und Geschrei, daß selbst der darin viel erfahrene Bauer an Ähnliches sich nicht erinnern vermag.

Alles kommt an den Tag:

Das seidene Brusttuch und die Strumpfbänder und schließlich das letzte, verhängnisvolle Angebinde des Tschoggeler Hiasl, dessen Namen freilich Kordula niemals erfuhr, was natürlich am ärgerlichsten war.

Selbstverständlich darf in einem Hause, dessen Bäuerin Mitglied frommer Bündnisse ist, eine Frucht der Sünde nicht aufgedeihen. Wenn eine „aus Gnad' und Barmherzigkeit" aufgenommene Waise für jahrelange Wohltaten mit Schande dankt, dann ist sogar ein so schäbiges Dach wie das des Zöschghofes zu gut und ordentlich dafür.

Rosele geht aus dem Tore mit einem mageren Bündel unterm Arm und mit der schweren Bürde, der Liebesgabe des Tschoggeler Hiasl, unterm Herzen.

Rosele wandert, Vellau im Rücken, den Algunder Weg hernieder, wandert über die Forster Brücke, darunter die wilde Etsch tosend schäumt, steht und schaut hinab in den Wirbel, wandert durch den Kastanienwald bis Marling und sieht sich nicht um.

In Lana, wo man auch nach Vellau nicht mehr schaut, findet Rosele Unterkunft ...

Zwei Wochen nach Maria Geburt erhält das Dorf einen nagelneuen Einwohner, der schreit sein Dasein in die Welt hinaus, daß man's kaum glauben möchte, dies sei der Sohn des stillen Rosele.

Mit Mühe und Not findet sich für das ledige Kind ein Taufpate. Wie soll es nun heißen? Keinesfalls Mathias, wenn es auch eine kräftige Stimme hat wie ein Glaubensapostel. Geboren ist er am Tage der heiligen Thekla. Der Brauch, das Kind auf den Namen des Paten zu taufen, scheitert, weil der Göd (Pate) seinen ehrlichen Namen Urban nicht auf ein Sündenkind übertragen wissen will. Die Hebamme schlägt den Namen des folgenden Tages vor, falls es nicht wieder ein heiliges Frauenzimmer ist. Der Kalender offenbart: Michael.

Da lächelt das blasse Rosele im Wochenbett so seltsam, und mit einem Male hat das Bübl gleich zwei Namen. Michael soll es heißen, will die Mutter, und Thomas.

Denn jetzt hat sich für Rosele der Zauber der Thomasnacht erfüllt und ihr jenes „M" gebracht, das sie aus den Klauen ihrer wohltätigen Verwandten, aus der Hölle des Zöschghofes erlöste. Oft

und oft hatte sie darum den Himmel angefleht, freilich dabei an einen etwas ausgewachseneren Erlöser gedacht, als es das kleine Wuzele da in der Wiege ist.

Aber sie will und braucht auch keinen großen Lackl mehr, nun ist ihr das Michele Bub und Schatz. Ihm wird ihr künftiges Arbeiten und Mühen gehören, ihr Sparen und Sorgen.

Nicht wahr soll's werden, daß sich niemand an dem überflüssigen Schößling freuen wird.

Sie läßt sich das zappelnde Bürschlein aus der Wiege reichen und drückt es an ihre Brust voller Liebe.

Frau Saelde

oder

Wie das Land Tirol deutsch wurde

Von Oswald Menghin (Meran-Wien)

Hoch oben über Innsbruck liegt an einer unzugänglichen Stelle des Solstein eine tiefe Höhle, der Eingang ins wunderbare Land der Feen. In unseren Tagen kommen die seligen Frauen nur sehr selten aus ihrer wunderbaren Welt ans Licht der Sonne. Denn das Volk ist ungläubig geworden und verdient nicht, um die tiefsten Geheimnisse der Bergwelt zu wissen. Aber vor tausend und mehr Jahren, da scheuten sich die Feen nicht, vor den Augen der Menschen zu erscheinen, und nicht nur Sonntagskinder konnten oft genug sehen, wie sie vor ihren Höhlen tanzten, spannen oder wuschen. Zum Trocknen warfen sie ihre schneeweißen Gewebe über einen blanken Sonnenstrahl, so zart war das Linnen. Bei der Arbeit sangen sie mit glockenhellen Stimmen, und wer es

hörte, dem wurde so wohl und weh ums Herz, daß er allzugleich lachen und weinen mußte. — — —

Frau Saelde, die Königin der Feen, saß einstmals mit ihren Frauen und Mägden vor der Solsteinhöhle und wärmte sich in der Maisonne. Ringsherum weideten die Gemsen und liefen den schönen Frauen zu, um ein Stücklein Salz zu erbetteln oder sich am Halse krauen zu lassen. Auf einmal sicherte der Leitbock und im Sturme verschwanden die Tiere über Felsen und Klüfte. Auch die seligen Jungfrauen ängstigten sich, nahmen die Königin in die Mitte und flüchteten in die Höhle. Aber schon hallte eine fröhliche Stimme durch die Luft: „Keine Furcht, ihr edlen Frauen! Gut Freund! Alberich, der Zwergenkönig, ist's und bringt neue Zeitung!" Da lachten die Feen ob ihrer Angst und strömten wieder aus der Höhle. Die Königin aber ließ sich auf einem herrlichen Kissen von blauem Speik nieder, Alberich in Würde zu empfangen. Dieser kam auf seinem Zaubermantel angeflogen, kniete vor der Königin in dem duftenden Alpengras nieder und sprach: „Holdeste aller Frauen! Es ist fürwahr eine gute Botschaft, die ich dir bringen kann. Dietrich von Bern, ein junger Held, von dem doch schon die ganze Welt singt und sagt, zieht durch unsere Berge, um das Land seiner Herrschaft zu unterwerfen, und kämpft mit Drachen und Riesen. So stark ist der Recke, daß selbst Grimm und Hilde, das fürchterliche Riesenpaar, seinem Schwerte erliegen mußten. Nicht lange kann es mehr währen und Dietrich wird alle Riesen und Würmer ausgerottet, uns aber von unseren grimmigsten Feinden befreit haben. Das ist es, was ich dir melden wollte!"

Laut jubelten die Feen auf, als sie diese Kunde vernahmen. Frau Saelde aber lächelte huldvoll und sagte: „Du warst mir immer ein treuer Freund, lieber Alberich, und ich danke dir viel tausendmal, daß du mit so froher Botschaft gleich zu mir gekommen bist. Du hast mir aber einen noch viel größeren Dienst damit erwiesen, als du ahnst. Dietrich von Bern ist mir nicht unbekannt und sein Name erinnert mich an die schrecklichsten Stunden meiner Jugend, da er, ein Kind noch und doch schon ein ganzer Held, aus höchster Gefahr mich errettet hat. Willst du mir noch einen Gefallen tun, so bringe ihn zu mir: denn allzugerne möchte ich ihn wiedersehen und unsere Freundschaft erneuern." – „Gleich will ich zu ihm fliegen, deinen holden Wunsch ihm kundzutun," erwiderte Alberich. „Aber vorher befriedige meine Neugierde und erzähle mir das Abenteuer Jungdietrichs, auf das du angespielt. Es ist mir gänzlich unbekannt." – „Du sollst es hören," lächelte Frau Saelde, „aber auch ihr, meine treuen Freundinnen, setzt euch her; denn nur wenige von euch kennen die traurige Geschichte meiner Jugend." Da schwebten die Feen, die in ehrfurchtsvolle Ferne getreten waren, näher und ließen sich in schönen Gruppen auf den bunten Matten nieder, der Erzählung ihrer Herrin zu lauschen. Diese aber begann:

„Meine Mutter war, wie ihr alle wißt, Frau Hitt, die schöne, stolze Königin. Ihre Macht war groß. Aber nicht Liebe, nur Härte und Gewalt herrschten in ihrem Reiche. Sie haßte Menschen und Tiere, ja selbst den Zwergen, unseren alten Freunden, fügte sie Leid zu. Dagegen hielt sie es mit den Riesen, die uns stets feindlich gesinnt waren, und

mit ihrer Hilfe unterdrückte sie das ganze Volk der Feen in diesen Bergen. Nur einem Wesen galt ihre Liebe: das war ihr Söhnchen, mein Bruder. Was sie ihm nur von den Augen absah, mußte ihm zuteil werden. Wehe aber, wenn ihm ein Leid geschah! Schuldige und Unschuldige büßten es furchtbar. Mich hat sie, soweit mein Gedächtnis zurückreicht, nie geküßt, und wenn ich ein Wechselbalg gewesen wäre, konnte sie mich nicht schlechter behandeln. Als ich aber größer wurde und die Frauen sagten, ich sei schön, faßte sie bittern Groll gegen mich. Denn sie allein wollte schön sein. Eines Tages erging ich mich auf der Spitze des Solstein, pflückte Blumen und schmückte mich mit ihnen, – denn anderes Geschmeide besaß ich nicht – als meine Mutter daherkam und mich anschrie: ‚Was treibst du da, du eitles, dummes Ding?' Gekränkt erwiderte ich: ‚Gib mir von deinen Goldketten und Karfunkelsteinen, dann brauche ich nicht Blumen zu suchen wie ein Bettlerkind.' Da stieg meiner Mutter blutroter Zorn ins Gesicht und mit bebender Stimme rief sie: ‚Aus meinen Augen, du ungeratenes Kind! Weh mir unglücklichen Mutter, die ich eine solche Schlange an meinem Busen genährt!' Zugleich erhob sie den Stock gegen mich und wollte zuschlagen. Da floh ich mit Windeseile über die Felsen. Ein gellendes Lachen folgte mir nach. Zitternd verbarg ich mich in einer Felsenkluft, denn mir bangte um mein Leben. Bei Nacht und Nebel wollte ich dann aus dem Lande fliehen, weit fort, in ein Feenreich, wo der Arm meiner Mutter nicht mehr hinlangte.

Es zeigte sich bald, wie begründet meine Furcht war. Denn als ich in der Nacht mein Versteck ver-

ließ und gegen Sonnenaufgang wanderte, brauſten die Gipfel und die Wälder. Blitz und Donner, Sturm und Regen raſten in Höhen und Tiefen, und ich vernahm, wie die Rieſen durch die Täler tobten, um mich zu ſuchen. Halb tot vor Schrecken ſchleppte ich mich weiter, verſteckte mich, als der Tag anbrach, und wanderte wieder im Schutze der Nacht. So ging es neun Sonnen lang, dann erſt durfte ich aufatmen. Ich war aus den Bergen hinaus und in das ebene Land getreten. Ich fürchtete nicht, daß die Rieſen mir ſo weit folgten; denn dieſe Ungeheuer meiden das flache Land, wo ſie nicht recht zu ſtehen und zu gehen wiſſen.

Meiner Rettung froh, durchſchritt ich das Ungarland. Mein Ziel waren die Karpathen, in deren entrückter Welt eine edle Königin herrſchte; hier wollte ich Schutz und Obdach ſuchen. Aber noch einmal nahte ſich das Verhängnis. Wie ich arglos dahinwanderte, ertönte auf einmal aus der Ferne ein grauſamer Schrei. Ich blickte erſchrocken auf. Wer kann ſich mein Entſetzen ausmalen, als ich, wie einen Berg in der Ebene aufragend, den grimmigſten Rieſen meiner Mutter, den wilden Wunderer, ſah, der mir bis hierher gefolgt! Er hegte beſonders großen Haß gegen mich. Denn als er einſt um meine Hand gebeten, hatte ich ſie ihm mit ſchnöden Worten abgeſchlagen. Ich bin verloren! dachte ich mir. Aber ich wollte mich doch nicht preisgeben, ohne das Äußerſte verſucht zu haben. Vor mir glänzte eine wunderbare Stadt. Ein Landmann hatte mir geſagt, das ſei König Etzels Burg. Vielleicht gab es hier einen Recken, der es um einer elenden Frau willen wagte, mit dem Rieſen zu kämpfen. So nahm ich alle meine

Kräfte zusammen, um die Stadt noch zur rechten Zeit zu erreichen. Es gelang mir. König Etzel saß mit seinen Helden gerade bei der Tafel. Ich warf mich ihm zu Füßen und flehte um Rettung. Denn schon tobte der wilde Wunderer draußen vor den Mauern und stieß in sein Horn, daß die Balken des Königsgemaches bebten. Seine Hunde rasten geifernd um die Brücke herum, die noch im letzten Augenblick aufgezogen worden war. König Etzel aber sprach: ‚So wähle dir einen von meinen Gästen, daß er für dich kämpfe.' Da sah ich in die Runde herum und erblickte einen, dessen Augen leuchteten wie die des Adlers in unseren Bergen, und aus dem edlen Antlitz sprachen Mut und Treue. ‚Der soll für mich kämpfen!' rief ich. Und König Etzel sagte: ‚Du hast dir fürwahr den Edelsten erlesen. Es ist Rüdiger von Bechelaren, der aus Königsgeblüte stammt.' Da ging ich nun zu diesem hin und bat ihn voll Herzensangst, er solle für mich kämpfen. Allein er sträubte sich; er sagte, König Etzel habe kühnere Männer als ihn und, wenn er den Strauß annähme, hieße es nur, er müsse überall voran sein. Unterdessen schrie draußen der wilde Wunderer, er wolle alle erschlagen, wenn man ihm nicht die Tore öffne und mich ausliefere. Meine Tränen rührten den König und er sprach: ‚So gehe hin, wo die jungen Königlein sitzen. Vielleicht will von diesen einer für dich kämpfen.' Ich ging hin. Da saß zwischen zwei Königinnen ein junger Held. Seine Haltung, sein Blick, seine Waffen verrieten mir, daß er der kühnste und edelste von allen sei, die da saßen. Ich trat zu ihm und sagte: Du hast Mut im Herzen. Du hilf mir und nenne dich.' Da stand der junge Recke auf und

sagte schlicht: ‚Ich bin Dietrich von Bern und will dir helfen.‘

Es war höchste Zeit. Denn der Wunderer hatte die Tore eingeschlagen und eben brausten seine Hunde in den Saal herein, um mich zu zerfleischen. Aber Dietrich ergriff sie zornentbrannt und schlug sie an die Mauern; keiner kam lebend von dannen. Als der Wunderer sah, daß seine Hunde tot waren, brüllte er vor Wut laut auf und schrie: ‚Nur weil du noch ein Kind bist, kostet dich diese Tat nicht dein Leben. Aber gib die Jungfrau heraus, die meine Frau werden oder tot sein soll. Denn ihre Mutter hat sie mir geschenkt.‘ Dietrich aber erwiderte ruhig: ‚Du wirst die Jungfrau nicht berühren!‘ Da sprangen sie mit entblößten Schwertern aneinander. Neun Stunden dauerte der Kampf. Die Schilde gingen in Fetzen, von den Helmen brachen die Kleinode und an den Brünnen klafften tiefe Risse. Bis Dietrich in so gewaltigen Zorn geriet, daß Flammen aus seinem Munde zuckten; da überwältigte die Angst den wilden Wunderer. Denn es war ihm geweissagt worden, er werde von eines Mannes Hand sterben, dessen Atem feurig sei. Er wich vor Dietrich. Dieser aber drang mit neuem Mute auf ihn ein und hieb ihm mit einem gewaltigen Schlage das Haupt herunter.

Der ganze Hof lief zusammen und pries den jungen Helden. Ich aber schloß ihn in meine Arme, küßte und segnete ihn. Mein Segen wirkt, daß Dietrich von Bern in keiner Fährlichkeit umkommen kann und wäre die Not noch so groß. Darum wird er auch größeren Ruhm auf Erden erwerben als je ein Held.

Nach diesem Abenteuer setzte man sich wieder zu Tische und ich erzählte, wer ich sei und wie ich so

tief ins Elend kam. Als König Etzel all dies gehört hatte, ließ er mich durch seine Mannen in die Karpathen geleiten, wo mich die Königin der Feen in allen Ehren aufnahm.

Auf welch schreckliche Weise meine Mutter geendet hat, wißt ihr: in ihrem Übermute ließ sie ihr verhätscheltes Söhnlein, das in einen Sumpf gefallen war, mit Brot abreiben. Da brach ein ungeheueres Donnerwetter los, und als es vorüber war, stand die stolze Königin samt ihrem Sprößling versteinert auf der Bergeshöhe. Die Kunde von diesem Strafgerichte drang auch zu mir, und so kehrte ich denn heim, um die Herrschaft, die mir zustand, anzutreten."

Als die schöne Königin ihre Erzählung beendet hatte, erhob sich Alberich und sagte: „Ei, jetzt begreife ich wohl, warum du den edlen Helden Dietrich wieder zu sehen wünschest. Ich will mich sputen, ihn herzubringen. Wenn ich recht berichtet bin, zieht er just wieder mit seinen Gesellen im Lande herum und sucht Abenteuer." Mit diesen Worten breitete er seinen Mantel aus und schwebte von hinnen. Er war noch nicht weit geflogen, da sah er tief unter sich einen Zug Reisiger durchs Inntal fahren. Schnell senkte er seinen Flug und erkannte Dietrich von Bern an der Spitze seiner Freunde und Getreuen. „Edler Vogt von Bern," rief der Zwerg und sprang von seinem Mantel, „Frau Saelde, die schöne Königin, bittet dich, als ihr Gast in der Feen herrliches Reich zu kommen. Unvergessen lebt in ihr, was du für sie getan, da sie in Todesgefahr um deine Hilfe flehte."

Als Dietrich von Bern diese Botschaft hörte, freute er sich von Herzen, und auch seine Degen deuchte es

gut zu rasten. Denn sie hatten harte Kämpfe überstanden und ihren Herrn mit Mühe dem Riesen Neidiger abgerungen, der ihn gefangen hielt. Da standen in Wehr und Waffen Hildebrand, der alte Waffenmeister, Wolfhart, der allzeit tobte, wenn ein Feind sich nahte, Blödelin, Schildwin, Hache und viele andere vom Geschlechte der Wölfinge, dazu König Imian von Ungarn mit seinen Mannen. Diese alle zogen, geführt von Alberich, in den Berg der schönen Frau Saelde. Mit Tanz, Gesang und Saitenspiel wurden sie gar herrlich empfangen und zum Mahle geleitet. Unaufhörlich perlte in goldenen Bechern der südlichen Berge edelster Wein. Unter silbernen Schüsseln voll Fisch und Wildbret krümmten sich die Tafeln. Über alles reich aber lohnte die Helden der holdesten Frauen süße Minne.

Neun Wochen lebten sie in dem wunderbaren Berge, da nahm Herr Dietrich Urlaub von der schönen Königin. Diese aber sprach: „Bevor du mit deinen Recken von hinnen scheidest, darfst du drei Wünsche tun. Aber bedenke dich wohl! Denn gewährt, sobald sie ausgesprochen sind, können sie nicht rückgängig gemacht werden." Dietrich von Bern besann sich ein Weniges und sagte dann: „Nordischer Männer Kraft hat dies schöne Land mit all seinen Bergen und Tälern, Quellen und Flüssen, Wäldern und Auen finsteren Gewalten abgerungen. Nordischer Männer Schwert wird es zu schützen wissen. Nimmer vermöge welsche Hand dies Kleinod unter allen Ländern zu behaupten. Das ist mein erster Wunsch." Frau Saelde nickte Gewährung. Der alte Hildebrand aber war mit seines Herrn Wunsch keineswegs zufrieden, sondern sprang vor und rief: „Was faselst du gleich einem Kinde,

Dietrich? Schön ist dieses Land, aber es nährt schlecht. Was haben wir von seinen Schrofen und Schründen, Felsen und Klüften, Urwäldern und Sümpfen? Unsere Kinder und Enkel werden hier nicht bleiben wollen, sondern das Land freiwillig räumen." Da erwiderte Dietrich: „Nun gut, wenn du das glaubst, so wollen wir uns verbessern. Unauslöschlich sei im Herzen aller, die dieses Land bewohnen, die Liebe zur heimatlichen Erde und kein Glück der Welt möge sie die Scholle ihrer Väter vergessen lassen. Das ist mein zweiter Wunsch." Wieder nickte Frau Saelde Gewährung. Meister Hildebrand aber schoß wieder zornentbrannt in die Höhe und schrie: „Du bist ein Narr, Dietrich! Den dritten Wunsch laß mich tun, damit nicht lauter Unsinn gesprochen wird." Dietrich lachte: „Gut, der dritte Wunsch sei dein!" Da rief Hildebrand mit strahlenden Augen: „Gewähre, Frau Saelde, daß das Volk der Ostergoten allezeit den Heldenmut der Väter wahre und den höchsten Kriegsruhm erwerbe, dessen je ein Volk teilhaftig ward." Als Hildebrand dies gesprochen, fiel ein Schatten in das sonnenlichte Antlitz der Feenkönigin und zwei große Tränen traten in ihre Augen. „Alter Hildebrand," klagte sie, „wie unweise bist du! Hättest du doch auch den dritten Wunsch deinem Herrn gelassen! Höchsten Kriegsruhm erwirbt nur, wer heldenhaft untergeht, weißt du das nicht? Deines Volkes Untergang hast du mit deinem Wunsche besiegelt. Sein Ruhm freilich wird sich bis zu den Sternen erheben!"

Da senkte Hildebrand sein graues Haupt, und Dietrich von Bern legte die Hand sinnend an den goldenen Knauf seines Schwertes. Der wilde Wolfhart aber sprang klirrend zwischen die beiden und

rief: „Zehntausendmal lieber will ich in jugendlicher Heldenkraft unter des Feindes Schwerthieb fallen denn als Greis in Frauenhänden sterben! Sollen wir unserem Volke anderes wünschen?" Da rissen sich Dietrich und Hildebrand aus ihren schweren Gedanken empor und die blitzenden Blicke der drei Recken kreuzten sich. Frau Saelde aber lächelte unter Tränen.

Die Narreten*)

Tiroler Skizze von Klara Pölt-Nordheim
(Sarntal-Innsbruck)

„Wirtin, es kimmt a Gutschen über der Cypresbrugg**) ummer," berichtet, mit einer Wasserkanne in der Hand zur Küchentür hereinkeuchend, ihrer Frau die Magd.

„Wohl sell," sagt die Wirtin, „werden wohl nöt gar heut' no Leut kemmen, wo i kein ordentliches Bröckele Fleisch nöt hab."

„Ja, wo sollen sie denn sonst hin als zu uns?" sagt die Kathl.

„Bei der da enten werden sie freilich nöt einkehren," erwidert schnippisch die Wirtin, und sie schaut verächtlich durchs Küchenfenster hinüber zu ihrer Nachbarin. Diese war nämlich eine ehemalige Kellnerin vom Entenwirt und als solche ihr, der geborenen Wirtstochter, selbstverständlich nicht ebenbürtig.

„Wenn's dö Leut derhausen, scham i mi toter no," ***) pflegte sie zu sagen.

*) Närrische d. h. Liebesleute. — **) Cyprianskrücke. — ***) Redensart: Wenn die wirtschaftlich fortkommen, schäme ich mich noch nach dem Tode.

Mittlerweile rumpelte die bereits angekündigte Kutsche durch die Dorfgasse.

„Wer werden epper die sein?" sagte die Wirtin. „A Herr und a Frauele und ganz a fremder Gutscher. Und der Esel kennt sich gar nöt aus, schaut umadum, will halten und decht wieder nöt. Meinen möcht' man wohl, an erwachsener Mensch hätt' sov'l ob'n, daß er sich früher erkundigen tat, wo man einkehren soll. Na, endlich biegt er ummer zum Platz."

Flugs eilte sie nun die Stiege hinunter, die Ankömmlinge zu begrüßen. Die Kellnerin war ihr bereits vorausgeeilt, trat an den Wagenschlag und wollte der jungen Dame beim Aussteigen behilflich sein. Doch der Mann im Touristenkostüm war ihr schon zuvorgekommen, und er hob das Frauchen lieber selbst heraus.

„Aber Erwin," kicherte sie errötend, als er sie vor so vielen Zeugen einen Augenblick umschlungen hielt. Arm in Arm, ohne von den andern Notiz zu nehmen, schritten die beiden in das Haus und die Wirtin ging kopfschüttelnd hinterdrein.

I bin sonst koa heuriger Has, dachte sie sich, aber bei die zwei kenn' i mi nöt ganz aus.

Oben auf der Stiege stand, mit dem Schlüsselbund in der Hand, die Zimmerin, das alte Moidele. Auch das Moidele warf einen langen Blick auf die beiden und dann wieder einen vielsagenden zur Wirtin hinüber:

„Da gebt lei acht, das sein zwei ‚Narrete'."

Sell kenn i selber, dachte sich die Wirtin, i werd' mi nöt vom ganzen Dorf ausrichten lassen, daß i Liebsleuten Unterschlupf gib.

Denn der junge Mann hatte ein Zimmer mit zwei Betten bestellt.

„Dableiben können Sie schon," sagte die Wirtin, die sich die Gäste doch nicht mit Gewalt vertreiben wollte, „Zimmer mit zwei Betten hab' i keins frei, aber zwei recht kommode Extrazimmerlen will i Ihnen geben."

„Das ist fatal," sagte der Mann, das Frauchen aber wurde rot.

Sie schamt sich wenigstens a biß'l, dachte sich die Wirtin.

„So, und was mögen wir denn zum Essen?" fragte sie dann, als die beiden Gäste das Speisezimmer betraten. „Vielleicht a Fischl gefällig?"

„Gebirgsforellen, freilich!" jubelten die beiden, „die sollen hier ganz vortrefflich sein."

Sogar ein Huhn mußte abgestochen und gebacken werden, und der Kutscher durfte auf Rechnung der beiden sich anschaffen, was er nur mochte.

Es stimmt alles augenscheinlich, nickte befriedigt die Wirtin, solcher Gattung Leuten ist nix zu gut, nix zu teuer. Gäst gibt's gar keine besseren als zwei kleinverrückte Liebsleut, essen wenig und zahlen brav. Meinetwegen! I hab' mei Schuldigkeit getan mit'n Zimmer, 's andere geht mi nicht an. Und jetzt leg i ihnen no 's Fremdenbuch vor, schauen, was für a Lug sie da einischreiben.

„I hab g'lost*). Dös ist zuegangen drinnen, wie sie eing'schrieben haben," berichtet nach einer Weile, das Fremdenbuch bringend, die Kellnerin: „‚Also,' hat er g'sagt," und sie ahmt die Stimme des Fremden nach, „‚Mauserl,' hat er g'sagt, ‚jetzt werd ich schrei-

*) gehorcht.

ben: Doktor Erwin Frieder mit Frau.' – ‚Aber nee!' hat sie g'sagt, ‚das ist zu komisch.' – ‚Wenn dir das nicht recht ist, soll ich schreiben: mit Katzerl?' – ‚Nein, du bist schlimm,' hat sie g'sagt. Und so haben sie a Zeitlang um die Feder g'rauft und gebusselt und Dummheiten g'macht, nöt zum sagen."

„Gehst mir nimmer eini zu so einem Bozelevolk," gebot die Wirtin entrüstet, „so dumme Leut tun einem rein no a ordentliches Madl verderben. Wenn sie läuten oder klingeln, sagst's grad zu mir, i werd schon Mode machen."

„Sie wollen eh nix mehr als schlafen gehn," erwidert die Mali, „er hat so schon g'fragt, ob die Zimmer g'richtet sein."

„Schon recht," sagt die Wirtin, „dann zünd i ihnen auffi."

Mit zwei Leuchtern in der Hand betrat die energische Wirtin bald darauf das Herrenzimmer, und die Leutchen gingen kosend hinter ihr nach oben.

„So, da ist's Zimmer für den Herrn und da enten für die Frau."

„Wenn's lei nöt geistert heut' nacht," lachte der eben vorübergehende Hansl, der Hausknecht, sich ins Fäustchen.

Das junge Paar streifte am anderen Tag seelenvergnügt in der Gegend herum.

„Also g'fallts Ihnen bei uns da?" fragte beim Mittagessen die Wirtin.

„Ausgezeichnet," bestätigten die beiden, „es ist genau das, was wir suchten, ein stilles Fleckchen Erde, wo man so recht ungeniert sein kann."

Sein werd's eigentlich schon a Sünd, überlegte wieder die Wirtin, zwei solche Leut' im Haus zu be-

halten. Aber i kann ſchließlich nöt helfen. 's Meinige hab i getan, und wenn decht eppes g'ſchiecht, für ſell bin i nöt verantwortlich.

So hätte ſich die Wirtin angeſichts der guten Einnahmen, die ſie von den jungen Leuten, die längere Zeit blieben, erzielte, über ihre Gewiſſensſkrupel ganz gut hinwegzuhelfen gewußt, wenn nicht das Getratſche der Leute, namentlich ihrer Nachbarswirtin, geweſen wäre.

„‚So hat man freilich Gäſt,' hat heut beim Brunnen unten die Turmwirtin g'ſagt," berichtete eines Tages die Küchenmagd, „‚wenn enk niemand zu gut und niemand zu ſchlecht iſt.'"

„Sie ſoll ſich um ihre Schulden kümmern und nöt um meine Gäſt," gab die Entenwirtin prompt zur Antwort.

Doch die Klagen wurden immer lauter. Bald erzählte man ſich, daß man die beiden liebkoſend, eng umſchlungen auf ſtillem Waldwege ertappt habe, dann wieder das gerade Gegenteil: ſie hätte ein recht verzagtes Geſicht gemacht und er ganz zum Fürchten finſter dreingeſchaut. Ganz nachdenklich kraute ſich die Entenwirtin hinter den Ohren: „Hab i am End do a Dummheit g'macht mit die zwei?"

Ein beſonderer Lieblingsaufenthalt der beiden war das Schörgwaldl. Andre Leute gingen nicht gern dorthin, denn man fand das mit Bäumen dicht beſetzte Plätzchen mit der alten Wolfsgrube etwas unheimlich.

„Man ſieht ſchon, daß es Narrete ſein," wurde gemunkelt, „ſonſt gingen ſie nöt grad da abi, wo ſonſt niemand hingeht. Und allemal tragen ſie ſo ein ſpaßiges Ding mit, a Netz und decht koa Fiſchnetz, es möcht einem wohl wundern, zu was ſie dös

brauchen. Und er schleppt Bücher mit, red't laut vor sich hin und schaut starr und unheimlich aus."

„Geht mi nicht an," erwiderte auf alle diese Gerüchte die Entenwirtin, „tun sie wegen mir, was sie wollen, es sein gute Gäst und damit punktum."

„Ja, die Wirtin hat neun Häut' und dicke Ohren," höhnte die Nachbarin, „wenn die Leut fest essen und brav zahlen, laßt sie sich koa grau's Haarl wachsen." — Aber i will der Sach auf den Grund kommen, dachte sie sich, a so kann man das Ding nöt lassen, sonst g'schieht am End no ein Unglück; und sie schickte ihren Gei hirten, ein neunjähriges Büblein, ins Schörgwaldl, zu spekulieren.

Es dauerte nicht allzulange, da kam das kleine Jörgele heulend ins Dorf.

„In Gottsnam', was ist denn?"

„I bin sov'l erschrocken," schluchzte der Kleine. „I bitt enk, geht und schaut: ober der Wolfsgrub' auf zwoa Bam*) hat der fremde Loter a Netz und in dem Netz hat er die Frau aufg'hängt und er geht mit an finstern G'sicht und an Buch in der Hand alleweil um sie ummer und red't und schreit und fuchtelt mit die Händ umadum."

„Hab' i's nöt g'sagt, es g'schieht no was," sagt die Turmwirtin, „der Mensch ist überg'schnappt, und jetzt hat er gar die Frau umgebracht."

Große Aufregung bemächtigte sich der Dorfbewohner. Mit Messern bewaffnet, um die Frau abzuschneiden, mit Schlingen, um den Narren einzufangen, lief man ins Waldl.

Verwundert schaute der junge Mann, der Schauspieler, der eben eine seiner Rollen einstudiert hatte,

*) Bäumen.

auf, als er der bewaffneten Dorfbewohner ansichtig wurde.

„Pst!" macht er mit dem Zeigefinger zu den Leuten und zeigte auf die in der Hängematte über der Wolfsgrube schlummernde Frau.

„Stellt enk rings um im Kreis," gebot der Anführer der Leute, „dann sprengen wir ihn in die Grueben eini, dort kriegen wir ihn am leichtesten."

„Schaug ummi," zupfte nun einer der Leute den übereifrigen Kommandanten am Ellbogen, „die Frau lebt ja, sie hat lei g'schlafen; 's G'scheiteste ist, wir machen uns durch, sunst wer mer no ausg'lacht."

Der Fremde, der die Lage mit Blitzesschnelle begriffen hatte, lachte in der Tat schon aus vollen Leibeskräften, und mit ihm die inzwischen wach gewordene junge Frau, so daß die Leute beschämt Fersengeld gaben.

Volle Aufklärung verschaffte er sich erst schließlich bei seiner Wirtin, und als ihm Aufschluß zuteil geworden, zeigte er ihr voll Schadenfreude seinen Trauschein, und noch am selben Tage erhielt er zum Lohne dafür ein Zimmer mit zwei Betten.

Nach einer Reihe von Jahren kam dasselbe Paar wieder ins Tal.

„Dösmal hätt' i koan Angst mehr, daß es Liebsleut sein," sagte die Entenwirtin, „denen gebet i g'schwind a Zimmer mit zwoa Betten, auch ohne, daß i den Trauschein gesehen hätt'."

„Sell moan i a," lachte das alte Moidele, die Zimmerin, „wenn einer a so grantig und brummig dreinschaut, wie der da, und sie mit an solchen gleichgültigen G'sicht, glaubt man schon a so, daß es Eheleut' sein."

Das Koppstoanweibele

Von Hilda Povinelli (Innsbruck-Wien)

Nach einstündiger Wanderung durch schwarzbrütende Nadelwälder dehnte sich endlich, ziemlich steil ansteigend, eine grellbesonnte Lichtung vor meinen Augen aus.

Mein Pfad strebte anfangs durch den webenden, grüngoldenen Glast in gerader Richtung dem gegenüberliegenden dunstblauen Höhenwald zu. Bald aber versteckte er sich häufig neckisch in dem Rankengewirr der Himbeeren und Brombeeren und dem Gestrüpp aufgeschossener bläulichsilberner Disteln mit flachshaarigen Köpfen, und schließlich verschwand mein Steig auf Nimmerwiedersehen in einem querlaufenden, von sattem Grün übersponnenen Graben.

Ärgerlich beschloß ich umzukehren; vorher aber wollte ich ein Weilchen rasten. Als ich meine Augen suchend umherschweifen ließ, um ein schönes Ruheplätzchen ausfindig zu machen, gewahrte ich einige Schritte abseits neben einem breiten Baumstumpf einen bauchigen Rückenkorb. Nähertretend sah ich, daß er bis über die Hälfte mit großen schwellenden Gebirgshimbeeren angefüllt war. Neben dem Korb lag, von langstieligem Enzian und Farnkraut fast verdeckt, ein kleines blaues Bündelchen; die fleißige Beerenleserin aber war einstweilen nirgends zu erblicken.

Nachdem ich mit meinem Bergstock vorsichtshalber in den um den Baumstumpf wuchernden Erdbeerblättern herumgestochert hatte, setzte ich mich behaglich nieder und ließ mich nach der langen Waldwanderung tüchtig durchsonnen.

Tiefe Stille um mich her. Nur in dem von üppigem Gesträuch überwachsenen Graben gurgelte leise ein Wässerlein. Ein Zwergholunderbäumchen streckte sich aus dem Blättergewirr in der Rinne empor und seine scharlachroten Beerenbüschel funkelten in der Himmelsbläue. Von den mannshohen Himbeerstauden am Rande des Grabens hingen einige Ranken mit dicken, zu Trauben stehenden Beeren im Bogen in den bereits rot und braun gesprenkelten Erdbeerblätterteppich nieder.

Da raschelte und knackte es in dem Gestaude, und die im Sonnenlicht flimmernden zartgrünen Rankentriebe über dem dichten grünen Gewölbe erzitterten, schaukelten hin und her und ringelten sich ineinander.

Auf einmal zwängte sich ein mittelgroßer Korb durch das Dickicht, den zwei ausgemergelte, fast rindenbraune Hände an die dünnen Staudenstämmchen lehnten. Dies getan, zogen sie sich flugs zurück, um alsbald etwas höher oben wieder zu erscheinen, und nun begannen die zehn dürren Finger mit bewunderungswürdiger Gewandtheit die Beeren von den Ranken zu lösen, daß sie wie ein roter Platzregen in den Korb niederfielen.

Nach einer Weile tauchte ein kleiner, runder Altweiberkopf aus dem Blättergewirr. Der Schweiß hing in Tropfen an den Backenknochen des ausgedörrten, gelbbraunen Gesichtes, aus dem mir zwei lebhafte schwarze Äuglein gutmütig entgegenblickten.

„Grüaß Gott," sagte sie freundlich, während sie ihre zaundürre, von einer alten zerkratzten Lederhose und einem Jangger von undefinierbarer Farbe bekleidete Gestalt aus dem Rankengefilz herausarbeitete.

„Magst nit etlene verkosten, sie sein recht süaß," bot sie mir dann ihre Himbeeren an, indem sie den Korb neben mich hinstellte und sich hierauf tief aufatmend mit dem spinnenbeinmagern Ellbogen den Schweiß vom Gesicht wischte.

Dankend leistete ich ihrer Einladung Folge und ließ mir die köstlichen Früchte munden. Die Alte sah mir stillvergnügt zu und entfernte dabei bedächtig die an ihrem dunnen grauen Scheitel haftenden Blätter und Rankenjädchen.

Als ich mich an dem saftigen Waldobst sattsam erquickt hatte, begann die Alte den Korb in langsamem gleichmäßigen Strahl in die Kraxe zu entleeren. Zuweilen tauchte sie mit spitzen Fingern in den schnellanwachsenden rosenroten Hügel, um eine hineingeratene Beerenwanze oder ein zusammengerolltes Blatt herauszustochern. Dann glättete sie den gehupften Haufen in der Kraxe, pflückte einige der hohen Farnwedel und breitete sie schützend über die Beeren aus.

Nun begann sie das blaue Bündel aufzurollen, das sich als Frauenrock entpuppte.

„Woaßt, die Gambsledernen sein halt soviel kamod zum Imbeerklauben," wendete sie sich in halb entschuldigendem Tone an mich, „da kann koa Dorn nit anbeißen. Aber bal i mit 'm Kittel in die Staudna einischliafen tat, tat i aa glei a Mordsloch drein haben wia nix. — Und zun Kittelflicken wurd' i übrigets aa gar nit die Weile haben."

Hierauf nahm sie ein Stück Brot aus dem Kittel, damit hockte sie sich mir gegenüber.

„Aah," machte sie wohlig, „dös tuat aber guat, 's Ausrasten! — Und Appatit han i bereits, aa grad

koan ſchlechten – woaßt, i bin ſchon ſider der Fruah da heroben af'm Schlog."

Sie ſteckte ein Stück Brot in ihren zahnlückigen Mund und kaute es bedächtig.

Die Himbeeren ſammle ſie wohl für die Bäuerinnen zum Einſieden, knüpfte ich nach einer Weile das Geſpräch wieder an.

Sie ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Ah beilei! Wurd' eahner ja der Zucker z' teuer ſein. Grad nur der Wirt nimmt mir alle Jahr a zwoa, drei Zegger voll ab. – Na, na, d' Imbeer in der Kraxen trag i morgen zeitig in der Fruah nach Koppſtoan (Kufſtein) af 'n Markt."

„Nicht möglich – vier Stunden weit mit dem ſchweren Rückenkorb," entfuhr es mir.

Die Alte grinſte.

„Alle Wochen a drei, viermal tu i den Weg machen; iatz mit d' Imbeer und nacher, wann d' Imbeer gar ſein, mit d' Granten (Preißelbeeren), und wann Granten a koa mehr ſein, ſteig i halt auf d' Berghöf auffer und tu 'n Bäurinna eahnere Oaer und Hahner okafen. Dö trag i dann allmitſamm in der Kraxen af Koppſtoan oba. Siechſt, und desweg, weil i halt allerweil af Koppſtoan geahn tu, hoaßen mi d' Leut grad nur mehr 's Koppſtoanweibele."

Das alte Mütterchen nickte beſtätigend mit dem runden Kopf.

Allmählich verzog ſich ihr Mund zu einem bedeutungsvollen Schmunzeln.

„Woaßt, 's iſcht wohl oft recht hart für meine alten Knochen, 's Koppſtoangeahn mit der ſchwaren Kraxen und gar bal's regna oder ſchneiben tuat und der Wind recht toll blaſt. Wann i da nacher wieder

ins Armenhaus hoamkimm, tu i oft mein Buckel völlig nimmer g'spüren vor lauter Müadsein. — Aber bal oans nur woaß, wofür oans si abrackern tuat, bal oans dös woaß, — na'er isch't's scho' guat!"

Sie kicherte vergnügt und kniff ein Äuglein zu, während sie mich mit dem andern pfiffig musterte.

„Hast dös kloane Häusl beim Bildstöckl an der Wegscheid unten g'söchen?" fragte sie mich ganz unvermittelt. Ohne meine Antwort abzuwarten, reckte sie plötzlich den langen, spindeldürren Hals gegen mich vor, daß ihre hakige Nase meine Wange streifte.

„Dös Häusl muaß wieder mein g'hören," zischelte sie mir ins Ohr. Dann schnellte sie den Kopf mit einem Ruck wieder zurück, um den Eindruck ihrer Mitteilung auf mich besser beobachten zu können.

„Gell, iatz geaht dir a Liacht auf," sagte sie, über das ganze knöcherne Gesicht grinsend, und tupfte dabei mit ihrem Zeigefinger auf meine Stirn.

Ich muß gestehen, daß es an der betreffenden Stelle in meinem Gehirn stockdunkel blieb, doch bemühte ich mich, meine Begriffsstützigkeit zu verbergen, um die gute Alte nicht zu betrüben.

Sie begann nun vergnügt den Rest des Brotes zu verzehren, während sich ihre munteren Äuglein an meinem vermeintlich verblüfften Gesicht weideten.

„Siechst, Fraila," nahm sie nach einer Weile das Gespräch wieder auf, indem sie sorgfältig die Brotkrumen von ihrer schmierigen Lederhose auflas und in den Mund steckte, „sider a fünfazwanzg Jahr leg i allweil Kreuzer auf Kreuzerle z'sammen, bis amal decht auslangen werd für d' Angab von mei'm Häusl. Denn woaßt, der alte Moßbacher, was iatz drein isch't, tat mir's Häusl schon geben, aber vorerst muaß i

eahm bare sechshundert Gulden af 'n Tisch hinlegen. — Na, i moan, in so a zwoa, drei Jahrln g'hört 's Häusl wieder mein."

Glückselig blickte mich die Alte an.

„Dös wird aber nacher a Ausschnaufen sein im oagenen Häusl, nach so viel Jahr lang Müah und Plag! Siechst und so bin i 's iatz ganz z'frieden, daß 's aso kemmen ischt. Denn wia greaßer die Plog, um soviel ischt a nacher d' Freud greaßer."

Damit erhob sie sich und streckte die steifen Glieder.

„Jatz möcht i no geschwind vor 'm Hoamgeahn ein' Buschen brocken für 'n St. Floriani sein Bildstöckl, 'n Schutzpatron von mei'm Häusl, woaßt."

Ich stand ebenfalls auf und half ihr einen schönen Strauß von Enzian und Farnkraut pflücken.

Während ich dann den Strauß mit einigen langen und geschmeidigen Riedgräsern zusammenband, zog das Koppstoanweibele den blauen Kittel über die Lederhosen an und lud sich gewandt die Krare auf den Rücken.

Dann machten wir uns auf den Heimweg. Auf vieles Bitten ließ mich die Alte endlich den leeren Korb und den Strauß tragen.

So gingen wir den schmalen Pfad, den ich früher gekommen war, zurück. Die Alte mit ihrer Last voran.

Eine Weile schritten wir schweigend den holprigen Pfad hinab. Plötzlich hielt sie inmitten des Heidelbeergestrüpps inne und wandte sich halb nach mir um, indem sie mit dem dürren Arm auf die vieltausend Sträuchlein mit den saphirblau bereiften Beeren hinwies.

„Sö haben mir g'raten, i sollt Moosbeer klauben für d' Schnapsbrennerei im Ort drunt, da brauchet

i nit nach Koppstoan oba, 's Moosbeerklauben ganget aa weit schleuniger, weil da d' Moosbeer grad nur mit a'r Raffel a'grasen brauchst, beim Brenna ischt's ja nit hoakel, wann aa d' Blattlen mitgeahn toan. Aber i han na g'sagt, 'n Schnapsteufel tat i nit bedeanen!"

Sie setzte ihren Weg wieder fort. Ich schritt nun an ihrer Seite weiter.

„I mag halt oamal 'n Schnaps nit leiden," fuhr sie finster fort.

„Wann der Branntawei' nit war, nacher war i no heunt in mei'n oagenen Häusl und nit im Armenhaus! Aber mein' Alten selig, den hat der Schnapsteufel in dö Krallen g'habt. 'n ganzen Tag hat er si' mit seine Saufbrüader im Wirtshaus oder in der Brennerei umanand trieben und unser Häusl ischt bei dem Lotterleben, wia dir denken kannst, arg verschuld't wor'n. Mei' letzte Hoffnung han i da af mein' oanz'gen Buam, den Franzl, g'setzt und i han fest g'moant, bal er nur alt gnua zum verdean' war, wurd' er d' Schulden vom Häusl schon wieder abzahlen. Er ischt wohl a tüchtiger Holzknecht wor'n, aber wia er so d' ganze Wochen in der Winterkälten droben af 'm Holzschlag hat bleiben müassen, ischt er 'n Schnaps af 'm G'schmack kemmen. Mit der Zeit hat er si' aa ganz versoffen wia sein Voter, und oamal in der Nacht ischt er in sein' Rausch in d' Froschlacken einipurzelt. Maustot haben's mir mein' oanz'gen Buam außerg'fischt.

Wia nacher aa sein Voter g'storben ischt, haben sie mir mein Häusl wegg'nommen und i han müassen in's Armenhaus wandern.

Siechst, so hat mir der Schnapsteufl Mann und Kind z'grund g'richt' und mi um mein Häusl bracht!"

Stumm schritten wir zu Tal.

Am Waldesrand blieb das Koppstoanweibele plötzlich stehen und wies mit dem Zeigefinger auf ein winziges hölzernes Häuschen.

„Gell, dös isch halt a saubers Häusl, mei' Häusl?" Über das ganze Gesicht strahlend stellte sie dann die Kraxe auf der Türbank des Häuschens ab.

„Aber wann erst i wieder drein sein werd, nacher wird dir dös Häusl erst herschauen!"

Sie deutete auf die wie gebeizt aussehende Altane.

„Die Laben muaß frisch g'strichen wer'n, nacher kemmen lauter blüahete Büschelstöck drauf, Nagelen, Veigln und Brennende Liab, dös tuat si' recht hoamlig machen. — Und Stalldach muaß aa a neu's auffer. Küah kann i mir freila koane mehr kafen, aber i werd mir decht a ergiebige Goaß einstellen.

Und dös gabet's bei mir nit, daß d' Hennen im Gartl umanandspaziern," fuhr sie fort und zeigte dabei auf ein umzäuntes Gärtchen, wo einige Hühner gemütlich in den Beeten herumscharrten.

„Dö Rass' wurd i mir übrigets nit halten, i tat mir nur lauter Nackthalsete aufziglen, denn dö sein weitaus dö bessern Legerinnen. — Wann nur dö zwoa Jahr schon endla um war'n," seufzte sie nach einer Pause und fuhr dann mit zitternder Stimme fort:

„Siechst, manchmal überkimmt mi so ein' Angst, daß i am End gar no früher im Armenhaus sterben muaß, bevor die poar Jahr no um sein. Und 's war ja mein greaßter Wunsch und alle Tag' bet i drum, daß i oamal im oagenen Häusl sterben derf."

Sie nahm mir den Blumenstrauß aus der Hand und ging auf ein halbverfallenes Kapitäl zu, in dessen Nische eine verwaschene hölzerne Statue stand.

„Aber i hoff, St. Floriani wird's schon machen," sagte sie vertrauensvoll, indem sie den Strauß an einem Nagel vor der Heiligenfigur befestigte, die mir mit ihrem Puppengesicht und dem von den langen Beinen radförmig abstehenden Kriegerrock, den Eindruck einer – ich kann mir nicht helfen – Ballerine machte.

„Er woaß ja, glei wia 's Häusl wieder mein ischt, kriagt er sei Röckl wieder schön blob gmalen und ein nagelnuien goldenen Heiligenschein um sein' Grind. Ja, ja, i woaß, St. Floriani wird mi nit zuschanden werden lassen."

Zuversichtlich bekreuzte sich die Alte andächtig und ging hierauf mit zufriedener Miene zur Türbank zurück, wo sie sich den Rückenkorb wieder aufluo. Dann bogen wir in die staubige Dorfstraße ein. Beim „Braunen Bären" verabschiedete ich mich herzlich von ihr. Das Koppstoanweibele aber schritt rüstig weiter, dem Gemeindehause zu.

– – – – – – – – – – – – – – – – – –

Als ich nach einigen Jahren wieder in das kleine Gebirgsdörfchen kam, war mein erster Gang der Weg zu dem Häuschen am Waldessaum.

Schon von weitem sah ich, daß seine grüngestrichene Altane mit buntblühenden Blumen in Töpfen geschmückt war. Der heilige Florian in der Nische hatte auch richtig ein enzianblaues „Röckl" an.

Als ich voll freudiger Erwartung über die Schwelle des Häuschens trat, bemerkte ich ein niedliches, flachsblondes Bübchen, das sogleich, als es meiner ansichtig wurde, mit dem lauten Rufe „Muatter, a herrische Frau ischt da!" hinter einer seitlichen Tür verschwand.

Gleich darauf trat eine hübsche, junge Bäuerin auf den Flur heraus, hinter deren Schürze versteckt der pausbackige Knirps von vorher neugierig hervorlugte.

Voll banger Ahnung erkundigte ich mich nach dem Koppstoanweibele.

„Mein, 's Koppstoanweibele suacht's Oes," rief die junge Bäuerin erstaunt aus, „dös liegt ja schon seit ei'm Jahr am Freithof drüben.

Vor lauter Freud ist sie g'storben," fügte sie schnell hinzu, als sie meine Niedergeschlagenheit bemerkte.

„Dös ist Enk koa Spektakel g'wesen, wia 's Koppstoanweibele wieder in ihr ehmaligs Häusl einzogen ist! Dö Glückseligkeit hättet's sehn müassen! Laut aufg'weint hat's, die Heiterin, wia sie ihre Goaß an die Hörner in Stall g'führt hat, mir ist selber 's Wasser in die Augen g'standen.

Die Nacht drauf hat sie nacher der Schlag troffen — vor Freud.

Wir sein ihre einzigen Verwandten und so ist's Häusl uns zug'fallen." —

Von dem Schicksal des Koppstoanweibele wehmütig aber versöhnlich berührt, verließ ich das mir liebgewordene Häuschen.

Daheim

Von Paul Rainer (Innichen-Reichenberg)

Uns Kindern wurde die Welt daheim zu klein.

Es hat wohl lange gedauert, ehe wir auf ihre Grenzen stießen, aber auf einmal waren sie da; der breitspurige Haunold, das meerweite Toblacherfeld, die langweilige Vierschacherwiese und im Norden der Innichberg, dessen Wald bis an die Wolken geht.

Wir rannten alle Gassen ab und kamen immer wieder auf die Straße gegen Vierschach oder Toblach, in die Felder auf dem Innichberg und unter die Tannen vor den Haunoldfelsen.

Auch in Innichen selbst hatten wir schon alles durchgestöbert, jedes Stäubchen auf der Reichsstraße, jeden Winkel hinter Haus und Hof, sogar den Friedhof, wo wir alle Kreuze kannten, und die Stiftskirche von der Taufkapelle bis zum Hochaltar.

„Verflixte Rangen!" wetterte die Mutter, wenn sie uns irgendwo aus einem Verstecke zog, „müßt ihr denn überall dahinter sein?"

Und sie sperrte uns ins Zimmer.

Arme Mutter! Das Zimmer war dazu viel zu groß.

Wir krochen ins Bett und wühlten die Flaumen bis zur Matratze auf, räuberten die Kasten durch, schaukelten mit den Stühlen über den knarrenden Boden hin und forschten jede Ritze und Spalte aus.

Da gab es Wunder aller Art: einen Käfer in der Bodenritze, eine Fliege an dem Fenster und unterm Bett einmal sogar ein Spinnennetz. Die Kindskatl hatte wohl einen scharfen Besen, aber unsere Augen waren noch viel schärfer, und wo der Besen nicht mehr langen wollte, langten unsere Finger aus. Sie griffen bis ins Mauseloch hinab, das hinter dem Ofen war.

Eine ganze Welt blieb an unseren Fingern hängen. Sie schimmerten in allen Farben, denn ein Mauseloch ist bunt tapeziert. Natürlich rieben wir sie an unseren Hosen ab, daß die Hosen wie ein Fähnlein schillerten.

Es war wunderschön!

Aber wie's halt nun schon einmal ist: das Mauseloch war bald völlig ausgeräumt, der Kasten schnell durchsucht, das Zimmer flix durchstöbert und dann fing die schreckliche Langeweile an, weil die kleine Welt wie mit Brettern vernagelt war.

In solcher Lage spannen wir uns findig aus, was wir wohl noch alles erforschen könnten, wenn wir wiederum die Freiheit hätten. Vielleicht den Sertnerbach unten bei der Wehr, wo gewiß viel glatte Steine und allerlei verrostete Rumpelstücke lägen, oder den Schotterhaufen auf der Vierschacher Wiese, aus dem wir schon manchen Flimmer ausgegraben hatten.

Weiß der Himmel, wie es kam! Plötzlich schrie der Hansl auf:

„Juhe! Ich hab's!"

Wir waren just im Geiste um die Stiftskirche herumgeschlichen und hatten durchberaten, ob es nicht vielleicht bei ihr etwas Neues zu entdecken gäbe.

„Die Rippe hinterm Tor!"

Die kannten schon alle und sie wußten auch, daß sie vom Riesen Haunold stamme, der die Kirchensäulen aus den Bergen hertrug.

„Der Taufstein!"

Da hatten wir schon tausendmal hineingeschaut und nichts entdecken können als das stille, heilige Wasser.

„Die Orgel!"

Wär' freilich schön gewesen und jeder hätte zwischen die Pfeifen kriechen wollen, um sich einmal die Ohren recht voll blasen zu lassen. Aber da stand die Roder Nanne, die den Windbalg trat, wie ein Zerberus davor.

„Juhe! Ich hab's!" schrie der Hansl wieder. „Was denn?" – „Raten!" – „Die Beichtstühl'?" – „Nein!" – „Die Sakristei?" – „Dummheit!" – „Den Glockenturm?" – „Der ist ja immer abgesperrt." – „Nun, was denn?" – „Die Bank!" – „Die Bank?"

An unseren Schulbubenbänken hätte es etwas auszuspüren gegeben?

Da war doch nichts dran als das Kniebrett und die Armstütze!

Eine Schulbubenbank!

Wir gaben es dem Hansl deutlich zu verstehen, daß er der dümmste Mensch der Erde wäre, aber er ließ sich nicht aus seiner Freude bringen.

„Juhe! Ich hab's!"

Es kam der Sonntag. Einer wie die anderen alle. Wir Schulbuben gingen reihenweise in die Kirche, ganz so wie sonst, und als wir eintraten, drehten die Leute die Köpfe nach uns um, genau so wie immer, und wenn einer schwätzte, hieb ihm der Lehrer hinters Ohr: „Du Lauskerl!" und der Bub schrie, wie es jeder andere auch getan hätte: „Au weh!"

Alles so wie jeden Sonntag!

Doch halt! Die Bank!

„Was kann der Hansl nur gemeint haben?"

Während der Predigt schielten wir auf die Bänke, fühlten die glatte Armstütze ab, warfen das Gebetbuch hinunter, krochen auf den Boden nieder, es aufzuheben, und erforschten dabei die Bank auch von unten aus.

Aber es half nichts.

Wir konnten suchen, soviel wir suchen wollten.

„Soll der Kuckuck wissen, was der Hansl mit der Bank hat!"

Das Hochamt begann.

Wir beteten alle, denn wir waren im Herzen doch gar fromme, brave Kinder, schauten die Bildln an, die uns Mutter in das Gebetbuch gelegt hatte, und tauschten sie mit dem Nachbar aus.

Mir war's um einen heiligen Nikolaus zu tun. Der Michl nebenan hatte so ein Bildl, wie ich es mir schon lange wünschte, aber er wollte dafür drei von meinen Schutzengelbildln haben und das war doch unverschämt.

Ob er nicht vielleicht mit sich handeln ließ?

Ich gab ihm gerade einen schüchternen Deuter, da—

„Au weh!"

Den Schrei verbiß ich, langte aber mit der Hand blitzschnell nach dem Schmerzensort.

Und das war die Wade!

Wütend greife ich hinab und schaue, greif' in des Hansls blonde Haare und sehe, wie der Spitzbub unter seiner Bank hinter mir herausgekrochen ist.

„Der Hansl!"

Wie ein Blitz fuhr's durch meinen Kopf, wie er noch vor dem Kirchgang geprahlt hatte:

„Juhe! Ich hab's!"

Das also war die neueste Entdeckung! Durch die Bänke kriechen und die Buben in die Waden zwicken!

Aber er hatte recht. Es war ein Hauptspaß!

Der Seppl kratzte sich, als hätte er einen Floh. Dem Jockl fiel das Gebetbuch aus der Hand und zerflog wie Spreu im Wind. Der Tonl schlug wie ein wildes Roß mit seinem Fuße aus, ohne sich von dem Beten abbringen zu lassen. Der Michl fuhr aus einem Traume empor, weiß Gott, wie lange er schon geschlafen hatte!

Glücklicher Hansl!

Er kroch bis zur vordersten Reihe durch.

Auf dem Rückweg aber ging's ihm schlecht. Die Buben hielten die Beine vor und wollten ihn nicht mehr durchlassen, bis er dem Tonl eines in die Füße gab, daß sie wie Eisenbahnschranken in die Höhe gingen.

Allein der Tonl hieb zurück und Hansl und Tonl kamen ins Geraufe.

Esel übereinander! Natürlich hat es jetzt der Lehrer sehen müssen!

Und die Rache schreitet schnell.

Der Herr Lehrer hatte Beine, so lang wie die ganze Schulbubenreihe. Wenn er ausgriff, war er mit einem Schritt beim Vordersten.

Und er griff aus. Aber nicht nur mit den Beinen, auch mit den langen Schüppelzausefingern, faßte an und zog zuerst den Hansl, dann den Tonl aus den Schulbubenbänken.

„Schande über euch!"

Uns allen fuhr der Schrecken in die Glieder.

Wir schauten genau so wie die Erwachsenen entsetzt zu den Büßern hin, als riefen auch wir ihnen zu:

„Schande über euch!"

Vor dem Kirchhofgitter, wo wir Schulbuben aus der Reihe treten durften, warteten wir die Sträflinge ab. Zuerst trat ihnen keiner von uns zu nahe, denn der Lehrer stand nicht weit vom Platz; hinter der Pfarrkirche aber liefen wir von allen Seiten auf sie zu und bewunderten noch den kühnen Hansl, als er triumphierend schrie:

„Aber ich hab's doch gehabt!"

War wieder eine Seifenblase zersprungen! Und das fade Innichen wurde immer kleiner, nichts als die Straße gegen Vierschach oder Toblach, die Felder auf dem Innichberg, der Haunold über grünen Tannen.

Wenn die Welt doch weiter wäre! Zum mindesten so weit, daß des Lehrers Schüppelzausefinger und die Rute der Mutter nicht mehr hingelangt hätten.

Da haben wir freilich lange warten müssen.

Aber einmal öffnete sich doch das Tal und die weite große Welt lachte wirklich in die hellen Kinderaugen.

Himmelhoch ist es hinaufgegangen. Über eine schwindelnde Wendeltreppe, an Gucklöchern vorbei, bis unter die grauen, eisernen Glockenhüte.

So ein Kirchturm ist ein Märchenwunder!

Schon der Schlüssel, den der Mesner in das Tor steckte, war ein Zauberding. Riesengroß, mit einem Loch, auf dem man gewiß die ganze Welt hätte zusammenpfeifen können, einem Bart, kunstvoll gedreht und ausgefeilt wie ein Gartengitter, und schwer war er! Er hätte sicher gleich das erstemal den Hosensack zerrissen!

Das zweite Wunder aber waren die Glockenstränge. Die hingen wie geflochtene Eiszapfen in den Turm herab und fühlten sich wie diese an so zapfenglitschig und von der Nässe feucht. An den Dreierriemen der „Großen" durften wir uns anhängen. Er warf uns wie Bälle hin und her.

Ihr glaubt vielleicht, die „Große" hätte angeschlagen?

O du lieber Gott! Da könnt ihr euch alle dranhängen. Solche Wespenleiber trägt sie zu Dutzenden.

Da muß schon der Tagger Hansl kommen, der Hände hat, daß er zwei Buben auf einmal erdrücken könnte, und der Kohlschneider Seppl, dem die Muskeln faustdick aus dem Ärmel wachsen, und der Metzger Lois, der einen Stiernacken wie eine Weide umbiegt.

Alle drei müssen ziehen und vorher in die Hände spucken, daß es fast den Turm überschwemmt, und läuten, bis ihr Atem wie eine Sägemühle kreischt, dann erst fängt die „Große" ganz gemütlich an:

„Bim – bam! Bim – bam – bom! Bim – bam!"

Der Turm zittert wie ein altes Betweibl, wenn es vom Teufel erzählt.

Das müßte eine Hetz sein, einmal so oben unterm Knauf zu stehen, wenn geläutet wird, und wie ein Perpendikel über Innichen hin und her zu schwanken!

Gott sei Lob und Dank! Als wir die Wendeltreppe hinaufstiegen, stand der Turm felsenfest.

Die Stufen waren nicht breiter als der Steg über einen Waldbach, dazu schraubten sie uns so wirbelig empor, daß es uns ganz spaßig wurde.

Jesses Maria!

Ein Guckloch war wohl alle zehn Meter da und es hätte auch gelangt, den Kopf hinauszustecken, aber wenn gerade der Lehrer vorbeigegangen wäre oder sonst so einer, der gleich zur Mutter rennt, dann – – –

„Nimm dich zusammen, Michl!" schrien wir. „Es wird dir schon wieder besser werden!"

Und so krabbelte es die Schraubenstufen hinan, immer höher und höher, vielleicht schon über den Himmel hinaus, bis zuletzt eine Bretterluke kam, an die wir alle unsere Köpfe stießen.

Es war also doch so, wie wir immer glaubten: man braucht nur mit dem Kopf gegen die Wand

zu stoßen und entweder hat der Kopf das Loch oder die neue, wunderweite Welt.

Der Tippel verlohnte sich.

Wir standen unter den eisernen Glockenhüten.

Du lieber Himmel! Waren die groß! Sogar den Jockl, der eine Hutweite hatte, daß sein Schustervater alle Jocklhüte in den Leisten schlug, hätten sie wie nichts überdeckt.

Dabei war die vorderste erst die Elferglocke. Die „Große" hing daneben, weitbauchig wie ein Menschenfresser, mit einem Klöppel, daß einem der bloße Anblick in die Glieder fuhr. Selbst das Sterbeglöckl hatte einen Umfang, ärger als alle unsere gewöhnlichen Glockenträume. Muß doch nicht leicht sein, eine arme Seele in den Himmel läuten!

Hätte nicht der Hansl auf einmal geschrien: „Da schaut's her! Da schaut's her!" Wir wären unter den Eisenhüten wohl nicht mehr hervorgekrochen. Denn überall, wohin man sah, ging ein Wunder auf. Bilder waren in die Glocken eingeschmolzen, Kränze und Kreuze, und auf der „Großen" stand ein ellenlanger heiliger Spruch.

Wir waren mitten drin im Lesen, geduldig, wenn es auch langsam ging, weil es so ganz schwindelig im Kreis herum geschrieben war, da schrie der Hansl zum zweitenmal: „Da schaut's her! Da schaut's her!"

Und wir schauten.

Es läßt sich gar nicht beschreiben, was wir sahen. Hat keinen Anfang und kein Ende, ist nur ein großes, riesengroßes Loch.

Und das Loch bohrte sich in den Himmel hinein, weitete sich über Berg und Tal und schaute wie ein

Riesenauge nieder auf das kleine, winzigkleine Innichen. Erbärmliches Nest!

Liegt da unten, ganz tief unten, hat keine rechten Häuser mehr und keine rechten Straßen, beinahe nur noch Streifen und Steinkasteln.

Wir spucken hinab, um zu messen, wie tief es geht, einer nach dem anderen, aber es zerstäubt und zerfließt.

Die werden gestaunt haben, daß es plötzlich regnete! Denn es stand keine Wolke am Himmel. Er war über und über blau bemalt. Mußte der Herrgott gewiß den ganzen Farbentopf verstrichen haben!

Ja, das war etwas für uns!

Neues über Neuem!

Da drüben Toblach, hier Sexten, unten Vierschach. Alles zu unseren Füßen! Auf einmal die ganze Welt beisammen!

Es fuhr uns in die Glieder. Wir jauchzten wie die Wilden und der Wind jauchzte mit.

Natürlich war der Hansl wieder der erste, den es nicht mehr auf dem Boden litt. Er schwang sich auf das Fensterbrett, stellte sich auf und stieß noch bei weitem nicht an den Deckenbogen.

Wir hielten vor Schreck den Atem an.

Der Hansl aber war nicht mehr mit dem zufrieden, was er unten sah, er wollte in den Himmel schauen, bis hinauf zum Herrgott, spreizte sich auf Hand und Kopf, zog die Füße hoch und — — —

Flugs waren wir unter den Glockenhüten, die Augen geschlossen, zitternd wie Halme im Wind.

Der Hansl zwischen Himmel und Erde, die Füße hoch, daß ihn der Petrus leicht hätte fassen können. Schwups! Wieder heil auf dem Boden.

Zweimal, dreimal hintereinander!

Also es geht? Man kann auf dem Kirchturm Kopfstehen?

Das wäre einmal ein Heldenstück! Da würden die Leute den Mund aufsperren, wenn sie es hörten!

Jetzt faßten wir uns nur so eimerweise Mut. Probierten und halfen und hoben und hielten. Das Fensterbrett wurde nicht mehr kalt, weil Hand nach Hand und Kopf nach Kopf darauf herumtappte.

Weiß nicht mehr, was ich alles sah. Es war nicht der Himmel und auch nicht die Erde, es ging nur so im Kreise herum, vielleicht ein Engelringelspiel.

Keiner hat es dem andern gesagt, daß der feste Boden unter den Füßen doch noch schöner denn aller Himmelszauber ist, es stampfte nur jeder wie toll darauf herum, sobald er wieder hinter dem Turmfenster war.

Jetzt hatte die Wendeltreppe allen Schrecken verloren. Wir hielten uns nicht mehr an, ließen Hände und Füße frei und rutschten nieder wie auf einer Rodelbahn.

Daheim aber ging nun das Entdecken erst recht wieder los. Man möchte glauben, es wäre uns eine Zeitlang die Lust verflogen.

Aber nein!

Jetzt liefen wir von Stuhl zu Bank, von der Bank zum Bett und spürten das weichste Platzl aus, denn die Wendelstiege hatte uns alle Sitzknochen mürb' geknetet.

Der Mutter fiel es natürlich auf.

„Was habt ihr denn?"

„O nichts!"

„Nun, so bleibt einmal ruhig sitzen!"

Wir bissen die Zähne zusammen, aber —

„Au weh!"

„Da hinten fehlt's?" fragte sie verwundert. „Wo seid ihr denn schon wieder herumgekrochen? Anschauen lassen!"

Mutter sah vier fransige Hosenlöcher.

„Saggrabuben!" schrie sie und nahm die Rute.

„Die Hosen herunter!"

„Blutig im Hemd?"

Aber wie sie das Blut sah, war ihr Mutterherz erweicht.

Gott sei Lob und Dank!

Mutterl war froh, daß wir endlich einmal Ruhe gaben.

Wo wir gewesen waren, konnte sie nicht herausbringen. Schlösser gehen leichter auf als Bubenlippen.

Und erst heute will ich's beichten, Mutterl!

Wir waren auf dem Kirchturm oben und sind auf dem Fensterbrett Kopf gestanden.

Sei nicht böse, Mutterl! Heute tu' ich's nicht mehr!

Heut' ist's mir daheim nicht mehr zu eng.

Die Welt meiner Sehnsucht ist ganz, ganz klein geworden.

Wär' froh, wenn ich immer wieder auf die Straße gegen Vierschach oder Toblach käme, in die Felder auf dem Innichberg und unter die Tannen vor den Haunoldfelsen.

Daheim sein! Daheim sein!

Komm her, Mutterl! Wir setzen uns zusammen, ganz eng und lieb, und bleiben beieinander bis zum Tod.

Der Klingelbeutel

Eine Geschichte von Reimmichl (Sebastian Rieger, Hl. Kreuz b. Hall)

Wer noch keinen Geizhals gesehen hat, der muß nach Lahndorf gehen. Dort trifft er einen und zwar gleich im dritten Hause links von der Straße. Heißen tut er Gleim-Fritz: Gleim vom Vater und Fritz durch das Taufwasser. Ein Geizkragen ist's, wo ihn die Haut anrührt — er schindet die Laus um den Pelz und schert die Maus um die Wolle. Seine Gestalt ist so zaundürr und abgeklappert wie eine der sieben mageren Kühe Ägyptens. Darf sich darüber auch niemand wundern; denn er getraut sich Woche aus, Woche ein nichts anderes zu essen als ein steinhartes Kleienbrot von Methusalems Zeiten her, und eine kristallhelle Suppe. Er behauptet, es wäre Fleischsuppe; aber es ist nichts anderes als brühheißes Wasser, in das auf eine halbe Meile ein Kalb hineingeschaut hat. Anderen vergönnt er noch weniger als sich selbst. Die Nachbarn erzählen, daß er allemal fuchswild werde, so oft er am Kuhstalle vorbeigehe und die „Rindviecher" wiederkäuen sehe, weil er nämlich nicht auch das Essen zweimal kauen und hinunterschlingen könne. Sein ganzes Sinnen und Trachten richtet sich auf das Geld und wieder auf das Geld. Das Geld ist sein Glück und seine Seligkeit — Geld möchte er sehen an allen Ecken und Flecken, Geld im Himmel und auf Erden. — Jeden fuchtigen Neukreuzer, den er ausgeben muß, küßt er zuvor dreißigmal auf beiden Seiten und weint ihm blutige Tränen nach. — In die Kirche geht er regelmäßig, aber ungern — regel-

mäßig, um sich vor Gottes Unsegen zu bewahren, ungern wegen des leidigen Klingelbeutels. Sobald er den Kirchpropst mit dem Hagels-Klingelsack daherkommen sieht, ist ihm der Sonntag allemal verdorben. Und doch hat der Fritz bisher noch sein Lebtag keine vier Heller geopfert!

Das kam so: Der alte Kirchpropst, der als Sackelmann ging, war etwas schwerhörig und kurzsichtig, und der Gleim-Fritz verstand sich auf allerlei Schliche. Der Fritz sagte nämlich, er habe goldene Adern und vertrage das Sitzen nicht; darum stand er immer während des ganzen Gottesdienstes, und sein Standplatz war ganz rückwärts, hinter den Bänken. Wenn der Kirchpropst mit dem Sackl die Männerseite heraufmarschierte, so duftete der Fritz allemal hinüber au die Weiberseite; sobald der Klingelbeutel aber den Weibern auf den Leib rückte, tirelte der Gleimer wieder retour hinter die Männer.

Nun ereignete es sich, daß der alte Kirchpropst pensioniert wurde und der Gruber-Hiasl auf dessen Posten kam. Der Hiasl war nichts weniger als ein Freund vom Gleimer-Fritz; letzterer hatte ihm vor Jahren mit einem Gelde hart gehalten. Der Hiasl fand auch richtig gleich am ersten Sonntag seiner Amtswaltung mit dem Klingelbeutel seinen Pappenheimer. — Der Fritz stocherte in seinen Säcken und Taschen herum und erklärte endlich, er habe nicht einen Neukreuzer bei sich.

„Gut," sagte der Gruber, „aber das nächstemal krieg ich's doppelt — auch für heute — merk dir's, Gleimer!"

„Ja, wenn ich's nicht vergiß, hihihi," machte der Fritz. Nach dem Gottesdienste kam der Gruber-Hiasl

auf dem Kirchplatze gerade recht, wie der Gleim-Fritz dem Neurauter-Jörgl wegen lumpiger zehn Gulden, die ihm jener schuldig war, hart zusetzte und mit dem Advokaten drohte. Der Jörgl versprach dem Fritz, am nächsten Sonntage sicher zu zahlen. — Da reifte aber auch schon ein Plan im Herzen des Gruber-Hiasl. Er zog den Jörgl auf die Seite, nahm ein neugebackenes, glänzendes Goldstück im Werte von 20 Kronen aus dem Geldbeutel und sagte:

„Da, Jörgl, die zehn Gulden leih' ich dir; aber du mußt damit den Gleim-Fritz zahlen ... aber zahlen darfst ihm erst am nächsten Sonntag und unmittelbar vor dem Zusammenläuten, und geben mußt du ihm dieses Goldstück — keine Banknote, verstehst du? —. Halt dich auch beim Gottesdienst in der Nähe der Kirchtür auf ... Ich könnt leicht deine Hilfe brauchen."

Dem Jörgl dämmerte ein Licht auf; er zwinkerte lustig mit den Augen und versprach, die Weisung des Hiasl genau zu befolgen.

Am nächsten Sonntag, als der Gleim-Fritz durch den Friedhof der Kirchtür zuschritt, stieß ihn jemand in die Seite; es war der Neurauter-Jörgl. Der Jörgl hielt ihm das Zwanzigkronenstück hin und sagte:

„Da hast du dein Geld, daß du mir nicht alleweil nachschreist."

Der Fritz wog das Goldstück in der Hand, dann huschte ein freudiges Leuchten über seine Züge, und lachend schritt er in die Kirche hinein. Während der Predigt hatte er fortwährend das Gebetbuch offen; im Gebetbuch drinnen hatte er das glänzende Goldstück liegen, betrachtete es bald auf der einen, bald auf der anderen Seite und schmunzelte glücklich vor sich hin. — Doch mit des Schicksals Mächten ist kein

ewiger Bund zu flechten, und das Wetter schreitet schnell. – Die Predigt war zu Ende, das Amt begann, die Orgel rauschte vom Chore, da tauchte auch schon vorn der Gruber-Hiasl mit dem Klingelbeutel auf – er sammelte heute für die Abbrändler in Penzenheim. Dem Gleim-Fritz gab es einen Stich ins Herz, als er die Klingel hörte; doch er sprach sich selber Mut zu. – Der Hiasl klingelte die rechte Seite herunter, der Fritz stand auf der linken – der Hiasl schwenkte hinüber auf die linke Seite, der Fritz hinüber auf die rechte; – da auf einmal drehte sich der Hiasl wieder um und steuerte unmittelbar auf den Fritz zu. Der Fritz erschrak heftig, er drückte sich hinter eine Säule, warf sich auf die Knie nieder und betete, was das Zeug hielt; er blickte nach keiner Seite und betete auf den Akkord – nieder zum Boden. Der Hiasl hielt ihm den Klingelbeutel bald rechts, bald links vor die Augen, der Fritz aber steckte die Nase ganz ins Buch hinein – und hörte und sah nichts. Da faßte ihn der Sackelmann an der Schulter und rüttelte ihn kräftig. Der Gleimer blickte mit Entsetzen in die Höhe.

„Nur ausbüchseln", mahnte der Sackler, „heut' gibt's keine Holländer mehr! . . . weißt, es gilt den armen Abbrändlern, und du vermagst's."

Den Gleimer ergriff eine schreckliche Aufregung. Er kam sich vor wie der Fuchs im Loch, den Jäger vor der Nase. – Nein, war das eine fürchterliche Gegend, da hinter der Säule! – Plötzlich riß er das Sacktuch aus der Tasche, hielt es sich vor die Nase, als ob er blute, und wollte fort. Da stand aber auch schon zwinkernd der Neurauter-Jörgl an seiner Seite, zerrte ihm das Schnupftuch von der trockenen Nase weg und sagte:

„Da hilft kein Zittern fürs Fieber! Nur ausbächseln!“

„Immer heraus mit'n Geld, sonst mach ich größeren Lärm!“ drängte der Hiasl und klingelte ihm kräftig um die Ohren.

„Mein guter lieber Gruber!“ bat der Fritz, „hab grad ein bißl Geduld ... nach Kirchen will ich zahlen ... ich muß erst beim Wirt Geld leihen, ich hab' keinen Knopf bei mir.“

„Ist erstunken und erlogen,“ sagte halblaut der Jörgl, „ich hab' ihm vor Kirchen zwanzig Kronen ausgezahlt.“

„Aber ich kann doch nicht ein Zwanzigkronenstück hergeben“, jammerte der Gleimer.

„Ich tu' schon wechseln, nur immer heraus!“ erklärte der Hiasl und klimperte wieder überlaut mit dem Beutel.

„O du mein bester Gruber, mein herzallerliebster Gruber,“ bat der Fritz, „laß mich grad heut noch einmal aus ... das nächstemal opfre ich einen Gulden.“

„Wer's glaubt und kein Narr ist,“ lachte der Sackler, „da könnt i warten bis zum jüngsten Tag vorm Frühstück ... nur immer heraus! ... Was du heute kannst besorgen, verschiebe nicht auf morgen, heißt ein schönes Sprichwort.“ Damit rüttelte er den Klingelsack, daß das Glöcklein schrillte.

„Aber ich bitt dich, sei doch still mit der erbärmlichen Schelle,“ flehte der Geizhals, „ich hab' ein böses Ohrenleiden; du bringst mich noch aufs Krankenbett.“

Der Sackelmann klingelte noch stärker. — Der Gleim-Fritz aber steckte den Kopf wieder tief ins Gebetbuch hinein, blätterte darin und betete laut. — Der Jörgl guckte ihm über die Achseln und lachte.

Der Fritz hatte aufgeschlagen: „Gebet um Errettung aus großer Gefahr.“ — Der Hiasl klimperte und klingelte ganz unsinnig: „da helfen dir keine Heiligen mehr,“ sagte er, „zahl, zahl! ... Die Leut schauen alle schon zurück.“

Der Fritz war in Verzweiflung.

Da griff er auf einmal in den Hosensack, zog die Hand wieder heraus, drückte den Daumen und den Zeigefinger fest aneinander und fuhr damit dem Klingelbeutel zu; doch ehe er die Öffnung erreichte, hatte ihn schon der Neurauter-Jörgl am Handgelenk erfaßt und drückte ihm die Knochen so fest, daß der Daumen und der Zeigefinger auseinandergingen — es war nichts zwischen den Fingern.

„Du bist ein Feiner,“ lachte der Jörgl, „willst unsern Herrn auch noch anschwindeln!“

„Alle vierzig heiligen Nothelfer!“ betete der Fritz.

„Nun bricht mir die Geduld,“ sagte der Gruber-Hiasl, „Gleimer, jetzt kommt ein anderes Wetter!“

Damit fing er an, den Klingelbeutel so toll zu schütteln und zu rütteln, daß das Klingeln und Bimmeln die ganze Kirche durchtönte; er setzte nicht mehr ab und rief auch immer laut dazwischen: „Man bittet um ein Almosen für die armen Abbrändler!“

Der Gleim-Fritz wollte aus der Kirche fliehen, aber der Jörgl hielt ihn fest am Arme und flüsterte ihm ins Ohr:

„Zahl! zahl! — Die Leute schauen alle um ... alles lacht ... Jesses, Herr Pfarrer schaut auch herunter ... jetzt kommt er, der Pfarrer“ ...

Verzweifelt griff der Fritz in den Hosensack, langte das schmucke, funkelnde Goldstück heraus und steckte

es dem Sackelmann hin. Dieser nahm es gleich zwischen die Finger und ließ es in den Beutel fallen.

„Neun Gulden neunundneunzig Kreuzer heraus!" bellte der Gleimer-Fritz. — Der Hiasl tat, als ob er nicht recht verstanden und sagte:

„So, nun willst keinen einzigen Kreuzer mehr heraus? Bravo! Das ist schön!... Ich werd's dem Herrn Pfarrer melden;" damit drehte er sich weg und klingelte die andere Seite hinunter. Der Fritz wollte kurz-kreuz dem Sackler nachlaufen, aber der Jörgl hielt ihn am Rocke und sagte:

„Geh, mach keine Geschichten... es gibt ja ein furchtbares Spektakel... und der Pfarrer schaut alleweil herunter."

Der Fritz weinte fast; allein er konnte nichts machen, er mußte das Ende des Gottesdienstes abwarten. Kaum war die Messe aus, stellte er sich vor die Kirchtür und paßte auf den Gruber. — Endlich erschien der Hiasl und rief dem Gleimer zu:

„Er hat's schon, der Pfarrer, er läßt sich bestens bedanken. Es hat ihn gar so gefreut, daß du's gern und freiwillig hergegeben hast... der Vorsteher und Lehrer sind Zeugen gewesen."

Dem Fritz wurde es schwarz vor den Augen: krampfhaft griff er nach dem Herzen. — Zwanzig schöne, blanke Kronen auf einen Schlag fort! — Es war ihm, als sei ein Stück von seiner Seele aus dem Leibe gerissen worden. — Er getraute sich nicht, dem Pfarrer das Geld wieder abzuverlangen; beim Pfarrer wollte er durchaus in Achtung stehen.

Die Kur hat aber auch geholfen. Der Fritz hat seitdem keine goldenen Adern mehr: er sitzt alle Sonn-

tage in der Kirchenbank und gibt regelmäßig seinen Opferpfennig. Jedoch bekehrt ist er deswegen nicht — er spart sich den Heller in der Woche an seiner „Fleischsuppe" ab.

D'r Hiesl geaht mit sein Firmling in d'r Stodt

Von Otto Rudl (Bozen)

... Nochr bin i mit'n Franz in a Palerama (Panorama) inni. Für beade mitanond'r hot's fufzechn Kreuzer gekostet, und i hon ban Auß'rgiahn noh an funklnoglnuidn Löff'l gekrieg.

In Palerama drin ist's gonz unt'rhaltih g'wes'n. Durch die Guggelöchlen hot man ollerlehond Soch'n g'sech'n, Aufg'hängte, Mord, Brond, Kriag, Schiffbruch, daß uen völlig die Gonsteftn (Gänsehaut) sein übrschü g'stond'n. In an gläsrigg'n Kost'n drin ist a wochsernes Weibez drin g'leg'n, die „Klupatra", wia man miar g'sogg hot, mit an Aalfisch in d'r Hond, und mit den hot sie sih ollewil untern Hols guzzlen (kitzeln) glott. 's G'wond hot ah nit üb'roll zun Zueluck'n g'roacht (gereicht).

Derneb'n ist a sterbet'r Türk g'leg'n mit an Schuß in d'r Brust, der olleweil die Aug'nlückles auf und zuegetun hot. Derzue hot'r geschnorcht wia an olt's Weibele unt'r d'r Predig. Dös hot wirklih enterisch (geisterhaft) ausg'schaug, und 's Wochs hot a so g'schmöckt. D'r Franz hot sih g'forcht'r darvor und hot unghebb' zu schreidn, wiar g'sech'n hot, daß der af amal die Aug'n aufreißt.

Ob'r noch'r hot'r g'ſchwing wied'r g'locht, wia m'r in an verbogenen Spieg'l innig'ſchaug hob'n, wo 'r a Maul g'hobb hot, a ſo a broats, daß 'r an gonz'n Knödl af amal innigebracht hatt'. In an ondern Spieg'l hot man wied'r a longelets (länglich) G'ſicht g'mocht wia neun Tog Reg'nwett'r.

Oftern Palerama ſein m'r af an Dompfring'lg'ſpiel aufg'huckt. Dös iſt ummer gongen wia d'r Wind; d'rzue hot a Treiborg'l 'n Radetzky-Marſch g'ſpielt; a tiebet amol hoſt aus d'r Org'l auß'r an Grunler (Knurren) g'heart, als wenn a Fock (Schwein) drin ing'ſperrt war. Und g'wiſpelt (gepfiffen) hot's hie und do wia af d'r Eiſenbuhn.

Dös hot 'n Franz gefoll'n. Er iſt in an Wagele drin g'huckt, und i af an Röſſ'l, wo d'r Sott'l noh olleweil auf und nied'r gongen iſt, daß es ausg'ſchaug hot, als ob man olleweil hupf'n wöllet, derhupft's ob'r nit. 's erſte, zwoate Mal ummer iſt's luſtig g'weſ'n, ob'r noch'r hon i unghebb' verſtiehn, w'rum man dös e Dompfring'lg'ſpiel hoaßt. Miar iſt oll's vor die Aug'n ummer gongen und gonz ſpeiberiſch iſt m'r g'word'n, und wenn dös Tuif'lszuig nit grod ſtillg'ſtond war, hatt' i g'müet mei Würſt'l wied'r hergeb'n; es hot mih ſchun a zwoamal ongez'n (aufſtoßen) g'mocht. Af 'n Bod'n bin i 's kam meahr grod derſtond'n. D'r Franz iſt ah kasweiß g'weſ'n, ob'r wia i dn g'rogg hon: „Gell, fein iſt's g'weſ'n?" hot 'r döchterſt vu „Joa" g'ſchütt'lt.

Oft'r der Unt'rholting ſein m'r in an Buſch'n gongen und hob'n tol (ſtark) g'marendet (gejauſt). D'rnoch hob'n m'r üns af'n Huemweg g'mocht. Es hot ſchun unghebb' tiſelet (dämmerig) werd'n. D'r Franz iſt ſchun recht müed und faul g'weſ'n und hot

weil 'n Giahn ollweil die Aug'n zue g'hebb', daß 'r m'r an etlene Mol über an Stuan außigekug'lt war, wenn i dn nit ba d'r Hand g'führt hatt'. Geg'n d'r Löscht (Ende) außi hon i dn g'müet Buggenagge (Huckepack) trog'n, und er hot af mein Buggl innig'schnorcht, daß i 'n ondern Tog an glonzet'n Fleck af d'r Jopp' g'hopp hon.

Kam daß i bin drhuem im Bett g'wes'n, bin i schun ah ing'schlof'n und hon no amol 's gonze Palerama und 's Ring'lg'spiel durchgetraamp.

Bue, dös ist a schiache Nocht g'wes'n!

Wie sich ein Leutascher Bübl einen Kaiser vorstellt

Von Karl Schönherr (Arams-Wien)

Vor dem Kriege war's. Ich wanderte in den Bergen und auf dem Wege von Telfs gegen Mittenwald, sofern man dieses steinerige Gerölle noch Weg nennen darf, holte ich ein kleines Leutascher Bübl ein. Es mochte etwa zehn Jahre zählen, rauchte aber schon seine Pfeife und hatte das grüne Hütel mit dem Adlerflaum wie ein erwachsener Bursch keck nach hinten zu auf dem Kopfe sitzen. Sein hellblonder Haarschopf und das rotgewürfelte Leutascher-Jankerl leuchteten ordentlich in der Sonne. Auf dem Rücken trug es einen blautuchenen Schnerfsack vollbepackt mit großen, braunen Brotwecken, die alle aufrecht standen und zu einem Drittel frei über den Sack auslugten. So stieg das Bübl, aus der Pfeife qualmend und fleißig spuckend, wohlgemut das steile Buchener Rinnsal hinan. Obgleich ich es dem Bübl über das

Gewandl her ansah, fragte ich doch, ob es in der Leutasch daheim sei.

„Joa! Dem Izzelerbot g'hör i zue!"

Wir gingen ein paar Minuten so nebeneinander her, dann blieb das Bübl stehen, sah mich mit seinen wunderbar scharfen, hellblauen Augen durchdringend an und sagte es mir auf den Kopf zu:

„Du bischt aber nit von der Luitasch!"

Es wartete nicht erst meine Antwort ab und machte sich nun im Weitergehen ein Weilchen an seiner Pfeife zu schaffen. Die hatte „zu wenig Luft". Der Junge nahm das Rohr ab und blies durch; dann blies er durch den Pfeifenstengel: „Aha, da hat's in der Tuifl! Geah, leich mir dein Pfeifenstierer!"

Daß ich als erwachsener Mensch nicht einmal einen Pfeifenstierer besaß, trug mir einen mitleidig-geringschätzigen Blick ein. „Wo bischt denn du nacher hear?"

Ich sagte dem Bübl pflichtschuldigst, wo ich überall „her" sei und so kam auch die Rede auf Wien. Das Bübl hatte sein Pfeifengestemm wieder in Brand gebracht und schritt, große Rauchwolken paffend, neben mir her. „Wian ... Wian", murmelte es vor sich hin, als müßte sich dieser unklare Begriff in seinem Köpfel erst langsam setzen. Plötzlich hielt es wieder an und schaute mir mit seinen blau-scharfen Augen lauernd ins Gesicht: „Ischt z' Wian nit gor der Kaiser?"

Dann ging es wieder, mit mir gleichen Schritt haltend und nachdenklich vor sich hinpaffend, mit knieweichen Berglertritten des Weges fürbaß. Stand aber bald wieder mit einem Ruck still: „Ha du, der mueß aber Geld hab'n, he? A ganze Leggn*)!" Ich

*) Legge = Lege; vor den Bauernhäusern aufgeschichtetes Brennholz.

konnte dem Bübel mit gutem Gewissen versichern, daß der Kaiser „etwas“ Geld habe. „Mehr als die ganze Ober- und Unterleutasch mitsammen!“ Da riß das Bübl die Augen weit auf und hakte vor Erregung seine Finger in meinen Rockärmel ein: „Ha, du; der vermag sich a bißl was zun Essn und Trinkn!“

Ich bemerkte im Weitergehen, daß das Bübl nun viel öfter spuckte als früher. Es lief ihm wohl das Wasser im Munde zusammen, wie es sich so durch den Kopf gehen ließ, was der Kaiser für so viel Geld sich an Essen und Trinken leisten könne. Über eine Weile blieb das Bübl wieder stehen: „Ha, du; der mueß aber an Bauch hobn; den derspanneten wohl drei der größtn Luitascher nit!“ Natürlich, wo der so viel zum Essen und Trinken haben kann. Das Bübl setzte sich wieder in Gang, aber der Kaiser ließ ihm keine Ruhe mehr; es paffte große Wolken aus dem Pfeifengestemm und kam immer wieder auf den Kaiser zurück: „Ha, du; der mueß aber a Kraft hobn!“ Der Junge suchte nach einer der Kraft des Kaisers würdigen Betätigung; da stand gerade eine alte mächtige Föhre am Wege, deren mannsdicke Wurzeln aus dem steinigen Boden sprangen. Auf die zeigte das Bübl mit dem Finger hin: „Ha, du; i moan, der risset woll grad so mit oaner Hand dö Forchn aus!“ Ich deutete statt aller Antwort auf einen ganz dünnen Fichtenschößling am Wegrain und sagte staubtrocken: „Nicht einmal das reißt er aus!“ Da wurden die hellwarmen Augen des Bübls plötzlich kalt wie Gletschereis. Es sah mich ganz scheel von der Seite an und tat an mich spöttisch lauernd die Frage: „Hast'n du vielleicht g'söch'n?“ Ich nickte dem Bübl zu, aber es glaubte mir nicht; maß mich

nur verächtlich von oben bis unten wie einen ausgemachten Lügenhans, dem man allgemach auf den Schwindel kommt. „Ja, freilich; du hast'n g'söch'n; von dir werd si der Kaiser grod anschaun loss'n!" Das Bild vom urstarken Kaiser, der mit einer Hand die mächtigsten Bäume aus dem Boden reißt, ließ sich das Leutascher Bübl nicht zerstören. Wir gingen noch ein Weilchen nebeneinander her; das Bübl sprach wohl auch dann und wann noch irgendein gleichgültiges Wort, aber es taute nicht mehr auf; ich hatte bei ihm ausgespielt. Wenn ich an schmalen Wegstellen hinter ihm zu gehen kam, griff es immer gleich nach hinten an den Rucksack und tastete mit den Fingern die vorstehenden Weckenzipfel ab, ob wohl keiner fehle. Und ging nicht eher weiter, als bis es mich wieder vor sich wußte. Es wollte Rückendeckung haben; ich war ihm in höchstem Maße verdächtig geworden. Bei der nächsten Wegkreuzung sagte es trotzig: „So, i geh do!" Kein Wort mehr. Und stieg mit Schwung in den Wegbug*) ein. Ich sah sein rotes Jankerl im hellen Sonnenschein noch ein paarmal zwischen dem Frischgrün der Lärchen aufleuchten und den weißen Adlerflaum kühn im Morgenwinde wackeln; dann schluckte der Weg das blondschopfige, farbige Bübl mitsamt den braunen Brotwecken auf. Ich zog nachdenklich allein meines Weges; und es war mir den ganzen Tag über, als hätte ich ein deutsches Märchen erlebt.

*) Tiroler Hochtal an der bayrischen Grenze.

Das billige Ständchen

Schnurre von Hans Schrott-Fiechtl (Schwaz-Berlin)

In Schwaz war's auf der Innbrück'n.

„Servus! Ist das gescheit, daß du dich auch bei uns herzeigst!"

„Ja, grüß Gott, Bruder Willram,*) du hast mir grad g'fehlt zum ewigen Leben," ruf i, auf und auf lachend.

Er schiebt seinen Arm unter den meinen und dann sind wir beide dort hin, wo's ewige Leben seinen sichtbaren Ausgang hat, zur ... Kripp.

Beim Tippeler heißens die Leut in Schwaz, das Wirtshaus zur Krippe. Und bekannt ist's im ganzen Land; o mein Gott, was wär das schlechteste Geld dagegen ...

Über die dunkle Stiege sind wir vorsichtig bergauf ... Tiroler Wirtshäuser haben alle stockdunkle Stiegen und hellhörige Kellnerinnen.

Die Juli, die Haustochter, steht grad mit einem Liter Karlowitzer im Gang. Bald fallen hätt sie die „gute Supp" lassen, wie sie uns zwei sieht.

„Je, der Bruder Willram und der Schrott-Fiechtl ... Ist das g'scheit. Grad auf euch zwei gehts z'samm ..."

Und Augen zeigt das Diendl her voller Spitzbubigkeit. Sie ist nämlich eine so v'l Brave, die Tippelerjuli, beim Geldzählen und Knödlessen ...

In dem kleinen Stübl mit dem einzigen Fenster hinaus auf das niedrige Dach, wo eh nur drei kleine

*) Als Lyriker, Versepiker und Volksredner in Tirol allbekannt. Vergl. die im Verlag „Tyrolia" erschienene, von Dr. Jos. Weingartner besorgte Würdigung und Auslese seiner Dichtungen. D. H.

Tisch stehen, sind richtig schon Leut. Ist für's erste ein lustiges Grüßgott. Zum Glück sind's alles Dasige. Touristen wären schon ein ganzer Haufen im Land, aber in das kleine Stübl kommt keiner oder höchstens per Zufall halt.

Man redet vom Palmsonntag und Karfreitag und sonst noch neuere Sachen. Natürlich ist man bald genug beim heutigen Tag. In Schwaz ist nämlich heut Schützenfest. Von Terfens ist die Musik da und von Weer auch.

Laut geht's her in dem kleinen Stadtl. Dazu der helle, schöne Tag ... Eine Luft ist rundumundum, eine hellaute.

Da kommt der Sepp, der Wirt. Weil er mit seinen pfiffigen Augen dreinschaut, hat ihn der Bruder Willram ja gleich hergezogen.

Leider ist er alles zuviel in zorniger Aufregung. Ein Blick in das kleine Stübl noch und dann lacht er: „Gottlob und Dank, heut sind die rechten Leut beinander."

Wir schauen alle, weil keiner weiß, wie das wieder gemeint ist.

Etli schickt er gleich hinaus. „Schauts euch den Herrn in der Bauernstub' fein stad an. I bring ihn nachher herein." Bevor er wieder geht, zupft er mich, auf daß i ja mit kann. Mein Gott, wodrum soll man einen braven Menschen, mit dem man no dazu in d' Schul gangen ist, nit einen Gefallen tun.

Aus der Küchentür winkt die dicke Lena, die Köchin, eine, die bei jeder Prief' Salz, die sie in die Pfanne gibt, einen Lacher zugibt, weil sonst kein Segen nit ist. Sie winkt, als ging's um den Tod. Dann zieht sie uns zum Fensterl, das in die Bauern-

ſtub' geht. Und da kann i mir den Herrn betrachten. Auf und auf eine Pracht ...

„Das iſt ein Schriftſteller. Er ſchreibt ein Buch über Tirol," tuſchelt der Wirt.

I nick nur.

„Weißt, Hansl, er hat erzählt, ſo zwei Dutzend Bücher hab er aus der Bibliothek geholt und dann ſein Buch geſchrieben ... Herrgott hab ich einen Zorn. Aber itzt, wo er's fertig hat, meint er, wär's doch gut, wenn er ſich das Land einmal ſelber anſchaun tät. Und ob i ihm nit Leut wißt, die ihn ein bißl unterrichten täten, meint er. Geh, hol ihn ..."

Als Vinzenzbruder iſt man die Barmherzigkeit ſchon mehr gewöhnt und ſo bin i flugs bei ihm drin.

„Bitt gar ſchön, Herr ... der Wirt hat geſagt, daß 's Ihnen für Tirol ſo viel intreſſieren. Mögens nit zu uns ins Stübl kommen, Herr ..."

„Sehr verbunden, lieber Freund, mein Name iſt Doktor Alfred Lehmann!"

„Und i heiß Hans Kropfbichler und bin ein Unterländer." Zum Glück war ich in meinem Räuberzivil. Einen Ranzen von meinem Großvatern, eine Lederhos, ſo ſechzig Jahre alt, dann grobe Schuh und ſtatt einer Krawatt einen hänfenen Strick um. Dazu eine ſchön g'malte Pfeif ... Meine eigene Frau, wie 's mi das erſtemal ſo ſieht, ſchlagt die Händ zuſammen und bittet auf den Knien, daß i ja nit etwa zu den Kindern hineingeh, ſonſt fangens zu weinen an.

Dann ſind wir zwei endlich drüben in dem kleinen heimlichen Stübl.

Ein Verbeugen allerſeits. Ich zieh meinen Stuhl heran, aber der Doktor bleibt noch immer ſtehen.

Was möcht er denn noh? „Wollen Sie mich nicht vorstellen?" meint er endlich.

Kreuzverlegen bin i worden, weißt wohl, wenn eins so wenig Bildung hat. Und dann hol i's nach. Der Bruder Willram das ist der Privatsekretär vom Fürstbischof von Brixen. Der ältere Herr da mit der Brill ist unser Landrat, hier heißt's Bezirkshauptmann, kurz, was ich im Augenblick alles zusammenlüg, weiß i nimmer. Schon weil i zuviel Freud dran hab, wie wunderschön i lügen kann.

Den Bildhauer Penz hab i noh zum Direktor vom Weiberstrafhaus gemacht, und wie er mich fragt, was i eigentlich bin, da sag i's ihm halt.

„Mein Gott, ein Bergbauerbua bin i und meines Zeichens Stubenmaler. Öfter einmal eine Kirch wo's grad trifft, farbl i scho auch an." Der fürstbischöfliche Privatsekretär fangt gleich an, lieb und nett: „Wie gefallts Ihnen da in Tirol, Herr Doktor?"

„Es ist ein allerliebstes Land, Herr Pastor."

„Mein Gott, es hat schon auch seine unbequemen Sachen," wirft einer von ganz unt' ein.

„Das empfinde ich nicht, verehrter Herr," ist der fremde Doktor gleich beim Wort. „Ja, so Kleinigkeiten wie überall . . ."

Wie's ihm niemand recht glaubt, tut er langsam: „Ja, ja, meine Herren, mir ist auch manches komisch vorgekommen . . ."

„Was denn alles, Herr?" ist ein anderer auf der Paß.

„Ich bin es eben nicht gewohnt. Aber zuerst hat es mich unschön berührt, im Coupé sieht man hier immer Pastoren ihre Messe lesen . . ." (Brevierbeten meint er.)

„Das ist lustig," mein i langsam. „Schauens, die Leut strafen sich ja selber, wenns in der Früh so bummeln. Denkens doch, so lang müssens nüchtern bleiben, bis sie ihre Meß' g'lesen haben ..."

„Was? Das ist ja unmenschlich! Da könnt man ja nach der Polizei rufen," ist der Herr ehrlich entrüstet.

„Was wollens denn," redet der Bezirkshauptmann, „Rom ist streng, verflixt streng."

„Wie gefallen Ihnen denn die Leut?" wirft der Strafhausdirektor dazwischen.

„Sehr gut, ausgezeichnet. Ich versteh sie zwar nicht, aber sie lachen mich immer an, wenn ich was frage. So viele fröhliche Gesichter habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen, wie diese paar Wochen hier in Tirol."

„Das ist bei uns selbstverständlich," meint ein Volksschullehrer, der für die Zeit einen Universitätsprofessor machen muß. „Sehen Sie, das macht einzig der tiefreligiöse Sinn im Volke."

„Wirklich! Das finde ich sehr schön. Wissen Sie, wir gebildeten Leute können natürlich den Zauber nicht mitmachen, aber das Volk ... da ist's notwendig, denn seine Instinkte gehen gleich ins Extrem ..."

„Endlich einmal ein Mensch, der die Religion gelten läßt," schreit der Wirt dazwischen. Aber so ist der Herr Dr. Lehmann nit. Darin sieht er kein Verdienst und darum fangt er gleich von anderem an.

„Sehen Sie, meine Herren, ich habe von einem großen norddeutschen Verlag den Auftrag bekommen, ein Buch über Tirol zu schreiben. Ich bin nun noch nie im Lande gewesen und wenn Sie mir einige Aufschlüsse geben wollen ... wäre ich Ihnen zu großem

Danke verpflichtet ... Mit Vergnügen würde ich Ihr Bild mitveröffentlichen."

„Soll's illustriert werden?"

„Jawohl. An die zweihundert Bilder ..."

Jetzt ist der Bezirkshauptmann mit eins Feuer und Flamme. Mit den Händen fuchtelt er wie ein Halbwilder. Mein Gott, er, wo er dafür sorgen soll, daß die Steuerkraft doch ein bißl zunimmt. Er muß wohl völlig ...

„Verehrter Herr Doktor, dann sind Sie ja ein Wohltäter des ganzen Landes. Je mehr über Tirol geschrieben wird, desto besser kommt der Fremdenverkehr ... Verzeihung, aber Sie müssen uns heut schon die Ehre geben ... Bitte, bitte."

Der Herr Doktor will nicht. Dazu, findet er, ist man nicht lange genug bekannt. Er sagt das auch.

„Aber, Herr Doktor," ist der Strafhausdirektor gleich hoch. „Das ist Ehrensache bei uns. Begreifen Sie doch, jedes neue Buch über Tirol ist ein neuer Pflug über unser verträumtes Wiesenland. Sie ahnen ja gar nicht, welch ungeheuren Nutzen Sie uns ..."

„Aber, mein Herr ... Deutschland und Österreich gehören doch zusammen ..."

„Schon. Aber glauben Sie, daß wir Tiroler nit wissen, was sich schickt. Eine Weigerung nehmen wir einfach nit an. Basta."

Die Juli kommt in etlichen Minuten mit einem Doppelliter Karlowitzer.

„Hast einen Speck auch und Bauernbrot?"

Sie nickt nur.

„Dann bringst einmal eine große Schüssel für uns alle. Aber ein bißl husig," schafft der Bezirkshauptmann.

„Sehr wohl, Herr Bezirkshauptmann," und völlig ein schönes Buckerl macht sie vor dem allerersten Mann im ganzen Bezirk.

Und dann ist's gemütlich worden. Alle in der kleinen Stub haben eine Freud. Der Fremde da soll doch sehen, wie wir Tiroler die Schriftsteller ehren, wo wir sie treffen und immer . . .

„Und das heißen die Leute ein Bauernland," meint der Dr. Lehmann zwischen Trinken und Kauen.

„Eine solche Liebenswürdigkeit ist mir noch in keinem Land vorgekommen. Nicht einmal in Norwegen."

„Geh, geh. Das wird sie wohl so g'hören," steht der Wirt und wirft's weit, weit weg die Einred!

„Wie ist's nachher mit'n Buch, Herr Doktor?" kann i's nimmer länger g'raten. „Wissens, i hab den Kreuzgang droben im Kloster restauriert. Tätens mi nit ein klein bißl eini ins Büchel. Kunst geht halt überall nach Brot."

„Ich werd mir's ansehen, und wenn's mir gefällt, Herr Kropfbichler . . ."

„Ah, schön ist's schon," meint der Privatsekretär vom Fürstbischof. Und der muß doch was verstehen von einem solchen Ding. —

Die Juli kommt wieder einmal.

„Du, Diendl zwieders, grundschiachs, geh her da," winkt der Universitätsprofessor. „Der Herr Doktor da schreibt ein schönes Buch über Tirol. Weißt, so einen müssen wir ehren, so gut wir's grad vermögen . . ."

„Was ein Buch schreibens über unser Land? Ja, in Gottsnam, dann muß i wohl recht bitten, daß es doppelt schön wird. Trinkgeld brauch ich keins. Von

Ihnen nehm ich gar keins. Wenn nur 's ganze Land seinen Nutzen hat ..." sagt die Juli, das Kreuzköpfl voll demütiger Freude.

Der Herr Dokter weiß im Augenblick nit, was sagen.

„Spring zu, Juli," fallt dem hohen Professor ein. „Wir haben ja heut die ganze Stadt voller Musikanten. Soll ein Musi kommen, eine schöne, und dem Herrn Doktor ein Ständchen aufspielen. Er verdient's."

„Heilig wahr. Er verdient's."

Die Juli rennt, als obs ein Brunnenrohr gestohlen hätt'. —

Der Doktor weiß vor glühender Verlegenheit nit, was tun. „Aber meine Herren," gestikuliert er immer, „was fällt Ihnen denn ein? Das ist zu viel Ehre, viel zu viel ..."

„Seins stad, das verstehens nit," muß er von allen Seiten hören.

„Wissens, wenns wieder heimkommen, sollens erzählen, wie wir Tiroler die Kunst ..." beginnt der Strafhausdirektor voller Ernst und Gewicht.

Der Wirt winkt einem kleinen Menschen drunt am Fensterl.

Draußt holt er einen alten Bogen Zeichenpapier, und mit Kohle muß er was draufschreiben.

Schad, fallt ihm in der Geschwindigkeit kein Vers ein, dem Heiter. So liest der Wirt bald darauf:

Dem großen Schriftsteller zu Tirols Ruhm und Ehr!

G'schwind nagelt's der Wirt auf ein Brett, das auf eine Stang kommt.

Herin geht indes die Ramasuri weiter.

„Seien Sie überzeugt, Herr Doktor, was wir nur überhaupt können, alles, gar alles, so weit wir's

nur selber wissen, werden wir Ihnen sagen. Morgen kommen wir," erklärt der Strafhausdirektor.

„Ja, das ist so eine Sach'," mein i, weil i bei solchen Sachen praktisch bin. „Wenn's was werden soll, dann müssen wir's schon so machen:

Drei kommen um neun, drei um zehn, und die andern um elf und um zwölf. Sonst kommen alle durcheinander."

„Erst nit unrecht hast, Kropfbichler," leuchtet das den andern ein. Und gerad im Augenblick sind die Kameradschaften – verlost und fest.

Der Dr. Lehmann war hell verwundert, wie außerordentlich praktisch bei einer geradezu unglaublichen Liebenswürdigkeit die Tiroler doch sein können. Nie im Leben und drei Jahre in der Ewigkeit hätt er so was je für möglich gehalten.

Er redet auch davon.

„Ja, Doktor," tu i, der Kropfbichler, langsam und ernst, „habens no nie was vom Tiroler Patriotismus gehört? Der ist so stark, so stark, ah was, das könnens Ihnen einfach nit vorstellen . . ."

„Sie mögen wohl recht haben, denn wie soll ich mir's anders erklären. So was gibt's in keinem andern Land. Und ich bin viel gereist."

Mein Gott! Wie das wohl tut für Tiroler Ohren! Endlich einmal einer, der uns auch gelten läßt. Völlig dankbare Blicke kriegt der Doktor von allen Seiten.

„Ich werde mir jetzt doppelt Mühe geben, damit das Buch recht, recht schön wird."

Das ist wie ein Schwur und alle in der kleinen Stube nehmens dafür. Da kommt der Wirt wieder.

„Leut," tut er eilig, „kommts schnell in die Bauern-

ſtub hinüber. Die Muſikanten ſind im Aufmarſchieren. Schnell!"

Die Bauernſtub geht nämlich auf den Platz hinaus, wo die heilige Barbara Wach ſteht ... und die muß auch die Muſikanten ein bißl ... weißt ſchon, Muſik iſt ein durſtiges Geſchäft.

Herrgott, war das itzt ein Durcheinander! Jeder wollt an ein Fenſter, und wenn bloß vier ſind, ſo kleine Dinger. Im Nu waren ſie wenigſtens alle auf, ſperrweitauf.

Richtig, drunt am Platz ſtehen die Muſikanten ſchon. Jetzt kommt gar ſchon Ruh in die Bauern ... Da, ein kleiner Bua hat an einer Stang ein Brett ...

Was da draufſteht, iſt der fremde Doktor neugierig. Gar ſein Trieder nimmt er, denn kurzſichtig iſt er wie ein Regenwurm, Das tut nix, weil d' dir's anders do nit machen kannſt. Gelt ...?

Wie er's nun gar lieſt, was da draufſteht, mein Gott, was wär eine Hand voll Gold ...

Rot, brennrot iſt der Menſch worden und zittert hat er vor Freud. Meiner Seel: Dem großen Schriftſteller zu Tirols Ruhm und Ehr!

Noch immer glüht er und kann's nicht faſſen. Die Tiroler, das ſind halt Leut! Nein! Wie man nur ſo Vorurteile gegen ſo wundervolle Menſchen ... Wirklich dumm ...

Da fangen ſie drunt einen Marſch an, den neueſten, den's auf Lager haben, den Radetzkymarſch.

Itzt, ſpielen tuns gut, die von Weer, heilig gut.

Wie's gar und aus war, klatſchen ſie droben beim Tippeler in der Bauernſtub wie die Narren.

Alſo bleibt denen drunt nix übrig, wie ein neues Stück aufſpielen. Sie tun's auch. Kaum ſetzt die

Musik wieder ein, geht der Strafhausdirektor sammeln. Einen Zinnteller reißt er von der Wand und: „Bitt schön, der Musik müssen wir schon was hinunterschicken," meint er.

Da aber wird der Dr. Lehmann rein zornig.

„Verzeihung. Das ist ganz meine Sache," schreit er förmlich. Und die Juli muß ein nagelneues Zwanzigkronenstück hinuntertragen. Der Doktor hat's einfach anders nit tan. Und wenn nit noch eine Rauferei werden soll, muß man ihm seinen Willen halt lassen.

Wie der Blitz ist die Juli wieder da, und jetzt ist das zweite Stückl auch aus.

Da tritt der Kapellmeister vor, schwenkt seinen Hut mächtig und schreit zu tiefst aus dem Herzen:

„Unser Bruder Willram soll leben! Hoch ... hoch ... hoch!" ...

Seine Musikanten können verflixt schreien. Eine wahre Pracht ist's.

„Was ist das? Hab ich es nicht genau verstanden?" dreht sich der Doktor zum Stubenmaler, dem Kropfbichler.

„Bruder Willram," erklärt der.

Der Fremde begriff no immer nit.

„Wissens, das ist ein Tiroler Nationalheiliger," meint der Kropfbichler trocken, weil er's ganz genau weiß.

„Ist nett, daß sie in Tirol zuerst immer ihre Nationalheiligen ..." will der Dr. Lehmann ...

Da reißt der Kapellmeister zum zweitenmal sein Hütl vom Kopf.

Seine Brust wird groß und wie ein Juhschrei schallt's:

„Und der Schrott-Fiechtl ... der soll auch leben! Hoch ... hoch ... hoch!"

Die Musikanten schreien, daß ihnen 's Zapfel herausfallt.

„Wer?" ruft der Doktor Lehmann, denn jetzt mindestens hat er doch vermeint, käm er dran.

„Neben Ihnen steht er ja, Herr Doktor," tut der Strafhausdirektor und deutet auf mich. „Man muß andern Leuten auch was gönnen . . ."

Da ist ein unauslöschliches Gelächter in der Bauernstub' beim Tippler zu Schwaz. Ein Lachen, wie nit einmal alle heiligen Zeiten. Und als man nimmer konnt, rein nimmer konnt, da war der Herr Dr. Lehmann verschwunden. Hat er's wohl am End g'merkt. Wird do nit sein . . .

* * *

„Fein hast die G'schicht g'macht, Sepp," schlagt ihm der Professor auf die Achseln. „So ein Komödiebua!"

„Ja, was meinst denn eigentlich?" fahrt der Sepp auf. „Müssen wir Tiroler uns alles gefallen lassen? Handgreiflich darfst ja nit werden bei solchen Leut'n. Über Tirol Bücher schreiben und 's Land nit kennen. Teigel!"

Der Penz aber, der jetzt auch nimmer länger Strafhausdirektor sein mag, lacht nur so trocken.

„Jetzt sagts no was, ihr zwei," deutet er auf'n Bruder Willram und mich, daß wir Tiroler unsere Schriftsteller nit etwan ehren können? Oder . . .? Habts ihr schon einmal so eins aus der Weis' billiges Ständchen g'habt?"

„Das möcht i eigentlich nit verneinen," tut die Juli, weil's beim Wechseln immer die letzt' Heb' haben müssen, das zwiedere Diendl, das — — —

Johannes Wegleiter

Zeitbild aus 1919 von Henriette Schrott-Pelzel
Edle von Staffalo (Meran)

Der Dämon geht um, der Dämon der Habsucht, und sein Gegenstreiter Pfarrer Johannes Wegleiter ist hinter ihm her.

In traurigem Ernst kommt der Pfarrer die Straße entlang. Er hat Augen voll Sorge, und der wehe, hilflose Schmerz darin verstärkt sich doppelt, so oft der Blick die sonneglitzernden Fenster der ihn umengenden Berge und Talsiedelungen streift, und laut redet er:

„Herrgott, so ein Glast und so ein Gleißen und dahinter doch nur schmutzige Herzen!"

Wie die zitternde Not kommt es aus seinem Munde, geht es durch die Stille des Morgens. Und der Herbsttag nimmt die Klage auf.

Von der Gestalt des Daherschreitenden hebt sich etwas ab, ein Helles, Strahlendes. Der hohe Wuchs, die stille Vornehmheit, in die sich Heilandssehnsucht mischt, kennzeichnet ihn als Gottes- und Menschenliebling.

Er hat bisher auch die Saat der Güte und werktätigen Liebe aufgehen sehen gleich kostbarer erdenherrlicher Blüh; denn die Gemeinde, der er vorstand, hielt sich in schönem Geiste. Gerechtigkeit und Barmherzigkeit waren das Wesen der zu ihm gehörenden Seelen, und wie ein nebelfreier Berg, der in das sonst dunstreiche Land hinausschaute, hob sich sein Kreis vom Alltag ab.

Da kam der Prüfer.

„Wollen sehen, Johannes Wegleiter, ob die Deinen feststehen?"

„Nein," sagte Wegleiter, „führe sie nicht in Versuchung; sie kennen das Böse nicht und sind Menschen, die den Heiligsten der Heiligen achten, Jesus Christus, und nach seinem Leben leben."

„Wenn sie Christusgestalten sind, habe ich keine Macht über sie; wenn sie aber Halblingen und wehenden Wolken gleichen, sind sie mein!"

Und der Dämon ging an die Arbeit. Er brauchte ihnen gar nicht nachzusetzen — bloß ein paar lockende Goldstücke warf er in das bisher wunschlose Dorf und Johannes Wegleiter erlebte Wunder, aber ganz andere, als er bisher gewohnt war, sonderbare, merkwürdige, und seine Hoffnungen und Freuden zerbrachen dabei.

Es klagte seine Seele wie beim Untergange einer Sonne, die schöne liebe Gärten verläßt, in denen kristallhelle Brunnen gerauscht und gesungen hatten. Nun aber ist es anders. Die Habsucht ist zur dunkelsten Frucht ihres Lebens geworden, denn das ausgestreute Gold raubte den Geschöpfen den Verstand und das Gewissen. Kein Bergwind rüttelte je so mächtig und böse am Walddorf wie dieses Neue, wie diese Gier nach Gold und Gut.

Teuerung und Wucher halfen seinen Bauern eilends und blitzartig die Schulden tilgen. Pfandbriefe wurden hochmütig zerrissen, und die Wohlhabenheit schaute mit stolzem Eigendünkel auf zitternde Armut herab. Der Dämon tat sein Häßliches weiter. Er lehrte die Herzen einst milder und uneigennütziger Frauen hart werden, härter als Granit und Marmel, und verschloß ihre Hände zu Fäusten.

Die Jugend lehrte er Verrohung, die gegen Himmel schrie, und deshalb ging jetzt Pfarrer Wegleiter aus, den Widersacher zu bekämpfen. Ja, darum schritt er im schweren Ernst daher, um unerbittlich mit dem Feind zu streiten.

Noch höher schien sein Wuchs als sonst. Mit Zorn gedachte er des Schlechtseins der Seinen.

„Verkrüppelte Kiefern sind sie geworden — und waren doch vor kurzen erst noch so stolze und schöne Fichten. Klare gesunde Wasser waren sie — und nun sind sie abgestandene, faule Tümpel" — — —

Scharf blickte er die Straße entlang. Es war nichts zu sehen. — So war es auch im Dorfe gewesen. Kein Mensch und kein Hund war zu Hause; wie ausgestorben, wie seuchenverlassen gähnte der Ort. Die Schmiede hatte geruht und der Dreschstock der Tenne, und die Kamine hatten keinen Rauch.

Allein er wußte um sie alle, um jeden einzelnen; er kannte ihr Treiben.

Wie der wartende Gottessohn setzte er sich zu seiten der kalkweißen Straße und neigte sein Haupt.

Von Zeit zu Zeit hob er es wieder; mit dem gleichen Blicke des Kummers und des Wehes schaute er des Weges entlang und wieder redete er und es war diesmal, als schöbe er an einem schweren Stein: „Sie hätten doch genug an dem Wohlstand und den Segen dieser gnadenvollen Heimat!"

Stolz erhob sich um ihn die steinerne Majestät der Talmauern und hohen Porphyrpfeiler. Doch seltsam! Was ihm an diesem Berggeschlecht, das sich weithin wie ewige Brüder die Hände reichte, bisher als friedevolle Schönheit erschienen, dünkte ihm

nun plötzliche Drohung und kalter spottender Trotz. Ja, die ganze erhabene, gewaltige ehemalige Herrlichkeit wurde zum fremden beängstigenden Tausch. Denn schlechte Wächter waren sie gewesen, diese Wände, und ihre steinerne Faust hatte dem Bösen nicht gewehrt.

Die Riesenrippen und Zacken, die scharfgezähnten Grate und Spitzen, hoch da droben, blickten ihn an wie ein Gewirre von giftigen Drachen und Echsen, die auf die Heimat niederspien. Und dort der graue Gletscherauslauf, was war er anders als eine schmutzige Zunge, die nach allem Schönen langt? Und das eingesargte Tal, in dem er geht und steht? Es erscheint ihm nur mehr wie die engste Gruft, in der das alte Recht, der gute Brauch ohne Auferstehung eingebettet ist.

Und er, Johannes Wegleiter, selbst? Wie kommt er sich selber vor?

Festgebunden in bitterster Not am schwersten Felsblock — — —

Er rüttelt ganz umsonst daran.

Auf ihn und das Kämpfen aller Dinge sah indessen die wuchtige Steinwelt weiter stumm hernieder und die Wälder rauschten ewige Hymnen. Sie trugen das Lied ganz stumm in ihrer Brust, denn der Tag war voll von Herbstes Ahnung und kannte keine Sommerschönheit mehr.

Da ist es endlich Mittag geworden. Jetzt rollten auch die Wagen. Peitschen knallten und das erste Ochsengespann kroch daher. Dahinter eines nach dem andern. Wie eine Kette schloß sich's an, wie eine Kette von Fliehenden und Auswandernden. Fast lückenlos die ganzen Duglaer: Bauern, Mägde,

Knechte, Weiber, Kinder. Sie schleppten Rucksäcke, Körbe und Bündel, und allen ausnahmslos funkelte ein dunkler Glanz in den erregten Blicken. Tierisches saß ihnen in den Winkeln der Seelen und verspottete ein Jahrhunderte altes, bisher im Blute rollendes Gesetz: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut!"

Nein, das waren nicht mehr seine ernsten, überlegenen Leute, die früher ihre Worte und Taten sorgsam berechnet hatten! Eine fremde Meute kam da in Massentrieb der Gier daher, das Vieh schlagend und drängend. Nur als sie von ferne Johannes Wegleiter erblickten, kam es wie eine Stockung in ihr Tun. – Es war ihnen doch unlieb, daß er gerade in diesem Augenblick vor sie hintrat, wo sie ihre Seelen selbst so schlecht verwalteten. Das wußten sie. Gleich aber war ihr Denken wieder bei ihrer vorteilhaften Sünde.

Sie kamen von Raub und Plünderung. Es war wie Wahnsinn in ihnen und sie tauschten für irdische Habe die bisher reinen Herzen ein. – – –

„Ihr!!"

Des Richters Wesen straffte sich und nahm Zorn und Kraft an. Er atmete schwer. Erhaben wie die Firnenreinheit über ihren Häuptern stand er da, das Unrecht sollte an ihm zerschellen wie an einem Fels.

Mit verschränkten Armen und blitzenden Augen pflanzte er sich vor ihre Tücke. Heilende Scham mußte sie erfüllen, wenn sich der Vorwurf so in sie grub. Und er sprach:

„Haltet ein auf der Straße des Jagens und der Lüge, auf dem Wege des Verbrechens, ich gebiete es euch!"

Wie heißes Eisen fielen die Worte über sie her, wie Flammen, die Elendes verbrennen, und sein Blick sengte bis unter ihre Joppen hinein in ihre elende Brust.

„Plünderer, die ihr mehr Licht und Segen hattet als andere, warum bedroht ihr eure Brüder? Wer soll vor eurer Liebe und eurem Glauben fürderhin noch Achtung haben? Ihr bisher Ernsten und Klugen, was habt ihr getan?"

Sie rückten verlegen an ihren Hüten. . . .

„Schänder euerer Ahnen seid ihr geworden," sprach er weiter, „kranke Reiser am alten Heimatsbaum. Statt daß eure Seele göttlich schafft, tut sie sich nicht genug am Schlechten. Dem Golde seid ihr nachgelaufen, dem Elendesten der Erde."

Seine Stimme überschlug sich bebend.

Sie aber redeten: „Wir sind niemandem Rechenschaft schuldig."

Er schrie wie der Eiswind zurück: „Doch Einem, der schlägt auf jedes Unrecht, und einmal müßt ihr Rechnung machen; keiner kommt ihm aus!"

„Altes ist tot. — Kaiser und Recht, Priester und Gott. Freiheit und eine neue Zeit gehört uns."

„Solange ihr unrecht tut, seid ihr nicht frei. — Frei sein, heißt schuldlos sein. Eure Vorväter waren es. Ein Ja war der Felsen, Rechttun und Gutsein die Blume darauf. Ihr aber seid wie neues Tuch geworden, da nichts mehr hält."

Da murrten sie: „Der Krieg hat uns verdorben, die Großen, die ganz oben stehn, die haben's so gelehrt; wir haben es gelernt!"

Sie hieben auf die Tiere ein und drängten vorwärts. Er aber fiel ihnen in die Zügel und seine Hand

sank schwer auf diese und auf jene Schulter. Er würgte an dem Wort: Und du? Und du? – Als könnte der und der sich noch besinnen. Die Reichsten frug er, die Reichsten, die den Raub am wenigsten vonnöten hatten, und die sagten: „Vor's der Feind genommen, kommt's doch erstlich uns zu!"

„So wart ihr selbst der Feind, der schlimmste eurer Heimat!" Keuchend warf er's ihnen zu.

„Und ihr? Und ihr??!" – – –

Wieder andere nahm er bei den gierigen Fäusten... „und ihr?" – Wie die Frage Gottes selber traf es sie. Sie wuschen sich rein. „Alle haben's tan!" und drehten ihm den Rücken.

Da sinkt ihr Lenker in sich zusammen. Seine Seele ist wund und wie zu Tode erschrocken. Das traurige, schmerzerfüllte Auge hebt sich und streift den Fels der Heimatberge.

Jetzt weiß er, dieser hat doch Sprünge, tiefe tiefe Sprünge und Schäden.

Und dann schaut sein Auge wieder ihnen nach, den Kindern dieser rissig gewordenen Heimat. Sie sind schon ein Stück voran – da hören sie ihn weinen – ihn, ihren ehemaligen Führer, den wohlmeinenden Freund von gestern, und es ist ihnen seltsam. Sie fühlen, was seine Träne spricht: „Werft ab die böse Bürde! – Gebt fremde Habe wieder her! – – – Ich bitte euch! – – – Das schöne Bild der Heimat, o verwischt es nicht und löscht nicht alles Gute aus!"

Die meisten aber konnten nicht dem Bann des Unrechts widerstehen und überschrien ihr elendes Gewissen, auf daß es schwiege und erstarbe.

Noch stand Wegleiter und noch, als sie schon von ihm gegangen, und es war, als könnte er in Ewigkeit selbst nicht mehr weiter, in Ewigkeit nicht mehr. Nur das tat er – den verlorenen Seinen sah er wie zerschmettert nach: sogar über ihrer Vätergewandung trugen sie Raub und Stadtflicken. . . .

Wegleiter schaute in einen gähnenden schauerlichen Abgrund, in dem seine geliebte frühere Welt für immer schwarz und finster versank.

Als aber die Lahmheit seiner Schritte wieder aussetzte und er vorwärts konnte, war es, als schritte er einen schleppenden Trauermarsch – langsam, langsam – dumpf und hohl, und die Natur klagte mit ihm. Ein wimmernder West war aufgestanden und blies novemberkühl den Wald und die Straße entlang. Es war wie ein schmerzliches Andante des Weltenleides. Doch bald ging es über in trotzige Bässe und wuchs heran zu ungebärdigster Gewalt. In keuchenden Synkopen voll Körperlichkeit und Schwere griff das Stürmen ineinander und Stimmenseelen klagten in wilden Prestis wie harte und gehetzte Lebensstreiter.

Verwirrend jagten die entfesselten Kräfte dahin und umschrien Johannes Wegleiter, der wie ein Abgeschiedener des Weges kam, an der Hand des Leides, der Verwirrung. In Zerrissenheit betete seine Seele:

„Gib ein Neues, Herr in Gnaden – gib das Ende der Wirren – gib die Sehnsucht nach dem alten Rechte und den Frieden!“

Das, nur das, hauchte seine arme Seele, immer wieder nur das. Sie selbst ist in Nacht versunken, ist hineingeraten in das Chaos weher Weltenrätsel. Sie steht mit Dämonen hart am finstern Abgrund und sieht das Verhöhnen der gequälten Kreatur.

Immer rasender schreit der Sturm. Wie die Riesenschritte der höhnenden Not kommt es einher und schwere finstere Wolken rasen mit; sie rasen über Berg und Tal und den Johannes Wegleiter dahin.

Das ist ein Knattern wie bei einer Schlacht im Hochwald, auf den Halden reißt die zornige Gewalt die Bäume aus und schleudert sie ächzend nieder. Die Entfesselung ist maßlos. Sie paßt zum Seelenkampfe Wegleiters, des erschütterten Menschen. Wie gepeitscht und wie zerrissen ist sein Ich und er betet laut und weh: „Gott, Gott – warum hast du uns verlassen?"

Da steht noch einmal Satan neben ihm und seine Worte sind wie herausgerissen aus den Sturmeschören:

„Was rufst du Gott? Siehst du nicht, daß er seine Wesen meidet, daß ihn seine Schöpfung reut, daß die Kreaturen ihrem Untergang geweiht, Verworfene, Verlorene und Schuldige sind, Millionen und Millionen!"

Wie des Bössinns wildes Lachen schrie der Wind, und Satan spottete Wegleiters Schmerz.

Der sprach nun laut und mit Kampfesmut dawider: „Sie kommen doch aus Nacht zum Licht. Immer treuere Unterweiser werden siegender, gefestigter und unumstößlicher das Gute lehren, und eines Tages sind sie Starke, Gotteswahre. Mögen die Kämpfe hienieden auch toben, der Herr hilft doch ewig den Schwachen und übet Geduld!"

„Du täuschest dich wieder, Träumer! Laß ab von deiner Hoffnung und Müh'! Du gießest Wasser durchs Sieb. – Gold bleibt die Lockung, der Zauber, das Narrenziel, das sie zum Untergang alle ewig zerrt und zieht."

„So laß uns Besseres erfinden als Gold, den Sieg des Geistes über die Materie."

Und schneller ging Johannes. „Ich will nun noch lieber zu ihnen, um das Alte aus- und das Neue einzumeißeln" . .

Der Sturm hatte seine Höhe erreicht. Ein Orkan schrie: „Sieger bleibt das Gold, deine Müh' ist umsonst!" Und Satan stand mit dem Lachen der Gewißheit vor Johannes Wegleiter: „Dies Weltübel ist unheilbar — sie bleiben mindere Seelen."

Da ging die alte Angst durch des Pfarrherrn großen schönen Glauben, und langsam wieder und vornübergebeugt schritt er einher.

Wohin? — Sie brauchten ihn vielleicht doch wirklich nimmermehr.

Da brachen Sonnenstrahlen durch das Grau am Himmel, und lichtumsäumte Wolkenballen warfen seligen Widerschein hernieder auf die Erde, und das Toben setzte für Augenblicke aus. Eine Stille voller Geheimnis legte sich auf alles. Eine Stille, als kämen spät noch irgendwo Blumen oder süße Freuden auf die Welt — als kehre ein heiliger Schein zurück und segnete.

Satan war verschwunden, und eine Stimme sagte sanft und mild:

„Johannes Wegleiter!"

Johannes hob den Blick und sein Gott schritt neben ihm, ganz unaussprechlich gütig, wunderbar.

In geheimnisvollem Piano, wie in zartem Atem, erhob sich noch einmal der Wind und Gott sprach:

„Des Menschen Arbeit auf Erden sei ein kluges, starkes Mitnehmen und Mitemporführen seiner Erdenbrüder. Johannes Wegleiter, höre nicht auf den Ver-

sucher und gehe ihnen nun doppelt nach. Hilf als Sehender den Blinden!"

Johannes lauscht und versteht; sein inneres Ohr ist wach:

„Amen, Herr und Gott, mit neuer Liebe gehe ich zu ihnen."

In sanfter Weihe und milden Akkorden, gleich einer Pastoralsymphonie, verweht der Wind.

Der Tag schickt aus Nordwesten jetzt vollen reinen Glanz; unter ihm schreitet der warme Menschenfreund und kehrt in sein Dorf zurück als nimmermüder, starker Heiland und kluger Wegführer.

Der erste Stein

Von Heinrich von Schullern (Innsbruck)

Max Kullmann hat die Industrierätin Grondek gemalt. Ihm ist der Sieg geworden. Sein Bild ist das beste. Seltsam: ein praktischer Jurist und Lebemann, der in seiner kargen freien Zeit auch noch pinselt! Man nahm ihn stets als Dilettanten. Natürlich: „macht er doch keinen Erwerb daraus." Er malt — zum Zeitvertreib. Aber Kullmann ist als Vergnügungskünstler ein weißer Rabe; er kann etwas, er kann wirklich etwas, in diesem Falle sogar mehr als die Künstler von Beruf in der ganzen Stadt. Ein alter Maler, der seinen Ruhm in der Tasche hat, der in der Enzyklopädie als hervorragend geeicht ist, bestätigte es. Die Frauen vergöttern Kullmann. Er ist stattlich, elegant und — ein Genie. Das Porträt der Dame des Hauses in der Villa Beaulieu ist ein Meisterwerk. Der alte „Hervorragende" hat es ge-

sagt, nun sagt es die ganze Welt. Trotz Verteidigung in Strafsachen, trotz Prozessen aller Art, ein paar Stunden des Nachmittags lebt er seiner Kunst und preist sich glücklich, daß er nicht — von ihr leben muß. Er hat auch Irta Radolovic gemalt, in ihrem bronzefarbenen Teegown; er hat sie mit dem ganzen Charme ihrer Beweglichkeit, so merkwürdig das klingt, auf die Leinwand gebracht, gerade in der Robe, die sie am apartesten von allen kleidet. So unverschämt apart! Zum mindesten empfindet dies Konstanze von Breising. Irta läßt darin ihre Reize derart spielen, daß Konstanze erklärt, an ihrer Statt erröten zu müssen.

Fruchteis hatte das Innere gekühlt; nun wird der frische Abend, da man den Jour in der Villa Beaulieu verläßt, eine Labsal für die äußere Oberfläche. Man sendet übermütig Autos und Wagen nach Hause. Selbst Konstanze, die Fleisch gewordene Gemessenheit, zieht die Fußwanderung vor.

Irta Radolovic, heute abwesend, bildet den Gegenstand der Unterhaltung einer ganzen Gruppe. Es werden Enthüllungen laut. Irta räche sich nun also in der Tat für das unermüdliche Manöver in Seitensprüngen, das ihr Gatte, wie alles andere, en gros betreibe. Man denke, einen fremden Kavalier, der nicht einmal Freund des Hauses, empfange sie täglich in Abwesenheit des Gatten.

Ein ganzer Knäuel von Damen drängt zusammen, gleich Schafen um eine Handvoll Salz. Enthüllungen sind für Damen ohne Beschäftigung das Lebenssalz. — Also die schöne, pikante Irta auf der Bahn des Verderbens! Konstanze ist indignierter als alle. Sie legt nun das Lorgnon auf die scharfe Nase, prüft die

Mienen der Weiblichkeit und fühlt sich enttäuscht. Es fehlt das Ursprüngliche der Entrüstung.

„Eine Irta Radolovic, meine Damen, verkehrt in den exklusivsten Salons!"

Max Rullmann seufzt für Konstanze hörbar:

„Wer aber würfe den ersten Stein?"

Gleich einer Viper schießt Frau Breising herum und züngelt:

„Herr Doktor, seit mehr als einem Dutzend Jahren, seit den Zeiten des Anstandsunterrichtes in der Tanzschule, habe ich das seltene Vergnügen, Sie zu kennen. Eine Äußerung, gleich der, die Sie eben getan, ist nicht gentlemanlike, paßt nicht in Ihren Mund. Ich nenne so etwas — grob, mein Herr!"

Beifälliges Gemurmel, versteckes Lachen. Rullmann strafft seine hohe Gestalt, lächelt:

„Aber bitte, meine Damen, was die Anwesenden betrifft . . ."

„All right!" spöttelt Konstanze, „uns wäre erlaubt — Steine zu werfen . . .?"

„Ganz — nach Geschmack, meine Gnädigste . . .!"

Frau von Breising wirft stolz den Kopf zurück und bemüht sich um die Situation.

„Steine zu werfen, dazu fühlt niemand von uns Beruf, Herr Doktor, aber ein Tadel muß auch in heutiger, leider sehr skrupelloser Zeit gestattet sein. Ich wenigstens nehme die Freiheit in Anspruch, das Benehmen von Frau Radolovic un . . . ziemlich zu finden. Wo bleibt die Würde unseres Geschlechts?"

Einige Federhüte geraten in nickende Bewegung.

Max ist es selbst, der nun eifrig nach anderen Themen fahndet. Konstanze schaut gleich einer Siegerin.

Gerade jetzt biegt die Straße zur Villa Breising ab. Max bittet, die Begleitung übernehmen zu dürfen.

„Wenn es Ihre doppelt kostbare Zeit gestattet?"

Die ein wenig eckigen Schultern zucken.

Da man allein ist, beginnt Max, dies Urbild der kecken Männlichkeit ganz leise, wie zaghaft zu flüstern:

„Gnädigste erinnerten mich gerade an eine Zeit! ... Vor zwölf Jahren war's. Da besuchten wir zusammen die Tanzschule."

„Eine schöne Zeit immerhin," bemerkte sie, tief atmend, und es gelingt ihr, diesen Seufzer mit unbefangener Gleichgültigkeit auszustoßen. „Welch treuherziger Optimismus! Alles sahen wir sonnenhell und rein!"

„Wie unsere Liebe!"

Konstanze dreht ihr schmales Gesichtchen, in dem manch hübsche Linie der Zeit getrotzt, schneller, als mit dem hohen Grade ihrer weiblichen Würde vereinbar.

„... Wie unsere Liebe? Herr Doktor, Sie träumen!"

„... Wie — meine Liebe denn, gnädige Frau."

„Ihre Liebe?"

Konstanze ringt nach Gleichmut.

„Sie hätten mich geliebt?"

„Könnten Sie vergessen haben, Frau Konstanze, wie Sie mich beim letzten Rundtanze fragten, ob ich mich krank fühle? So blaß fanden Sie mich."

„Damals beim letzten ...?"

Sie tut, als durchforsche sie mit Mühe die Reste des Erinnerns. Schlecht spielt sie die Komödie.

Er greift nach der überschlanken Hand und forscht in ihrem Auge. Sie reißt die Hand an sich und sagt kühl, das Zittern ihrer Stimme bezwingend:

„Ach das war, als Sie das erstemal mit Breising zusammentrafen und ihn beinahe brüskierten?"

„Ich liebte Sie und wußte, daß ein Krösus Protegé Ihrer Eltern war."

„Unerhört, Herr Doktor, welcher Ton . . .! Sie — Sie hätten mich damals wirklich — geliebt?"

„Nur damals?"

Es klingt wie eine stille Frage an das eigene Ich gerichtet.

Wieder ein Haschen nach ihrer Hand. So tief zieht er die Kühle des Abends in seine Brust, daß es gleich einem Seufzer ist.

Stumm schreiten sie hin, eine ganze Weile.

Der Ton ist verändert, da Max wie sprudelnd die Worte spricht:

„Ich hätte gewünscht, Gnädigste sähen Irtas Bild. Es übertrifft das der Industrierätin. Natürlich: Individualität!"

Konstanze ist zerstreut. Die Achseln zuckend, die Augen hochmütig schließend, belehrt sie:

„Wie sollte mir das Bild sichtbar sein? Dieser Dame Salon betrete ich nicht."

„Schade . . . es war die Einleitung zu einer Bitte. Darf ich wagen?"

„Die Bitte vorzubringen? — Ja."

„Ich brenne darauf, auch Sie zu malen, Frau Konstanze."

Überraschung tritt offen zutage. Genugtuung, Freude bleiben versteckt.

„Aber welch ein Zusammenhang . . .?"

„Ich wünsche Ihr Urteil über das Bild. Während des Malens, wie oft habe ich . . . Gestatten Sie mir zu sprechen?"

Konstanze zaudert. Die Neugierde quält.

„Nun denn!"

„Während des Malens ... immer, immer gedachte ich Ihrer."

„Herr Doktor, ich bitte ..."

„Ja, Konstanze. Ich glaube, manche Linie auf Irtas Bild gehört Ihnen. Ich näherte mich meinem Ideale. In derselben Pose, sehne ich mich, Sie, meine Gnädigste, zu malen, genau in derselben Pose. Das Haupt leicht geneigt, der Blick nach oben. Dieses Bild schlägt Irtas Bild. Endlich einmal Begeisterung, denken Sie: Begeisterung führte meine Hand. Ich kann eine Höhe künstlerischer Leistung erklimmen, die ich bisher nur im Traum gesehen. Reichen Sie mir die Hand dazu! Es sei mir gestattet zu sagen: aus alter Freundschaft."

„Sie haben meine Neugierde erregt. Vielleicht auch meine – Eitelkeit. Möchten Sie doch das Bild jener entsetzlichen Radolovic ausstellen, damit ich es sehen kann."

„Ich will nicht. Krethi und Plethi säßen zu Gericht. Mir ist die Kunst Freude allein, nicht Erwerb. Betrachten Sie das Bild – bei mir. Eine kleine Änderung – Verschönerung natürlich. Es ist morgen in meinem Atelier."

„Und ich soll erscheinen, um es zu sehen?"

„Ersehne ich doch Ihre Erlaubnis, Sie genau in derselben Pose ..."

„Wie, diese, diese ... Gut, aber das Bild wird in meinem Hause gemalt und niemand darf es schauen."

„Niemand. Auch besser so. Ich wette ... Darf ich sagen, was ich wette?"

„Wenn ich es hören darf?"

„Ich wette, daß Ihr Bild jeden Mann entzücken wird. Bis zum Wahnsinn entzücken."

Konstanze ringt sich helles Lachen ab: „Bis zum Wahnsinn?"

Max fängt ihre Hand zum drittenmal.

Ein ganz schwacher Wille nach Befreiung.

Ihr Versuch mißlingt, die Hand bleibt in der seinen und zittert leise.

Sie sind am Gartentor der Villa Breising angelangt.

„Morgen nachmittag steht Irtas Bild in meinem Atelier – nur für Sie, gnädige Frau."

„Ich . . . werde erscheinen."

* * *

Konstanze sieht sich Irta gegenüber, Irta in Lebensgröße von Max gemalt. Max erscheint nicht. Lange nicht. Irgendeine Ausrede. Sie fühlt Hitze in den Wangen, je länger sie diesen Nacken, diesen Busenansatz besieht. Ja, Irta ist schön, hat sie erst ihre Reize entfaltet. Es wüchse der Neid, dürfte sie nicht seiner Worte gedenken. „Ihre eigenen Linien spielen hinein."

Max erscheint mit fragendem Blick. Sie nennt die Ähnlichkeit verblüffend, lobt die Technik. Indignation über das tiefe Dekolleté bleibt in der Grimasse stecken.

„So dachten Sie auch mich auf die Leinwand zu zaubern? So, ganz so?"

„Ganz so, natürlich, meine Gnädigste. Die Linien sind den Ihren nur ähnlich, durch die Phantasie veredelt. Ihr Bild muß stärker, viel stärker wirken, schon wegen der Überlegenheit des Kolorits. Und dann – dieses Auge! Ich zittere vor Freude, denke

ich der Harmonie des Kunstwerkes, das ich schaffen will und kann!"

„Das Kolorit?"

Unbedacht, von Scham tief gerötet, stammelt sie: „Aber woher wissen Sie . . .?"

„Gnädigste waren doch Patronesse des schönsten Balles dieser Saison!"

„Ich vergaß."

Konstanze fühlt die Hitze ihres Gesichts sich verstärken, unerträglich werden. Sie kehrt sich ab, betrachtet irgendeine Skizze an der Wand.

Max eilt an ihre Seite, sein Arm gleitet um die allzu schlanke Mitte, legt sich weich wie ein Schleier um sie.

„Gönnen Sie mir, die klassischen Linien Ihres Halses wieder zu schauen. Ein Genießen wie das eines Perlenquells für den Schmachtenden. Ich dürste nach Schönheit, Konstanze!"

Frau Konstanze sitzt im weichen Fauteuil, abgewendet, mit gesenktem Kopf. Hartnäckig brütet Glut in ihren Wangen. Das stiehlt ihre Fassung, Sicherheit, Ruhe. Sie will sich nun erheben, das Atelier verlassen. Doch Max ist zur Stelle, fängt beide Hände, wirft sich auf die Knie und kniend bittet er um ihr Bleiben. Und da sie gegen ihn sich auflehnt und befiehlt, sie freizugeben, legt er wie Klammern seine Arme um die verkümmernde Grazie ihres Leibes. Da seufzt sie, daß es klingt wie Stöhnen, gehorcht der Übermacht. Kein Wort fällt. Doch ein Fangspiel der Blicke beginnt. Da wird ihm offenbar, welch ein Feuer aus ihren Augen lodert, und er preßt das liebedürstende Weib an sich. Noch ein kurzer, ver-

zweifelter Widerstand. Dann legen sich zwei Lippenpaare aufeinander.

„Lassen Sie mich!"

Sie schnellt empor, hält die Hand auf die Stirne gepreßt, schaut wie eine Erwachende.

In Bestürzung gibt er sie frei. Ihre Haltung wird hoheitsvoll. Sie grüßt stumm und geht. Auf der Treppe hascht sie nach dem Geländer. Max folgt ihr nach, eiligst, hilfsbereit, will sie stützen.

„Lassen Sie!" fleht Frau von Breising.

„Werden Sie mein Atelier wiedersehen?"

„Nein, abermals nein!"

„Gnädige Frau ... Konstanze!"

Gleich einem verwundeten Tiere schaut sie in sein Gesicht.

„Morgen um dieselbe Stunde. Sie werden mich in der Robe wiedersehen, die ich als Patronesse trug."

Ein neuer Schwindel läßt ihren Körper schwanken. Max hält sie in seinen Armen gleich einer reifen Frucht. Er führt sie ins Atelier zurück.

Sie liegt im Fauteuil, willensberaubt, schließt die Augen. Er setzt sich auf einen Schemel ihr zu Füßen, spricht von längstvergangener Zeit, von der Tanzschule, von ihrer jungen Liebe. Von der unseligen Treue seines Herzens. Sie hält noch immer die Augen geschlossen und lächelt Bildern aus Träumen gegenüber. Doch immer, wenn er sie berührt, fährt sie empor. Nun lächelt sie wieder freudig, schmerzvoll, einer Irren gleich.

Dann kommt Ruhe, die Ruhe der Müdigkeit in ihren Körper; in Schlaffheit sinkt sie zurück.

„O sprechen Sie mir wieder von jener längstvergangenen Zeit!"

„Liebten Sie mich damals, Konstanze?"

„Damals und — immer!"

Er legt sein Gesicht sanft an ihre Brust; sie umklammert ihn, atmet tief und schwer.

So bleiben sie.

Doch plötzlich springt er auf, rückt die Staffelei zurecht, zieht an den Vorhängen, bis die Beleuchtung seinem Wunsch entspricht.

Dann beginnt er, mit dem Kohlenstift Linien zu ziehen.

Zuweilen tritt er an sie heran, ändert mit leisem Druck die Haltung ihres Hauptes, ihrer Schultern. Mit bleichem Gesicht, verwirrt, unfähig zu klarem Verstehen sitzt sie da, einzig seine Umarmung ersehnend.

„Nur wenige Striche, morgen beginnen wir."

„Ich komme zu dir, wie du es wünschest. Befiehl, befiehl!"

Als er wieder naht, musternd mit den Augen des Malenden, hält sie ihn fest. Voll Raserei bebt sie an seiner Brust, stöhnt und fällt schluchzend, da er sie nicht hält, in den Fauteuil zurück.

„Max, täuschest du mich? Schwöre, daß du nur mir gehörst!"

Sie gleitet hinab zu seinen Füßen, preßt die Stirn an seine Knie. Er bleibt regungslos.

„Nicht die arme Konstanze liebst du, Max, o bekenne! Der Zweifel quält mir das Herz. Wen, wen liebst du?"

Er hebt zuckend die Schultern.

„Irta Radolovic!"

Die Kniende wirft das Haupt zurück.

„Irta! Geliebt von einem Manne wie du . . .?"

Auf seinem Gesicht ein seltsames Lächeln.

„Irta Radolovic' Ehe ward ohne Liebe geschlossen."

„Auch meine Ehe. Wie bin ich unglücklich, Max!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er bettet die Linnenblasse auf eine Ottomane.

„Deine Geliebte ist — Irta."

„Und wenn Irta Radolovic — niemandes Geliebte wäre?"

„Bin ich dein Spielzeug? Du belügst mich, Max!"

Tiefer Ernst ist über seine Züge gebreitet.

„Niemandes Geliebte ist Irta Radolovic, niemand—des! — Hier trügt der Schein. Irta liebt — ihren Gatten. Gibt es denn nicht Frauen, die besser sind als ihr Ruf?"

Konstanze öffnet die Augen weit.

Und wieder das seltsame Lächeln um seinen Mund. Er macht sich zum Gehen bereit, bringt ihr Hut und Sonnenschirm.

„Konstanze!"

Sie weint.

„Fürchte dich nicht, Konstanze. Auch wenn Irta ahnen sollte ... Pose der Tugend kennt sie nicht und wirft — keinen Stein auf dich!"

—

Der Teufelsgriff

Von Richard Strohschneider (Innsbruck)

„Naa, das dürfens nit glauben! War nit allweil so kopfhängerisch wie i jetzt bin —! Bin früher amal lustig g'wesen ... bis i den verhöllten Teufelsgriff tan hab, den Teufelsgriff —"

Der alte Oberinntaler Landbote schwieg und blickte starren Auges vor sich hin.

„Teufelsgriff?" fragte ich, „wie sagten Sie?"

„Ja, dös war's ... a Griff, wo mir der leibhaftige Gottseibeiuns selbsteigen die Hand gelenkt hat! Sixt, in jungen Jahren bin i amal draußen g'wesen im Boarischen ... hab dazumal nit viel geben auf unsern Herrgott und seine Heiligen, allweil lustig drauf zu gelebt, wie's so ist in die jungen Johr! Heut freilich ist's anders! Ja, wenn dir die Jahrln auf den Buckl rucken, Freund, und wenn d' nachdem zurückschaugst, wie's früher gewesen ist, — ja, da greifst dir wohl an den Kopf, wie's möglich war, daß du amal so dumm, so hundsdumm gewesen sein kunntest!"

Der Alte schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ja, aber wie war's mit dem Teufelsgriff?" forschte ich weiter.

„Richtig, von dem Teufelsgriff wollt ich dir ja erzählen im Boarischen drin ... a heißer Tag war's, gestaubt hat's auf der Landstraßen, daß mei Joppen schon völlig mausgrau gewesen ist, der Schuh hat mi drückt und einen Durst hab i g'habt, einen ganz höllischen! Da steht am Wegrand eine Kapelle, neben ihr a Lindenbaum. Gut, denk i mir, grad recht, da setzt di jetzt nieder auf die kühlen Steinstufen! I setz mi, schaug zuerst zum Himmel aufi, leg dann mein Hut ab ... Teifel eini, liegt da nit auf einmal a Geldbeutln neben mir? Hui-jaxtax, denk i mir: da heraußen im Boarischen, da liegt's Geld gar auf der Straßen! I heb den Beutel auf, schau nach, sein lauter silberblanke Münzen drein, — dreihundertundsieben Mark, i weiß es heut no auswendig. Laß die Pratzen von dem Geld, sagt mir a innere Stimm. Aber die Vermahnung ist nur ganz leise g'wesen ... o weh, o weh, ja wenn sie nur a bissel stärker gewesen

wär, grad nur a bissel stärker, so wär 's Unglück ja nit geschehen. So aber hat mir der Schwarze daneben allweil brav eingeben: Sei kein Narr nit! Behalt dirs Geld! Nimmst du's nit, nimmt's a anderer — und da hab i ihn tan den Teufelsgriff."

Der Alte schwieg, sein verwittertes Gesicht schien ganz in Gram erstarrt zu sein. Die braune Hand, die das Weinglas zum Munde führte, zitterte.

„Ist's aufkommen?" fragte ich.

„Naa! Nit! Aber i wollt, sie hätten mich damals derwischt und ins Loch gesteckt!"

Ich sah ihn erstaunt an.

„Ja, sixt," sprach der Alte zu mir, „es kommt immer ganz anderst, als der Mensch denkt! Droben am Fernpaß war's, i bin unter Fuhrleuten gesessen ... da hab ich's ganz durch einen blinden Zufall erfahren, wem das Geld gehört hat, — an alten Weibl hat's gehört, an alten Weibl, die zu ihrer Tochter fahren wollt, um ihr beizustehn in der schweren Stund! — Himmel, Herrgott, da hat's mir an Stich geben!"

„Das Geld war bald verputzt," fuhr der Alte fort, „aber i hab mei Lebtag dran zu tragen gehabt. Beichten bin i gangen, beten und wallfahrten: nichts war damit! Ins Boarische bin i außer, das Weibl derfragen: i hab nix von ihr erfahren können. Amal hat mir träumt, i sei gestorben. Wie i vors Himmelstor kimm, steht der Petrus mit einer goldenen Wage davor: in der einen Schalen sind meine guten Werk gelegen, in der andern meine bösen. War so ziemlich Gleichgewicht. Auf einmal fährt droben in den weißen Wolken ein buckliges Weibl auf, und wirft einen Lederbeutel herunter in die Wagschalen zu meinen schlimmen Werken. Die Wagschalen ist gleich gesunken

und die andere dafür in die Höh geschnellt wie a Hennenfeder! Zu leicht bin i für-befunden worden und hätt sollen eini ins ewige Feuer ... schon hat sich das Höllentor auftan und im wilden, heißroten Geflamm hab i die Teufel kohlrabenschwarz umeinand hupfen gesehen — da bin i aufgewacht und vor Schreck aus dem Bett gesprungen. Die Haar seind mir zu Berg gestanden. Und dann hab i um Gnade bittet und betet und da hat's mir auf einmal einen guten Gedanken eingeben."

„Was ist Ihnen eingefallen?" fragte ich.

„Von derselbigen Stund an hab i angefangen Geld z'sammsparen bis i dreihundertundsieben Gulden beisamm gehabt hab. Da hab i fünfzig Gulden auf Seelenmessen gestiftet, — wann i amal nimmer auf der Welt bin, werden sie gelesen werden. Den andern Teil hab i als Almosen weggeben, so nach und nach, — dem Handwerksburschen a paar Sechser, — dem alten Weibl einen Gulden, — alles im geheimen, daß nix laut davon worden ist! Und sixt, seit damals ist's besser mit mir worden."

Ich schwieg. Dann gab ich dem Alten ein paar Trostworte. Aber er schüttelte nur den Kopf: „Mei Straf kommt noch für mich ... droben im Fegfeuer. Aber i hoff, der Herrgott wird mir gnädig sein. Wann d' amal hörst, daß i nimmer leb, nachdem betest a paar Vaterunser für mich."

Ich versprach ihm das. Auch versuchte ich ihn zu überzeugen, daß seine Schuld durch seine Reue reichlich getilgt sei. Aber davon wollte er nichts wissen.

„Du! Du! Bist, scheint's, a a feller Heidenzapfen, wie sie jetzt genug umeinander sein und uns unseren alten, heiligen Glauben verunglimpfen wollen."

Ich schüttelte den Kopf. Da es inzwischen aber schon spät geworden war, reichte ich dem Boten die Hand und ging. Draußen über den Wiesen dämmerte es schon. Der Wald stand schwarz und stumm über den Hügeln und der Schrei der Nachtschwalbe klang von den Bäumen herüber. — Mir schien es, als hätte ich eine seltsame Legende vernommen. Wie eine Erinnerung an urferne Zeiten überkam es mich und den ganzen Abend blieb meine Seele gleich still und feierlich. — —

Freund Hausmann

Von Paul Tschurtschentaler (Bruneck—Sarnthein)

Ehe wir Freunde wurden, bin ich Willibald Hausmann auf unserem Stück Erde dreimal begegnet. Das erstemal war es an der Pforte des Brixener Gymnasiums, wo er mich auf die Seite drängte, um heraus zu kommen, wie es vom Oktavaner gegen einen Sextaner am Platze war. Trotzdem ging es nicht ohne Wortwechsel ab, und ich merkte mir dieses etwas feierlich ernste, nicht alltägliche, hübsche Gesicht.

Das zweitemal war es an einem Herbsttage, als ich über das alte Tschötsch und seine Kastanienhaine nach Velthurns gewandert war. Dort traf ich Hausmann. Er saß im Wirtsgarten oder eigentlich in der Wiese vor dem Wirtshause, wo ein einziger Tisch unter den Bäumen gedeckt stand.

Rote und wachsgelbe Äpfel, Pflaumen und Birnen hingen darüber im grünen Laub und dazwischen durch leuchtete der Herbsthimmel und eine schöne sonnige Landschaft. Ich setzte mich ebenfalls an den Tisch, was er mit einem schweigenden Nicken entgegennahm.

Er war schlank, stak in einem Anzug aus englischer Wolle und hatte ein aschblondes Schnurrbärtchen im frischen roten Gesicht, das im wohl anstand. Er pflegte es auch wie ein Gärtner seine Zinerarienstöcke, zupfte und strich gerne daran. Wie er mir sagte, studierte er Jus an der Universität, glaublich in Wien oder in Innsbruck.

Sonst sprachen wir nichts miteinander und er sah über meinen Kopf hinweg zu jenen langgestreckten, veilchenfarbenen Höhenzügen, die dort im Süden standen. Und ich blickte über ihn hinweg nach Norden, wo ein schneebleiches Gebirge hereinschaute in den lachenden Fruchtgarten des Eisaktales. Auch die Kuppeln von Brixen glänzten zwischen Laubwerk durch und unten zog breit und gemächlich der Fluß im Sonnenschein durch Auen und Weingärten.

Seine Augen schienen trunken, von einem tiefen Glück erfüllt.

Auf einmal wandte er sich gegen mich: „Auch so ein Läufer durch das blaue, romantische Land, Bursche, hab' ich es erraten? — Haha!"

Er lachte fröhlich und ich lachte auch. — Dann fuhr er fort:

„Ist ein freies, herrliches Gesindel, diese Landfahrer, laß dich's nicht gereuen. Zu was wären die Wege so schön und die Berge so weit; zu was stehen ringsum die alten Burgen und Kirchen, zu was hängt die Traube über alle Pfade und winkt Wein aus allen Kellern; — auch ich bin ein Großmeister dieser Sekte, obwohl ich mir einbilde, ein gescheiter, pfiffiger Kerl zu sein!

„Aber was pfiffig? Wenn man sich der Welt freut und einem die Augen übergehen vor lauter Herrlichkeit

ringsum, so ist man der richtige Mensch. – Lumpige Tröpfe sind alle diese Stubenhocker und Weisheitskrämer, die die Welt reine machen wollen und nicht das Herz dazu haben, dem Menschen das einzige zu geben, was er braucht, – die Freude.

„Wir sind die Könige, wir haben Land, Berge, Burgen, so weit das Auge sieht und das Herz sich labt – stoß an – ha, dieser schöne Fleck Erde und alle Menschen darauf sollen leben!"

Die Gläser klangen zusammen, Hausmann tat einen tiefen Trunk, dann nahm er seinen Hut und entfernte sich mit einem trockenen „Servus". Es war etwas Scheues über ihn gekommen und ich glaube, er hat auf weiter Bergheide noch lange allein in sich hinein gelacht.

Das drittemal traf ich Hausmann in Innsbruck, wo er ernst und still hinter einem dicken Codex auf der Universitätsbibliothek saß. – Er hatte mich nicht gesehen und vielleicht auch nicht mehr gekannt. Aber ich hatte sein blühend rotes Gesicht nicht vergessen. Jetzt war er freilich etwas bleicher und eine schwere Locke fiel ihm tief in die Stirne herab. – Bald trat ein Herr an ihn heran und sie hielten ein langes Gespräch. Da ich selbst meiner Arbeit nachging, hatte ich sie bald aus dem Auge verloren, als ich auf einmal traute Namen hörte: Gusidaun – Layen – Velthurns. Haho, da blickte ich auf. „Und Sie bringen es übers Herz, über Pfingsten hierzubleiben?" fragte der Herr.

„Und wie fest!" erwiderte Hausmann. –

„Der Maler wartet schon in der ‚Gans' in Klausen, Herr im Himmel, der wird jetzt den ganzen glockenblauen Berghimmel abfärben. Auch Senfta kommt und nimmt seinen schönen Baß mit. Und denken Sie

sich, die kleinen nachtschlafenden Stadtgärten umher, laue Lüfte, schöne Augen, helle Lieder und darüber die Nachtsterne als Zuschauer."

„Fahren Sie zu, Herr Doktor, und lassen Sie mich hier. Das sind kleine Dinge, wenn man eine Braut hat, eine brave Schwiegermutter und vor sich Staatsprüfung und Heirat." Und murmelnd fügte er hinzu: „Alle Welt, der zwickt wie tausend Flöhe – "

„Ach so, behindert. Das muß ich einsehen. Ade!"

„Gute Reise!" Und die beiden schieden. Hausmanns Blicke gingen jetzt weit über den schweren Codex hinaus und hafteten still, sinnend irgendwo am Plafond. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, jenes Lächeln von Delthurns, – aber nur flüchtig.

Das war das drittemal, und als wir uns das viertemal sahen, wurden wir Freunde. – Es war auf Schloß Babenberg im Burggrafenamt. Kennst du es? Kennst du seine lustige Chronika, seine Höhe von Efeu ganz umsponnen, und der Blick über Kastanienkronen und Reblaub hinab ins Etschtal, so voll Gold, so voll Glanz und Sonne? Dann kennst du auch die kleine Terrasse, zu der man durch ein heimlich Pförtlein gelangt. Da plätschert ein Brunnen und die Rosen blühen so tief, rot wie sie nur um die Burgen des Etschtales blühen können.

Dahin kam ich just zur Rosenzeit und auch Hausmann saß dort. Diesmal war er nicht allein, sondern neben ihm saß ein Frauenzimmer, ein frisches, munteres, sprudelndes Wesen – seine junge Frau.

Wir waren bald im Gespräch, über alles, womit man mit jungen Frauen redet, über Glück und Freude, über die Ehe und die schrecklichen Folgen des Ledigseins.

Hausmann blieb stumm wie ein Fisch und schaute über die Mohnblüten am Hute seiner Frau mit glücklicher Miene in die Landschaft hinaus.

„Aber Willibald, was soll das bedeuten! — Du redest den ganzen Tag nichts, das ist ja schrecklich!" sagte Frau Hansmann und warf ihm einen bitterböse sein sollenden Blick zu.

Und ihr Willibald lächelte frohgemut, ohne sich stören zu lassen. „Das ist das Glück unserer Ehe, Lieserl, daß du ganz genau die gleichen Gedanken auf der Zunge hast, wie ich im Herzen. Da kann ich ja schweigen und bin so vogelwohl dabei."

„Also unverbesserlich! Weißt du, ich habe schon auch mein Jus im Kopfe und finde, daß dies einer der größten Scheidungsgründe auf Gottes Erde ist."

„O je! da geht's mir schlecht," rief Hausmann lachend.

„Hier ist der Richter. Wollen wir sein Urteil hören?"

„Angenommen!" erklärte Hausmann.

„Also, Herr, sprechen Sie das Urteil," wandte sich Frau Lieserl an mich.

„War er schon vor der Ehe so stumm?" fragte ich nun. „O Gott bewahre! Da hat er geschwätzt wie ein Kanari!"

„Ausgezeichnet. Lieserl, wie dein Goldkanari, wenn du ihm schön tust," lachte Hausmann wieder.

„Dann wird er verurteilt, uns wenigstens ein Viertelstündchen etwas zu erzählen."

„Ich finde das Urteil gerecht!" lachte Madame Lieserl und klatschte vor Schadenfreude in die Hände. —

„Gut, angenommen! Frauen finden immer ihren Richterstuhl. Vor allem, mein Herr, den höflichsten

Dank, daß Sie meiner Frau so geduldig zugehorcht haben."

„Böſewicht!" rief Frau Lieſerl und ein Handſchuh flog ihm nach. „Ich hätte ſolche Geduld nie aufgebracht und wäre dabei toll geworden!" Diesmal flog eine große weiße Roſe an ſeinen Kopf. Hausmann nahm ſie, ſog den friſchen Duft durch die Naſe und erhob dann ſeine hellen frohen Augen. „Und wiſſen Sie, wie ich zu dieſer ſchrecklichen Meſſaline gekommen bin? — Durch ein einziges Wort. — Bſt, Lieſerl, ſei ruhig, kannſt dann unſer ganzes Leben wieder weiter reden. Das kam ſo. Ich war von den Aktionen und Kondiktionen auf der hohen Schule, wie wohl jeder normale Menſch, eines ſchönen Abends ganz blöd geworden, und als ich mir den Kopf wuſch, flog ein vernünftiger Gedanke heraus und der ſagte: Mach' dich aus dem Staub. Und wo ſollte ich hin, als der Sonne nach — zu Wein, Lachen und frohem Schauen. Um Peter und Paul ſtand ich auf der Höhe der Ploſe, oder eigentlich lag recht gemächlich auf einem Steinblocke, blies den Rauch in die blaue Luft und ſchaute mich in dieſer ſchönen Welt um. Da ſchob ſich auf einmal ein mächtiger Hut, ein blauer Schal und ein zarter weißer Rock zwiſchen mich und die lachende Welt. Das tat mir vorläufig nichts. Und auf einmal ſeufzte ein Stimmchen unter dieſem Hute: „Mein Gott, da möchte ich verheiratet ſein!" Ich war wie aus den Wolken gefallen. Hat dieſes Blitzmädel das herausgeſeufzt, was ich hineingeſeufzt hatte und da blieb nichts anderes übrig, als aufzuſpringen, mich dem großen Hut zu Füßen werfen und ihm zu ſagen: „Hier iſt ein Mann, der das gleiche denkt!"

Sie tat schrecklich beleidigt, ich aber furchtbar demütig, und so kamen wir zu einem gemeinsamen Nachhausegehen und beim Elefant in Brixen zu —

„Willibald!" drohte Frau Lieserl mit hoch erhobenem Finger. — „Also zum zweiten Kuß!"

„Na so was!" rief Frau Lieserl hoch errötet und flüchtete hinter das Schloßpförtchen.

Und Hausmann fuhr fort: „Die Maus war gefangen, das können Sie sich denken, und ich hatte nun Lieserl ein paar Monate am Arm hängen, bis wir uns vor drei Wochen im Gnadenort Georgenberg — dort im schönen Unterlande ist meine Heimat — ganz willig die Hände gaben."

Er schwieg und blickte einige Zeit träumend vor sich hin. Dann sagte er: „Was ich früher im Scherze sagte, ist doch wahr. Meine Frau denkt so wie ich, aber alles hüpft aus ihrem Herzchen und dann werden alle Dinge so frisch und wangenrot bei ihren Worten. Und ich könnte Maler sein, der arbeitet, ohne sprechen zu können.

„Schauen Sie da hinüber. Dieser kleine Wasserfall, der lautlos vom Felsen niederträuft, das grüne Gebüsch umher, alles so sonnendurchflutet, so einsam, so groß! Wissen Sie kein Gedicht dazu? — Oder ein Lied? — Hier ist alles Melodie, zart, fein, leise, wie Nachtigallenschlag, die Seele fühlt träumerisch diesen Ton, sucht und sucht. Ach, es ist ein wundervolles Suchen. Es tönt dort von den Büschen, unten von der Etsch herauf, es tönt vom Kirchlein zu Hypolit, und da drüben aus der Ferne, wo die Felsenrosen des Rosengartens aufblühen. Dieses schöne Land ist voll Musik und das suchte ich in der Welt. So habe ich meine Frau hieher geführt und hier wollen wir bleiben."

Hausmann blickte mich an. Es war wieder jenes Leuchten im Auge wie dort zu Velthurns, der gleiche, frohe, kindliche Blick. –

Wir sprachen weiter von den Burgen und Bergen, vom Lachen und vom schönen Etschland und wurden – Freunde.

Seither haben wir uns alle Jahre einmal zusammen gerufen und getroffen, in Gufidaun, Campaun oder in Villnöß, wo die Wiesen so voll Enzian und Schlüsselblumen stehen.

Dann kam der Krieg und Hausmann fiel. – –

Nun ist alles wie zerrissen. Ich kann kaum mehr den Pfad durch den Kastanienhain nach Brandis gehen, – das feine liebe Singen und Tönen scheint immer wieder zu zerspringen und das Lied zu Ende zu sein.

Heute war Frau Hausmann bei mir. „Wenn ich nur sein Grab wüßte!" sagte sie und weinte.

In größter Not

Von Maria P. Waldhart (Telfs)

Einmal war ein Land, über das ein gewaltiger Aar seine Schwingen breitete. Rot wie in Feuersglut getaucht, lohten die Fittiche, die im Kampf mit Gletscherwinden und Hochlandsstürmen stark und breit geworden waren. Voll sicherer Ruhe schaute das blitzende Augenpaar in die Sonne, die ihr wonnesamstes Licht ausgoß über die Rebenhügel und Tannenforste. Die Sonne meinte es gut mit dem Adlerlande. In tausend Gründe und Winkel sah sie hinein mit ihrem klaren Lachen; sie spielte mit den plau-

dernden Wellen der Bergbäche, die keck und übermütig von allen Höhen herniedersprangen, als gälte es die fröhlichste Wette. Und etwas von dem Lichte der Sonne lag auch über den Menschen, die durch die Täler schritten. Menschen waren es mit derben Schuhen und rauhen Röcken, mit scharfen Zügen und harten Bewegungen, aber Menschen, die von der Welt nicht nur die Außenseite sahen. Sie schwelgten nicht in irdischen Gütern, aber sie tranken von der Schönheit, die um sie ausgebreitet lag, sie zehrten von hohen, wundersamen Schätzen, die sie ahnten und in heiligen Nächten klingen hörten; Schätze waren es, die kein Mensch zu eigensüchtigem Beginnen zu heben vermochte und die darum ganz des Volkes eigenstes Eigen blieben: geheimnisvolle Schätze ...

Der Adler, der über dem Lande kreiste, hielt scharfe Wacht darüber. Manch beutegierige Hand, die sich über die Felsengrate streckte, fuhr zurück unter den wuchtigen Schnabelhieben des roten Aars; er stand im Rufe, keinen Kampf zu scheuen und trotzig und verwegen zu sein im Streite, selbst mit den mächtigsten Räubern. Darum lebte das Volk unter seinen Schwingen in ruhig-starker Freiheit und blieb bei kargem Brote gesund und froh.

Eines kannte der herrliche, rote Adler freilich nicht: Heimtücke und Hinterlist, und diese brachten das Volk in bittere Not. Rings um das Land der Sonne und des heimlichen Glückes lauerte eine Welt von Mächten, die lüstern nach den Schätzen begehrten, von denen seltsame Mär erging. Und sie kamen überein, wie sie des Volkes Herr würden, wie sie seine kinderglücklichen Menschen in Fesseln schlagen und den Fuß auf ihren freien Nacken setzen wollten.

Und siehe – ein Tag kam, da sanken des Adlers starke Schwingen gelähmt zur Erde; kaum streifte sein Blick noch die leuchtenden Firne; müd und leer glitt er über die lenzessehnenden Täler und Triften zu seinen Füßen. Ein Pfeil saß in seinem Herzen, gut, ach todesgut gezielt . . .

„Zuerst der Aar und dann des Volkes heiliger Hort!" So hatten die Feinde geraten und so wollten sie es vollführen.

Sie wußten nicht, daß der Schatz des Volkes nicht mehr in tiefen Bergesgründen lag, – daß er von der Adlerbrut geflüchtet worden war. Das edelste Kleinod lag im Herzen des roten Aars. Er hatte es so gewaltig eingebettet in seine flammende Liebe, daß es eins ward mit seinem Wesen und Leben, und nicht mehr leben sollte, wenn Todesnacht sich über das Adlerauge breiten würde. So war es geborgen, ewig geborgen vor gierigen Händen.

Und die anderen Güter, die kein Mensch je berührt hatte, die waren in großen verschwiegenen Menschenherzen so wundertief vergraben, daß viele es selbst nicht wußten, daß sie Schatzträger waren. Wollte der Feind sie heben, so sollte er werben, werben nicht um eine einzige Hochburg aus Felsgestein und Heimaterde, sondern um tausend verriegelte Burgen, an deren Schwelle Gottessinn und Heldenglaube noch träumend standen, die aber blitzenden Auges sich aufrecken mußten beim ersten Wetterblitze großer Drangsal.

Und weil die Not kam, die furchtbar bittere Not, da der freie, rote Aar getroffen wurde und der edelste Hort mit seinem Herzen schlafen ging, da glühen und klagen die Kleinodien in den übrigen Verstecken.

Sie werden wach, sie werden lebendig wie Blut, das nach Rache schreit ...

Niedrige Not tötet und verelendet. Größte Not aber zündet mit Feuersmacht, wie der sengende Strahl in trockenen Hütten.

Was weiß die Welt von wundersamen Schätzen, die sie nie in Händen hielt? Was weiß sie von den Wundern der Herzen, die groß wurden unter Adlerhut und Sonne tranken in glücklichen heimatfrohen Tagen? –

Die Komtesse

Von Josef Weingartner (Dölsach-Wien)

Auf der Höhe des St. Jörgenberges, neben der alten, malerischen Kirchenruine, stand eine breitschattige Linde und darunter lag im weichen Grase ein junger Mann.

Franz Walder hatte eben sein achtes Semester absolviert und wollte sich nun den philosophischen Doktorgrad erwerben. Für die schriftliche Arbeit mußte er unter anderem auch das gräflich Heimburgsche Hausarchiv benutzen, und der Graf, ein alter, freundlicher Herr, hatte ihn als Gast auf seinem Schlosse behalten. Der junge Historiker, der nur über ein bescheidenes Reisegeld verfügte, nahm die Einladung gerne an und erbot sich dafür, das seit Jahrzehnten vernachlässigte Archiv besser zu ordnen. Nun war er damit zu Ende und zum letztenmal hatte er heute seinen Lieblingsplatz aufgesucht.

Vom St. Jörgenberg sah man nach allen Seiten frei über das wellige Hügelland. So weit das Auge trug, lachte ihm, abwechselnd mit kleinen, dunkel-

grünen Gehölzen, sommergelbes Korn entgegen. Da und dort guckten aus anmutigen Birkentälern stille Dörfchen mit niedlichen, weißgestrichenen Häusern und blitzenden Teichen. Und rings um den Horizont wand sich ein duftiger Kranz verblauender Waldhügel, auf denen weit und wolkenlos der Sommerhimmel lag.

Franz Walder war ein Sohn der Alpen und vom eigenartigen Reiz dieser weitgedehnten Hügelwellen hatte er bisher ebensowenig gewußt, wie vom feinen, heimlichen Parfüm, das um das vornehm-wohlige Leben im Schlosse wob. Desto rascher aber hatte ihn beides in seinen süßen Bann gezogen und in wehmütiger Abschiedsstimmung träumte er nun in die liebgewordene Landschaft hinaus.

Freilich, wenn er aufrichtig sein wollte, so war es nicht die Landschaft allein, was ihm den Abschied so schwer machte. Doch da kamen schon wieder die alten Gedanken, gegen die er ankämpfte Tag und Nacht und die doch nicht von ihm lassen wollten! Fort, fort damit, es war ja Wahnsinn, was sie ihm einflüsterten! Er kniff die Lippen zusammen, wandte sich mit einem jähen Ruck auf die andere Seite und begann trotzig zu pfeifen.

Da hörte er auf einmal ein leises Geräusch hinter seinem Rücken, ein Frauenkleid streifte über das weiche Gras. Erschreckt fuhr Franz herum und sprang in die Höhe, denn vor ihm stand die schlanke Gestalt der Komtesse. Ihr erster Gruß war ein helles Lachen:

„So also sieht die Sache aus," rief sie, „ich hatte mir's anders vorgestellt! Sie müssen nämlich wissen, daß mich schon längst die Neugier plagte, was Sie denn Tag für Tag da heroben treiben. Ich dachte,

Sie würden etwa mit einer Hornbrille auf der Nase die alten Inschriften der Kapelle entziffern, aber wie ich sehe, halten Sie hier Siesta!"

Franz Walder kam sich unsäglich lächerlich vor.

„Siesta gerade nicht," sagte er kleinlaut.

„Pardon, Sie haben recht. Ich vergaß, daß Sie ja aus Leibeskräften ins Blaue pfiffen."

Dieses verfluchte Pfeifen – wie oft hatte er sich's schon abgewöhnen wollen! Aber wenn er so allein in der weiten, herrlichen Gotteswelt war, konnte er's doch wieder nicht lassen. Was ihn freute und was er litt, irgendwo heraus mußte es. Und da er keine gute Singstimme besaß, half er sich eben auf diese Weise.

„Wissen Sie denn nicht, daß es gegen alle Anstandsregeln ist?" fuhr die Komtesse belustigt fort. Sie hatte ein Vergnügen daran, den lieben, aber oft so unbeholfenen Bücherwurm ein wenig zu plagen. Aber dabei lachte ihr so schelmisch der Schalk aus den Augen, daß es dem armen Studenten jedesmal ganz warm ums Herz wurde. Auch diesmal schwand vor den lachenden Augen der Komtesse bald seine Befangenheit. Vom Lindenwipfel schmetterte eben ein Fink ins Land, und Walder wies in die Höhe:

„Bitte, Gräfin, möchten Sie nicht auch dem da droben predigen?"

„Mensch, Sie sind unverbesserlich! Doch im Ernst, Sie könnten mir wirklich einmal den Cicerone machen und das alte Gerümpel da ein bißchen erklären."

„Von Herzen gern," rief Walder mit rascher Freude.

So traten sie denn in das Innere der Kirchenruine. Den Boden deckte ein Teppich von Gras, die Gewölbe waren längst geborsten und blau quoll der Himmel herein. Nur die gotischen Pfeilerbündel schossen

noch schlank in die Höhe und an den ausgebrochenen Fenstern hing noch da oder dort ein Rest vom einstigen Maßwerk. An den verwitterten Wänden aber waren etliche Marmorplatten eingemauert, die Grabsteine der alten Grafen von Heimberg.

Voll Eifer begann der junge Historiker seine Erläuterungen. Nun war er auf sicherem Boden, hier brauchte er sich auch vor vornehmen Leuten nicht zu scheuen. Er wußte viel, und sein reiches Gemüt erfüllte dieses Wissen mit frischem, warmem Leben. Mit unverhohlener Bewunderung lauschte die lernbegierige Komtesse seinen Worten.

„Aber wo haben Sie denn das nur alles her?" fragte sie, als er zu Ende war.

„Das ist doch nichts Besonderes," erwiderte er.

„Für unsereinen immerhin."

Glücklich und dankbar sahen Walders strahlende Augen auf die Komtesse. Wie schön sie doch war, wie frisch und wie natürlich! Und wenn es tausendmal so töricht gewesen wäre, so viel Schönheit und Liebreiz konnte einen nicht gleichgültig lassen. Entzückt sah er zu, wie sie nun ihr Kleid raffte und behend wie ein Reh über einen Steinblock hüpfte.

„Kommen Sie," rief sie zurück, „diese Inschrift hier müssen Sie mir noch erklären. Ich war oft schon neugierig, was es damit für eine Bewandtnis hat."

Es war ein einfacher, roter Marmorstein. Unter dem gräflichen Wappen umrahmte eine großblättrige Kartusche eine künstlich verschnörkelte Inschrift.

„Das ist der Grabstein der jungen Gräfin Adelheid von Heimberg. Sie starb mit achtzehn Jahren."

„Achtzehn Jahre! Und diese Verse? Ich hatte sie nie ganz entziffern können."

Walder trat näher und las:

„Hie lig vor den Jahren todt.
Achzehn Jahr – dem Tod ein Spott.
Schön ist die Erd, kurz ist die Zeit:
Hiet Dich vor Sind und sey beraitt.
Mir ist wohl."

„Ei wie hübsch," rief die Komtesse. „Und wissen Sie mir nichts Näheres von dieser armen Adelheid zu erzählen?"

„Leider nein. – Doch warten Sie, der Grabstein trägt die Jahreszahl 1628 und um diese Zeit hat einer Ihrer Ahnen eine Art Tagebuch geführt. Ich habe noch nicht alles durchgelesen."

Die sonderbare Grabschrift hatte die Komtesse neugierig gemacht und auf ihren Vorschlag hin gingen sie beide alsogleich zum Schlosse hinab. Im Garten kam ihnen der Graf entgegen, einen Brief in der Hand und die Stirn in Runzeln.

„Irma, einen schönen Gruß von Karl. Morgen kommt er – mit Nachtragsprüfung."

„Wieder!"

„Es ist ein wahrer Jammer mit dem Jungen. Doch das gehört nicht hierher. Was ich sagen wollte, hätten Sie nicht Lust, über den Sommer als Hilfslehrer hier zu bleiben? Es handelt sich um Geschichte."

Franz Walder erschrak förmlich. Wie oft hatte es sich im stillen gewünscht, noch länger bleiben zu dürfen! Und nun ... Doch schon stiegen ihm auch die Bedenken auf Sollte er nicht lieber fliehen, solang es noch Zeit war? Machte er sich nicht selber unglücklich, wenn er noch länger in Irmas Nähe

blieb? – Unentschieden wankte er und wußte nicht, was antworten.

„Übrigens," fuhr der Graf fort, „die Sache eilt ja nicht. Überlegen Sie sich's und teilen Sie mir morgen Ihren Entschluß mit."

„Sie bleiben doch?" fragte die Komtesse, als sich der Graf entfernt hatte. Walder sah sie überrascht an. Lag ihr denn etwas daran, ob er blieb oder nicht?

„Sagen Sie doch ja, Sie langsamer Patron, Sie!" Dann lachte sie wieder hell auf: „Und ich werde auch zu Ihnen in die Schule kommen. Weiß Gott, wann es uns wieder solch einen Schulmeister ins Haus schneit."

Walder wurde rot und ganz verwirrt. Er verbeugte sich, versuchte verbindlich zu lächeln und machte dabei eine Bewegung, als ob er der Komtesse die Hand küssen wollte und es doch wieder nicht wagte. Sie bemerkte es und streckte ihm selber die weiße Rechte hin.

„Ecco, Herr Schulmeister," lachte sie.

Das Tagebuch, von dem Franz Walder gesprochen hatte, war bald gefunden. Es stammte von der Hand des Grafen Pankraz von Heimberg und berichtete über die Schicksale des Schlosses im Dreißigjährigen Kriege. Während der Student die vergilbten Blätter überflog, versuchte die Komtesse den großen, mit schweren Siegeln behängten Adelsbrief zu entziffern, mit dem Kaiser Rudolf II. die Heimberg in den Grafenstand erhoben hatte. Sie sah nicht, wie Walder auf einmal im Blättern innehielt, eine Stelle aufmerksam las und noch einmal wiederholte. Erst als er das Heft schweigend zurücklegte und wie verloren darauf hinstarrte, wurde sie aufmerksam und fragte, ob er etwas gefunden habe.

Und Franz Walder erzählte. Er wagte dabei die Komtesse nicht anzublicken, sondern heftete seine Augen noch immer auf das Blatt. Auch schien seine Stimme leise zu zittern.

Im Jahre 1628 war auf Schloß Heimberg ein Fähnlein Dragoner einquartiert worden und der junge Fähnrich gewann in diesen langen, einsamen Winterwochen das Herz der jungen Gräfin Adelheid. Ihr Vater aber hatte sie bereits zur Braut eines böhmischen Erbprinzen bestimmt, während der Fähnrich zwar ein tapferer und bei seinem Oberst beliebter Soldat, aber arm und niederer Herkunft war. So sagte der alte Graf nein und betrieb des Fähnrichs Entfernung. Ein halbes Jahr darauf starb Adelheid an gebrochenem Herzen.

Der kurze Bericht schloß mit der Inschrift des Grabsteines und mit ihren seltsamen Versen:

„Hie lig ich vor den Jahren todt.
Achzehn Jahr – dem Tod ein Spott.
Schön ist die Erd, kurz ist die Zeit:
Hiet Dich vor Sind und sey beraitt.
Mir ist wohl."

„Das arme junge Geschöpf!" sagte die Komtesse mit einem leichten Seufzer, als Walder geendet hatte. Und als dieser nichts darauf erwiderte, setzte sie hinzu: „Sie schweigen? Dauert Sie das arme Ding nicht?"

„Gewiß, Gräfin. Nur hab' ich auch an den Fähnrich gedacht."

Irma hatte seine Bewegung noch immer nicht bemerkt und hielt auch diesen Einwurf nur für einen Scherz, der ihren Widerspruchsgeist herausfordern sollte.

„Ja natürlich," rief sie, „die armen Männer! Trug er nicht selber die Schuld? Warum lockte er sie in sein Netz!"

„In sein Netz? Davon steht nichts geschrieben," erwiderte Walder gekränkt.

„Ach was, Sie haben keine Phantasie! Dann war er wenigstens leichtsinnig. Er mußte doch wissen, daß es für ihn keine Hoffnung gab!"

Dem Studenten fuhr ein jäher Stich ins Herz. So also stand es! Unbewußt und im Scherz hatte ihm die Komtesse das Urteil gesprochen. Tor, Tor, Tor! hämmerte es in seinen Schläfen.

„Sie haben recht," sagte er nach einer Weile und sah dabei vor sich hin ins Leere, „der Fähnrich war ein Tor."

Der eigentümliche Ton dieser Worte konnte Irma nicht mehr entgehen. Betroffen sah sie den Sprecher an, und wie nun ihr Auge dem seinen begegnete, stieg ihr eine Ahnung auf, die sie mit jähem Schrecken erfüllte. Es drängte sie, etwas zu sagen, was ihre Worte abschwächen, was wenigstens über den peinlichen Augenblick hinweghelfen konnte, aber es kam ihr kein erlösender Einfall. Auch Walder war verstummt und ordnete mit hastigem Eifer die herumliegenden Papiere. In gedrückter und befangener Stimmung gingen sie auseinander.

Am Abend meldete Franz Walder dem Grafen, daß er am nächsten Morgen doch abreisen werde, so gerne er seinem gütigen Anerbieten Folge geleistet hätte. Aber er wolle seine Arbeit schon im Herbst einreichen und fern von einer größeren Bibliothek könne er sie nicht vollenden. Das stille, bleiche Gesicht, das der Student während des ganzen Abend-

essens zeigte, verfolgte die Komtesse bis tief in die Nacht. Es war kein Zweifel mehr, er liebte sie, er war tief unglücklich und sie, sie selbst trug Schuld daran. Sie wußte es längst, daß ihrer frischen Natürlichkeit niemand widerstand, aber statt zurückhaltend zu sein, hatte sie den hübschen Studenten mit Liebenswürdigkeit überschüttet. Gestand sie es nur, seine unbeholfene Ergebenheit hatte in den einförmigen Landaufenthalt eine angenehme Abwechslung gebracht, ja, sie hatte ihm mit Bewußtsein ein wenig den Kopf verdrehen wollen. Und dabei war sie seit einem halben Jahre glückliche Braut.

Nun freilich machte sich die Komtesse heftige Vorwürfe. Franz Walder war anders als die leichtfertigen jungen Herren, die sie in den Salons der Hauptstadt kennen gelernt. Er nahm das Leben ernster und sein Fühlen ging in die Tiefe und war echt. Wie hatte sie nur mit ihm spielen können!

Und zu alledem kam noch ihr ungeschickter, taktloser Scherz von gestern. Welche Kränkung mußte es für ihn gewesen sein! Es war klar, damit durfte sie den armen Jungen nicht gehen lassen, das hatte er um sie nicht verdient. Und lange quälte sich die Komtesse schlaflos mit Plänen, wie sie ihren Fehler wenigstens irgendwie wieder gutmachen und Franz Walder den bitteren Stachel aus dem Herzen ziehen könnte.

Am Morgen streifte der Student noch einmal durch den großen Schloßgarten, um von den liebgewordenen Alleen, Lauben und Bänken Abschied zu nehmen. Vor einer blühenden Rosenhecke, wo er die Komtesse das erstemal gesehen hatte, blieb er stehen und atmete in wehmütigem Sinnen den süßen Rosenduft ein. Hier

hatte sein Traumglück begonnen – ach, wie rasch war es wieder verflogen! Doch zürnte er Irma nicht, nur traurig, unsäglich traurig und verlassen fühlte er sich. In diesem Augenblicke sah er ein helles Kleid durch die grüne Hecke schimmern. Sein Herz begann laut zu pochen, er wollte fliehen, aber es war schon zu spät: die Komtesse kam geradewegs auf ihn zu.

Ob sie's ahnte, warum er abreiste? – Doch sie schien heiter und unbefangen wie immer.

„Na, endlich find' ich Sie," rief sie ihm entgegen. „Hören Sie, Herr Walder, wollen Sie wirklich schon heute fort? Können Sie nicht wenigstens etliche Tage noch hier bleiben?"

Walder schüttelte verneinend das Haupt. „Ich danke Ihnen, Komtesse, aber es geht nicht. Ich habe mich bereits für heute abend zu Hause angemeldet."

„So erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Sie zur Bahn fahre. Sie wissen," fügte sie wie entschuldigend hinzu, „ich bin ein leidenschaftlicher Kutschierer. Aber nun kommen Sie, die Fahrt dauert lange und Sie müssen sich noch ordentlich stärken. Ich habe Ihnen ein kleines Gabelfrühstück bestellt."

Sie begleitete ihn in das Frühstückszimmer und leistete ihm Gesellschaft, während er mit Mühe etliche Bissen hinunterwürgte.

Eine Stunde später fuhr ein leichtes Gefährt mit zwei munteren Schimmeln durch die sommergelben Hügelwellen. Auf dem Bocke saß hoch aufgerichtet die Komtesse, hielt die Zügel straff in ihren kleinen Händen und lustig flatterte der Schleier im frischen Morgenwinde. Franz Walder nahm heißen Auges noch einmal ihr süßes Bild in sich auf. Bald hob es

sich hell vom dunklen Föhrengrunde ab, bald war ein goldenes Kornfeld oder der blaue Himmel sein prunkender Rahmen. Franz Walder war in seinem ganzen Leben nie so weh ums Herz gewesen.

Da erreichte die Straße eine kleine Anhöhe, die Komtesse wandte sich und zeigte in die Ferne.

„Hier müssen Sie zurückblicken," rief sie.

Walder tat es, und vor seinen Augen stand noch einmal das weiße Schloß im dunklen Park, und vom St. Jörgenberge winkten ihm zum letztenmal die Kirchenruine und die mächtige Linde nach. Die Komtesse ließ die Rosse langsam gehen, und unverwandt, als könnten sie sich nicht trennen, hingen die Blicke des Scheidenden am trauten Bilde. Aber schon senkte sich wieder die Straße, langsam verschand das Schloß, der Kirchenhügel, die Linde, und endlich schnitt nur mehr ein kahl ansteigender Heideboden jäh und trostlos ins Ätherblau.

Der halblaute Seufzer, der dem Studenten beim Umwenden unwillkürlich entschlüpfte, schnitt der Komtesse tief durch die Seele. Schon tauchte vor ihnen das Bahnhofsdorf auf — wenn sie dem Scheidenden noch ein freundliches Wort sagen wollte, mußte es jetzt geschehen.

„Lieber Herr Walder," redete sie zurück, „verzeihen Sie, wenn meine Frage indiskret scheint. Aber es ist mir immer noch nicht recht, daß Sie sich so plötzlich zur Abreise entschlossen haben, und ich muß fürchten, es hat Ihnen bei uns nicht gefallen. Es täte mir leid, wenn Sie von uns nicht eine freundliche Erinnerung mitnehmen könnten."

„Aber gewiß nicht. Nur daß alles so bald wieder vorüber war, schmerzt mich."

„Wirklich? Wie schade, daß Sie dann nicht länger geblieben sind! Bei uns ist's den ganzen Sommer so einsam und mit Ihnen ließ es sich so gut plaudern. Sie sind ein gescheiter Mensch und eine geistige Anregung nach so viel Konvention und Alltag weiß man zu schätzen."

„Sie sind zu gütig, Gräfin." Franz Walder lächelte wie in Tränen. Er war ihr sympathisch – durfte er mehr verlangen? Es war ja nicht ihre Schuld, daß ihre Wiege in einem Schlosse gestanden.

Am Bahnhof gab es einen kurzen Abschied, denn kaum hatte Walder die Karte gelöst, lief auch schon der Zug ein. Warm drückte die Komtesse seine Rechte und sah ihm dabei offen und freundlich ins Angesicht. Wohl meinte er, er müsse noch etwas sagen, er könnte nicht so konventionell scheiden, aber nur sein Herz hämmerte, die mächtige Erregung schnürte ihm die Kehle zu. Da rief der Portier noch einmal den Zug aus und mit einem gewaltsamen Entschluß riß sich Walder los. Bei der Abfahrt sah er von der Plattform, wie die Komtesse noch am Bahnhofe stand und ihm mit dem weißen Taschentuche nachwinkte.

Krampfhaft hielt er sich am Eisengeländer und winkte zurück. Schon verschwammen die Züge ihres schönen Angesichts, dann sah er noch das flatternde Weiß des Tuches und schließlich verschwand auch das hinter einem vorspringenden Bahngebäude. Das Herz zum Zerspringen voll, betrat er nun das Abteil, ließ sich in eine Fensterecke niederfallen und drückte die Stirn an die kühle Scheibe. Sommergelbes Korn und dunkelgrüne Gehölze, anmutige Birkentäler und hellweiße Dörfer flogen an ihm vorüber, ohne daß er sie gewahrte. Draußen aber, im weiten, herr-

lichen Hügellande, das für Franz Walder nun für immer versank, trabten langsam zwei Schimmel heimwärts, denn ihrer jungen Herrin lagen die Zügel schlaff im Schoße und sinnend ließ sie den schönen Blondkopf hängen – – –

Bäuerliche Ehre

Von Karl Wolf

Der Sixt hat einen großen Hackstock vor das Stadeltor gestellt und spaltet Holz. Es sind knorrige, astige Stücke, die er zu bewältigen hat, und bei jedem Streich, mit dem er die Eisenkeile in die Äste treibt, flucht er, um der Arbeit mehr Nachdruck zu geben: „Kreuz Teufel, – Gehst eini, Hundling! – Wart lei, Sakra! – Aha, gehst auseinand wie a Brotwecken! – So, du Dickkopf, da liegst jetzt!" sagt er endlich befriedigt und wirft die zwei gespaltenen Stücke auf den vor ihm liegenden Haufen Scheiterholz.

Der Hartl hat ein rotes Taschentuch um die Stirne gebunden, unter welchem die Enden von Krautkohlblättern hervorlugen. Er sitzt auf einem Baumstamm vor dem Stadel, schmaucht sein Pfeifchen und schaut gemächlich seinem Kameraden bei der Arbeit zu.

Eine tüchtige Schramme hat er davongetragen vom Tanzboden am letzten Sonntag, von der rechten Augenbraue quer auflaufend bis zum Anfang des Haarbodens. Die Wunde war nicht schön glatt, sondern zackig in den Hautenden, weil der Krug, mit welchem ihn der Sixt damals ins Gesicht schlug, auch einen zackigen Bruch hatte.

Die Geschichte war so: Beim Hasenwirt in Lana war eine größere Gesellschaft als wild bekannter Bur-

schen. Obstklauber waren es, die jeden Herbst in Meran zur Zeit der Obsternte auftauchen, viel Geld verdienen und verbrauchen.

An weiblicher Gesellschaft fehlt es ihnen da ja auch nicht, denn das Sortieren der Obstsorten verlangt die feinfühlige Hand des Weibes. Und die Dirndlen wieder, die sich diesem Geschäfte widmen, sind nicht gar empfindlich, wenn ein grobes Wort fällt, eine anzügliche Rede oder, wenn die Liebe zu einem der Burschen eine besonders kräftige ist, eine Maulschelle. Sie haben große Erfahrungen. Wenn irgendwo ein Streit entsteht und es knacken die ersten Stuhlfüße, so springen sie auf die Bänke an der Wand ringsum und erwarten den Ausgang des Kampfes. Und das ist vernünftig, denn nachher gibt es immer auszuwaschen, auch zu verbinden oder einen ausgerissenen Ärmel an einer Joppe wieder anzuflicken.

In eine solche Kneipe waren eines schönen Sonntags der Sixt und der Hartl geraten. Letzterer war in aufgeweckteste Stimmung, es machte ihm Spaß, gerade mit jenem Dirndl zu liebeln und zu tanzen, welches Sixt in seiner Weise anschmachtete. Einen Liter warmen, süßen Wein hatte Sixt ihr bestellt, ein mächtiges Stück Kalbsbraten mit Zwetschken und ein Tortenherz, ein und eine halbe Spanne hoch und eine Spanne breit. „Dös war haltern so der Maßstab meiner Liab, Diandl," sagte er schmunzelnd, mit heißen Blicken, denn er hatte soeben sein vierzehntes Viertele Wein ausgetrunken. Das Dirndl anerkannte seine Huldigung vorderhand heimlich durch einen kräftigen Tritt ihrer genagelten Schuhe gegen Sixtens Waden und verschlang den letzten Bissen des Bratens.

In diesem Augenblick sprang der Hartl herbei, faßte das Dirndl um die Hüften und mit kräftigem Sprung und einem hellen Jauchzer waren sie bald mitten im Trubel. Den Sixt verdroß das gewaltig, aber es sollte noch schlimmer kommen. Der Tanz war schon längst vorbei, der Hartl aber mit dem Dirndl, die kamen nicht mehr zurück.

Mit einem grimmigen „Kreuz Sakra" begab sich Sixt auf die Suche. Und richtig, in der Nebenstube fand er die beiden. Hartl hatte seinen Arm auf die Schulter des Mädchens gelegt und schaute ihm gar verliebt in die Augen. Auf dem Tisch standen ein Liter süßen, warmen Weines und zwei Tortenherzen. Zwei Tortenherzen! Das war dem Sixt zu arg. Im ersten Zorn ergriff er einen steinernen Krug und schlug ihn dem Hartl über den Kopf, dann wurde etwas gerauft, wie sich das gehörte, nachher wurden einige Reservefüße in die Stühle eingesteckt, der Boden ausgefegt, die Wunden verbunden und weiter getanzt. Den Sixt hatte man hinausgeworfen. Aber das gehörte ja zur Sache und am nächsten Tage guckte der Hartl in aller Seelenruhe dem Sixt zu, wie er Holz spaltete; denn die Angelegenheit war, nur in etwas anderer Weise, ebenso ritterlich, wie es unter den Herren der besseren, gebildeten Stände vorzukommen pflegt, geordnet.

Also der Sixt hackte Holz und der Hartl, dem der Kopf aus zwei Gründen noch brummte, sah ihm dabei zu. Einem Kopfe taugt es eben nicht, wenn man ihm einen steingutenen Krug auf die Hirnschale schlägt und wenn sein Besitzer dann mit der offenen, schlecht verbundenen Wunde die Nacht durchtanzt und noch Glühwein dazu trinkt.

Mit einemmal stützte der Sixt seine Hacke auf den Stock, lehnte sich mit den Armen drauf und sagte: „So zur Nachtzeit ist das Außischmeißen aus ein' Haus eigentli kei Sach. Ein Trümmel mehr nach links, wenn sie's derraten, lieg i mit mein neuen Gewand in der Kalchgruben."

Schweigend dachten die beiden Freunde über diesen Fall nach. Nach langer Zeit nahm der Hartl sein Pfeifchen aus dem Mund, spuckte aus und sagte: „Bei allem hat's einen Haken. Einen ein' Krug auf 'n Kopf derschlagen, ist allwegs wirksam g'west. Es ist, wie der Advokat neuli g'sagt hat, eine Meinung mit Nachdruck behaupten. So stell i mir's vor. Aber der Teufel kunnts oft gachlings wenden. Schlag du um einen zwerchen Finger tiefer am Sonntag und mei rechts Aug' ist hin! Nachher kann i erst wieder anfangen als a Tengger*) mit der linken Hand arbeiten. 's Schiaßen, Holzhacken, 's Kegeln, auf d' Uhr schauen, alles tengg."

„Ja, ja," sagte Sixt zustimmend, langte einen Holzklotz hervor und schlug seine Hacke mit einem kräftigen „Kruzitürken!" ein.

Eine gute Weile arbeitete der Sixt weiter und der Hartl sah ihm zu. Da stieg drunten auf der Wiese ein Gendarm in voller Rüstung über den Zaun und steckelte, mit dem rechten Fuß immer im Bogen ausholend, des Säbels wegen, welcher ihm dazwischen schlenkerte, gerade auf die zwei Burschen zu. Sixt lehnte sich wieder ausruhend auf seine Hacke, und Hartl, beide Arme auf die Knie gestützt, sah erwartungsvoll auf den Gendarmen. Dieser holte eine

*) Linker.

rote Brieftasche aus seinem Ordonnanzbeutel, stellte sein Gewehr bei Fuß und begann:

„Wie heißt Ihr?"

„I?" sagte Sixt, „i hoaß Sixt."

„Und wie schreibt Ihr Euch?"

„Aber z'wegen warum soll i mi denn schreiben?" meinte der Bursche.

„Ich meine, wie Euer Schreibname ist?"

„Ja so! Ja, mei Vater, der Hintertalhubersepp, denselben haben sie immer Vordertalhuber geschrieben, wie die Abhandlung gewest ist nach ihm."

„Also Sixtus Vordertalhuber," schrieb der Gendarm in sein Buch. „Dann werde ich nicht weit fehlen, wenn ich meine, der andere da ist der Meinhart Brandlacher."

„Schon so," sagte Hartl zustimmend, aber in heller Verwunderung, was das bedeute.

„Ihr seid am Sonntag beim Hasenwirt in Lana gewesen und habt euch an einem argen Exzeß beteiligt," forschte der Gendarm.

„In Lana sein mir g'west, i und der Hartl, aber daß mir uns an dem Ding, i versteh nit, was ös meints, beteiligt hätten, sell ist mir nit erinnerli."

„Verschlimmert eure Sache nicht durch Leugnen," sagte der Gendarm strenge. „Es sind Zeugen genug da! In erster Linie die Maria Hinterhuber, vulgo die schwarze Moidl . . ."

„Kreuz Sakra!" lachte nun der Hartl auf, „ja, dös ist a G'fährliche. Z'erscht hat sie ein Turtenherz und dem Sixt sein leibhaftigs z'sammenpackt, nachher von mir a wieder zwei Turtenherzen und mei leibhaftiges, — sie hat soviel glüahnige Augen. Und nachher hat sie mi im Stich g'lassen — "

Jetzt lachte der Sixt hell auf, daß ihm die Tränen über die Wangen rollten. „Ui Jessas, hast mir ja gar nix g'sagt, daß dir's Diandl a abtrünnig g'worden ist. Teufel, ist dös a Hetz, samt die drei turtenen und die zwei lebendigen Herzer!"

„Ja weißt, wie du mir 'n Krug überg'haut g'habt hast, hab i halt decht a halbe Stund blüatet beim Brunnentrog und derweil ist's Diandl mit 'n Sagschneider Franzl durch. I hab 'n schun fragen lassen, wo er hingeht am Sunntig. Beim Kreuz sei er, hat er g'sagt. Dös gibt a lustige Rafferei. I g'freu mi af'n Sunntig."

„Also gesteht er doch ein," sagte der Gendarm mit einem staatsanwaltlichen Blick, „daß er vom Sixtus Vordertalhuber verletzt wurde?"

Wie geistesabwesend blickte Hartl eine Weile auf den Gendarmen. „Den kenn i ja gar nit – ja so, dös ist ja der Sixt! – Na, verletzt, – daß i nit wüßt!"

„Aber er hat Euch ja einen Steinkrug, dessen zusammengelesene Scherben noch fünfundneunzig Deka wogen – der Griff konnte nicht aufgefunden werden – "

„Sell glab i," lachte der Sixt vergnügt, „'n Griff hab i no in der Hand g'habt, wie i außig'schmissen gleim neben der Kalchgruben g'legen bin."

„Ausgezeichnet!" schmunzelte der Gendarm, eifrig Notizen machend. „Ausgezeichnet! Der Bursche redet sich das Beweisverfahren selbst auf den Hals. – Und nachher? Oder eigentlich, wie fing die Sache an?"

Sixt berichtete lachend: „Die schwarze Moidl ist a Diandl mit an Gschaug, die Pfeif'n könntst dir ankennten, a so glüahnig. Alsdenn denk i mir, da schaugst derzua, ist a kurzweiligs Tanzen. In die Kuchl geh i außi, um eppes zum Essen anzuschaffen,

dös greift allwegs am beſten an bei die Diandlen. Und richti frißt ſie's Kälberne, 'n Zwetſchkenſalat und a Turtenherz, zu fünfzig Kreuzer oans. 'n Hartl ſein aber a ſchon die Zähn' lang worden nach dem Diandl."

„Freili," lachte dieſer kernvergnügt, „g'ſtohlen hab i's ihm, vom Platz wegg'ſtohlen. Und an g'ſtohlene Sach' verſteckt man halt und hoamli hab i g'lacht in der Nebenſtub, Herrgott, hab i g'lacht, der Sixt werd an Grant kriegen, wenn's Diandl nimmer kummt. Derweil hat ſie mir a zwei Herzer ab-g'freſſen!"

„Und iſt nachher mit'n Sagſchneider Franz durch!" lachte nun der Sixt hellauf.

„Und Ihr," ſagte der Gendarm ſtrenge, „Ihr ſeid dem Kameraden nachgeſchlichen und habt ihm den Krug auf den Kopf geſchlagen."

„Ja, was hätt er denn g'ſollt ſonſt nehmen?" ſagte der Hartl ſchier verwundert. „De Literflaſchen iſt voll Wein g'weſt und ſonſt iſt außer'm Krug ja nix auf'm Tiſch g'ſtanden."

„Ich begreife Euch nicht," ſagte nun erſtaunt der Gendarm. „Wie könnt Ihr denn Eurem Gegner noch das Wort reden?"

„I hab 'n ja nachher abg'rauft und außig'ſchmiſſen. Mehr kann er do nit verlangen!"

„Das iſt nicht ſo," meinte der Gendarm. „Der Sixtus iſt Euch in der Abſicht in die Kammer nach-geſchlichen, Rache zu nehmen. Er hat durch den ſelbſt zugeſtandenen Schlag mit einem Steinkrug Euch eine Körperverletzung zugefügt."

„O na," eiferte Hartl dagegen, „o na, im Körper hat er mir nix tan. Er hat mi ja auf'n Kopf g'ſchlagen."

„Das wird denn doch mehr als genug sein," erwiderte darauf der Gendarm. „Ich werde die Anzeige erstattten und dem Sixtus wird das Gericht schon beibringen, was eine Körperverletzung ist."

Jetzt stieg dem Hartl die Galle.

„Kreuz Teufel no amal eini! Was war jetzt dös! De G'schicht bekummt ja, solang die Welt steht, kein' Ausgang! Mit'n Sixt hab i ja abg'rechnet z'wegen dem Krug. Er hat mir mit'n Krug die Ehr' aus'n Kopf g'schlagen und i hab mir sie wieder eing'richtet mit'n Außischmeißen. Jatzt soll er z'wegen meiner a no eing'sperrt werden? Da muß er mi ja wieder anraufen, wenn er auskommt, oder mir wieder an Krug, a Ampel oder sonst was Handfestes überhauen, weil er in der ausgetanen Sach no amal drankummt. Wo bleib denn nachher i, möcht i fragen? Glaubts Ös, i wehr mi nachher nit wieder auf a Neues? Himmel Laudon, bleibts mit Enkerer Bür und Enkern Spieß und dem ausg'rupften Hahnenschweif auf'n Hut in der Stadt und laßt's uns inkeit. Ist dös a Gerechtigkeit? Sakra, laßt's Enk nimmer blicken auf dem Berg da —"

„Ah," machte der Gendarm, „also Drohungen und Amtsbeleidigungen? Na, wartet nur, euch wird man schon Mores lernen, allen beiden. Heute noch erstatte ich die Anzeige und ein Vergnügen soll's mir sein, euch zwei abzuholen."

„Oh, uns alle zwoa?" fragte der Hartl versöhnt, „dös is a andere Red! Nachher hat die Sach ja an Abschluß; 's G'setz muß ja a sein Anteil haben. 's ist schun amal so eing'richtet."

Sinnend schaute der Sixt vor sich nieder, während der Gendarm wieder über den Zaun kletterte unten

an der Wiese und Hartl neuerdings Feuer schlug für die im Eifer der Verhandlungen ausgegangene Pfeife.

Endlich setzte er sich auch auf den Baumstamm neben seinen Kameraden.

„I mein, wenn i decht die Flasch g'nommen hätt statt 'n Krug, nit so tückisch wär's ausgangen."

„Wär mir drum," protestierte Hartl, „die Flasch ist voll süßen Wein g'west. Der Wein wär hin, die Flasch hin und mein Sunntigg'wand. Da ist mir der Krug schun lieber g'west!"

Liebeshändel

Von Karl Zangerle (Meran)

Im Osten kämpft sich ein fahler Schimmer auf. Weit unten im Dorf kräht heiser der erste Hahn.

Allmählich beginnt der Schnee in den steilen Couloirs zu leuchten wie Phosphor und die gigantischen Konturen der Felswände wachsen mit gespenstischer Wucht aus dem weichenden Dunkel heraus ...

Wie ein Druck liegt die Stille über dem Hochkar zwischen den Wänden, denen jetzt ein bleiches, stetig wachsendes Licht plastische Gliederung zu verleihen beginnt.

Und langsam, lautlos kriecht die Nacht zu Tal ...

Plötzlich regt es sich in den Latschen oben am Kar; ein seltsamer, werbender Ruf fliegt auf und flattert gegen die Wände; zag und schüchtern erst, wie bittendes Werben; dann lauter, bestimmter, ein entschlossenes Fordern: ein girrendes Rollen, sich in kurzen Intervallen wiederholend, jedesmal in drei Absätzen, mit einer melodischen Kadenz am Schlusse.

Des Spielhahns Liebeslied! – Und wie alle tierischen Liebeslieder hat es den drohenden, dunklen Unterton, der den Wesen seinesgleichen gilt: Wer es mir wehren will, den töte ich!

Gemach, mein brünstiger Ritter mit dem Purpurhelm, gemach! Bist selber in Gefahr, dich in den Tod zu singen. Meinst du denn, die beiden blanken Röhrlein, die da drüben um die Ecke lugen – meinst du denn, das seien Straubenspritzen? Oha, Lustiger, das sind doppelläufige Gewehre, die spucken Kugeln oder Schrote ... ganz nach Belieben. Und ihre Besitzer, weißt du, der Jürgerbauer und sein Knecht, der Kofler Friedl, die wünschen lebhaft, nicht umsonst heut mitten in der Nacht aufgestanden zu sein, um dir das Lebenslichtl auszupfeifen, Bürschl. Grad jetzt, wo du es dir recht gut gehen lassen willst und ...

Piff! Paff!

Die prallen Felsen fangen den scharfen Knall auf und spielen lustig Fangeball damit, daß es in den Wänden knattert wie Pelotonfeuer. In blauen Ringen legt sich der Rauch um das dunkle Kieferngeäst. Zwei Raben fliegen krächzend und schimpfend übers Joch.

Und der Hahn?

Hei, der balzt weiter! ... So lau ist dem seine Liebe nicht, daß ihn so ein paar Kügelen drausbringen könnten. Und wenn's Kartätschen wären; was nicht trifft, das gilt nicht.

„Mußt nit lachen?" staunt der Jürger. „Der sieht und hört ja gar nix vor ..."

„– – vor lauter Lieb," ergänzt der Friedl.

Dem Jürger macht es kein Vergnügen, den Friedl von der Lieb reden zu hören. Ha, so einer hat leicht

reden von der Lieb, wenn einer der jungen Gfeiser Lora ihr Schatz ist. Und just das selblige wär der Jürger selber gern.

Aber ein bocknarrisches, blindes Ding ist die Lieb, die echte Lieb. Sie fragt nicht, wer der Bauer ist, und wer der Knecht. Sie wiegt und rechnet nicht.

Indes der Friedl wieder ladet, mißt ihn der Bauer finster von der Seite mit jenem lauernden, eigentümlichen Interesse, das der Mann stets für seinen begünstigten Nebenbuhler hat und es schießt ihm heiß und jäh zum Herzen: Der da ... der arme Schlucker da neben ihm ... das ist nun der Gfeiser Lora ihr Schatz. Was ist denn nun so Besonderes an dem Fretter, dem hergeloffenen? Gar nichts, aber den hat sie justament getroffen, die blinde, bocknarrische Lieb. Und an ihm, dem reichen Jürgerbauer und seinem Haus und Hof ist sie vorbeigegangen, lachend und mit verbundenen Augen ... Nun hat er kein Fried und keine Freud mehr auf seinem eigenen Hof. Und wenn er jagern will, haha, dann muß er den Friedl mitnehmen; damit er wenigstens im Kar oben seine Ruh hat. Damit er nicht immer denken muß, daß derweil unten im Tal ..:

Hallo, was ist das?

Mit zornigem Gurren und Pfauchen rauscht es von rückwärts über die Köpfe der beiden hinüber in die Latschen. — Von drüben dieselben wuterstickten Laute als Antwort ... Das ist kein lockendes Werben mehr! Das klingt nach Kampf und Blut: Weg da! Hier liebt der Stärkere, und der bin ich! ... Nein ich! ... So zeig's! ...

Mit gesträubten Federn fahren die beiden Hähne aneinander zu männlichem, ritterlichem Turnei.

„Schaugt's nur grad einmal an," flüstert der Friedl aufgeregt, „er hackt ihn ja schier zu Brocken, der andere."

„Recht hat er!" sagt der Bauer grimmig.

„Da . . . da . . . Herrgott, hat so ein Viech a Kuraschi!"

„Was Kuraschi!" sagt der Bauer und schaut gradeaus. „Die hätt' ein Mensch schon aa, wenn lei . . ."

„Wär nit übel," lacht der Friedl. „Aber ich mein . . . diesmal," und wendet sich breit zum Bauer, „. . . diesmal ging's dem Bauer letz, fürcht' ich . . ."

Mit einem Ruck treffen die Blicke der beiden Jäger aufeinander und in dem Moment denkt keiner von ihnen mehr an den spannenden Hahnenkampf da drüben.

„Wrum sell?"

„Weil . . ." sagt der Friedl deutlich und wiegt sein Gewehr in der Hand, „weil der Bauer lei mehr Schrot g'laden hat . . . und ih . . . ih hätt' halt noch a Kügele drin."

Der Bauer versucht zu lachen; gibt es aber wieder auf.

„Jetzt das sind Dummheiten, Friedl," sagt er endlich heiser, „solche Reden magst lassen."

„Ist ja ein G'spaß, Bauer."

Ja freilich! Natürlich ist's ein G'spaß. Aber das, was dem Friedl zwischen den Brauen sitzt, das ist keiner . . .

Nun, die Hähne drüben arbeiten besser. Der Sieg des Neuen, Dazugeflogenen steht schon völlig außer Zweifel, und der Alte, der sein Recht ersessen zu haben glaubte, flattert und hinkt blutend von dannen. —

Ja, Freundchen, da wo Kraft und Liebe entscheiden, da gibt es kein Recht und kein Ersitzen.

Der Jürger schüttelt den Kopf.

„Den hat er schön zug'richtet. Im Guten ausmachen wär' besser g'wesen."

Der Friedl lächelt über diese Sinnesänderung des Bauern.

„Woll sell? Meints Ös die Hahn?" spöttelt er.

Der Jürger gibt keine Antwort. Dann nach einer Weile hebt er an:

„Wenn ich dich jetzt gehn laß zu Martini? Nachher?"

„Haha." Der Friedl zeigt die weißen Zähne. „Kost mich ein' Lacher. Der Eckarter nimmt mich auf der Stell. Und der Matscher aa . . ."

„Was für ein Matscher?"

„Der mittlere. Gleim neben dem Gfeiser. So Bauer, jetzt wär er recht, der Hahn. Jetzt putzt ihn lei aber."

Der Jürger wirft wütend den Riemen über die Achsel. Frozzelei, höllische. Nach dem Hieb den Hahn treffen! Ein Haus hätt' er gefehlt.

„Ich mag ihn nimmer!" schreit er.

Der Hahn verstummt, macht noch einen tiefen Knicks – „für die Begnadigung," witzelt der Friedl boshaft – und fliegt ab.

Schweigend stapfen die Jäger talwärts. In der Almhütte wird Rast und „Halbmittag" gehalten. – Sagen tut der Bauer nichts und essen nicht viel. Aber dem Friedl legt er tüchtig vor und schiebt ihm allweil die Flasche hin.

Nun, damit kann den Friedl niemand ärgern: der hat die Leber auf der Sonnenseiten und gießt fleißig nach.

„Hätt'ſt einen guten Wirt abgeben," brummt der Bauer.

„Wrum nit?" ſchmatzt der Friedl. „Ein meiniger Vetter hat eh' ein Wirtshaus draußen im Inntal. In Zirl."

„Ah ſo?"

"Ja, ſchon ein älterer Menſch. Und keine Kinder und nix."

„Hm. Zelm machet ih mi zuwi, wenn ih Friedl wär."

„Iſt bald g'ſagt, Bauer ... Zu pachten hat er mir's ſchon längſt angetragen, aber, ſecht's woll ..."

„??"

„... wenn man halt kein Geld hat."

Jetzt kriegt der Jürger auf einmal Appetit und macht ſich über den Speck her. Aber es wird ihm nicht gut tun, fürcht' ich, denn man ſoll nit ſo viel denken beim Kauen. – Und der Bauer denkt und kaut ſich in den halben Vormittag hinein, indes der Friedl mit munterem Pfeifen das Gewehr putzt.

„Wie viel tätſt denn nachher ſo mengari brauchen, Friedl?"

Der Friedl pfeift noch munterer, bis der Bauer die Frage wiederholt.

„Ja, Putzzeug brauch ih alleweil viel," ſagt er dann. „Sell iſt wahr."

„Ach was. Sperr auf die Loſer! Wie viel du in Zirl draußen brauchen tätſt, mein ich."

„Ah ſo, in Zirl? ... Ja, Sicherheit will der Vetter ſchon haben. Sunſt tut er's nit."

„Wie viel, frag ih!"

„Oh ... epper a ſo a fünfhundert Kranlen," gähnt der Friedl und putzt emſig weiter.

Wie er endlich das geputzte Gewehr in die Ecke stellt und sich wieder zum Bauern auf die Bank setzt, da gibt's ihm einen schiechen Riß, denn vor ihm liegen fünf grüngraue Hunderterbanknoten.

„Ja, iatzt ... wo ... wos ist denn jetzt dös?"

„Friedl!" hebt der Bauer an und ruckt näher. „Geh, reden wir einmal deutsch miteinand!"

Und sie reden deutsch, bis es unten im Dorf zwölfe läutet. Schließlich zimmert der Jürger mühsam eine Schrift zurecht, – nur „damit man eppes in die Händ hat," sagt er – und der Friedl unterschreibt mit ruhigem, zufriedenem Lächeln. – Drin steht, daß der Kofler Friedl dem Jürger fünfhundert Kronen schuldig ist, zahlbar in dem Moment, wo er sich je wieder im Dorf oder in der Gegend blicken läßt. Sonst ist der Friedl nix schuldig. Gehn muß er morgen, und zwar nach Zirl als Wirt. Delikaterweise wird der Gfeiser Lora mit keinem Worte Erwähnung getan, wegen der „unrechten Händ", in die die Schrift oft kommen könnt. Nur im Schlußsatz heißt es diskret: „Wegen w'rum wissen wir schon."

„So," sagt der Jürger mit dem Zettel in der Tasche, „ich geh jetzt noch übers Joch. Unten sagst, ich käm übermorgen und die Scharwies sollten sie morgen mahnen. Pfüet di ... und laß dir's gut gehn draußen."

„Ja so ... Pfüet Gott, Bauer. Und ih sag halt recht Vergeltsgott in Himmel ... und –"

Doch der Jürger ist schon weg, bergauf. Erst oben auf der Schneid dreht er sich um und schaut dem rüstig talwärts schreitenden Friedl verächtlich nach: Ha, so leicht gab der eine Gfeiser Lora auf. Rein

verkauft hat er sie. So ein Lapp! Der ist sie ja gar nie wert gewesen ... Und jetzt juhzt er auch noch ... der Lapp, der ...

* * *

Drei Tag später in heller Mittagsstund kommt der Jürger wieder übers Joch und ist guter Dinge. Schon lang nimmer ist ihm die Welt so schön vorgekommen und für alles hat er wieder Aug und Interesse. Sogar was das für ein schwarzer Fleck ist, drüben im weißen Schuttkar, will er wissen.

Nun, das ist nur ein toter Spielhahn. Wohl der Besiegte von vorgestern, dem Aussehn nach.

Schau, schau, hats ihn doch noch graumt ... ja, ja, zum Wasser wird er's nimmer dermacht haben und ...

Der Jürger stößt den Kadaver mit dem Fuß beiseite und lacht leise in sich hinein: Dummes Vieh, du. Raufst dich tot um die Lieb. Jetzt bist vom Dreck der Vetter. Hei, das macht der Jürgerbauer klüger. Der tut die Brieftasch außer und die G'schicht hat ein Loch.

Mit selbstgefälligem Schmunzeln geht er weiter. Bei der Almhütten muß er schon wieder hellauf lachen: So ein Lapp, wie der Friedl ist!

Da schreit einer aus der Hütten: „Was hat epper der Jürger heint g'schossen, daß er gar so lustig ist! Amend gar an Bock?"

Jesses, das ist ja der alte Gfeiser! Sitzt der da gemütlich in der Hütten drinnen und reggelt seine Pfeifen aus. — Der Gfeiser ist kein großes Kirchenlicht, aber ein rarer Lederer. Dreinreden tut der keinem Menschen was, und wenn nur sein Rauchzeug in Schuß ist, mehr verlangt er nit.

„Grüaß di, Gfeiser!“ jagt der Jürger. „Ja, daß du heint da heroben biſt?“

„Ih? Ih will zur Stockalm umi ... vielleicht gang mir die Senzl ui als Dirn.“

„Ja brauchſt du a Dirn? Haſt die Mena nimmer?“

„Ei ja, Jürger ... die Mena woll, die Mena ... geh, gib mir a Fuierhölzl ... aber die Lora, mei Tochter ...“

„Was iſt mit der Lora?“

„Wenn der ſakra Rolltabak zu feucht iſt,“ ſagt der Gfeiſer, „nachher derkenteſt es völlig nit un ... Die Lora, mei Tochter, die ſell iſt mir durch. – Geſter iſt ſie aweck ... Ih hatt ſie nimmer derhebt. Nit mit zehn paar Ochſen.“

„W ... wo iſt ſie denn hin?“ fragt der Jürger und ſein Atem geht ſchwer.

„Über a Holzpfeifen ſteht halt nix auf,“ pafft der Gfeiſer und drückt behutſam den Deckel zu ... „Wo die Lora hin iſt, meinſt? Af Zirl außi iſt ſie. Kellnerin machen ... Sigſch, jatz brinnt der Teifl woll!“

Biographische Notizen

Julian Baumgartner, geboren am 10. August 1886 in Oberlienz, Priester des deutschen Ritterordens in Sarnthein, schrieb den Roman Die Glocken von St. Benedikt, Novellen, Skizzen und Gedichte.

Marie von Buol, geboren am 21. August 1861 in Innsbruck, wohnt in Kaltern, verfaßte Volkserzählungen (Das Marterle, Der Mutter Geheimnis, Die Stiefkinder, Christophorus, Die Gamswirtin, Das gute Wort, Gillis Hobelspäne, Komödien und Tragödien, Aus Etschland und Inntal, Der Bader von St. Margarethen, Das Weib des Verschollenen, Bunte Geschichten, Erzählungen und Sagen aus Tirol, Der Zweifler usw.); Lyrische Gedichte (Lieder vom hl. Lande, Heckenlieder); Dramen (Notburga, Des Mahrwirts Weib, Hoch hinauf!, Das vierte Gebot, Die Wetterhexe, Das Blumenkörbchen, Lazarus und der Prasser usw.) — Vergl. Selbstschilderung in M. Köchlings „Dichters Werden" und in „Volks-Lesehalle", Sept. 1920 Wien.

Paul Busson, geboren am 9. Juli 1873 in Innsbruck, Redakteur des „Neuen Wiener Tagblattes". Gedichte; Azrael; A. F. E. (Romane); Aschermittwoch; Besiegte; Arme Gespenster; Nelsons Blut; Wiener Stimmungen; Seltsame Geschichten (Novellen); Ruhmlose Helden (vier dramatische Balladen).

Karl Deutsch, geboren am 23. Februar 1859 in Imst, lebt dort als Mag. pharm. und Altbürgermeister. Begann seine schriftstellerische Tätigkeit mit der satirischen Artikelserie „D' Rofer Katl" im „Oberinntaler Wochenblatt", dessen Redaktion er mit Oberlehrer Walch über-

nommen hatte. A Sträußla vom Barg (Oberinntaler Mundartdichtungen); Wo der Jochwind pfeift; Am Lugenbankl (Geschichten); Der Jäger vom Steinsee (Erz. aus den Freiheitskämpfen); Die Gottlosen (Roman).

Karl Domanig, geboren am 3. April 1851 in Sterzing, gestorben als Regierungsrat und Direktor am Wiener Kunsthistorischen Hofmuseum am 9. Dezember 1913 zu Eppan. Werke: Der Abt von Fiecht; Um Pulver und Blei (Verserzählungen); Kleine Erzählungen; Die Fremden (Kulturroman); Der Gutsverkauf; Der Idealist; Die liebe Not (Schauspiele); Der Tyroler Freiheitskampf (Trilogie); König Laurin (Sagenspiel); Das Wanderbüchlein (Gedichte); Hausgärtlein (Volksbuch); Gesammelte Werke in 5 Bänden mit Ergänzungsband: Dörrer, Domanigs Leben und Werke.

Irmgard Domanig, geboren am 14. Dezember 1888. Untervorsteherin in der Staatserziehungsanstalt Wien.

Maria Domanig, geb. am 26. Dezember 1884, Schriftleiterin des „Sonnenland", Herausgeberin der Sonnenlandbücherei, der Anthologie katholischer Erzähler und katholischer Dichter und der Erzählungswerke: Große Liebe, Tabernakelwacht.

Josef Erler, geboren am 9. August 1857 in Triest als Sohn eines Tirolers, lebt als Hofrat i. R. in Innsbruck. Seit 1875 in Feuilleton und Dichtung tätig. U. a.: Aus dem Schwarzbuche eines Polizeibeamten (Universal-Bibliothek Nr. 3782/83 und 5169/70).

Leopold Gheri, geb. am 1. Juli 1866 in Innsbruck, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums an der Fachschule für bildende Künste in Weimar, an der Kunstakademie in Karlsruhe und an der Accademia di belle arti in Venedig. Betrieb Sprachstudien, nahm an wissenschaftlichen Forschungsreisen teil (darunter Tiefsee-Expeditionen ins Rote Meer und in den Indischen Ozean, Durchquerung der Sahara, längere Zeit in Brasilien) und lebt als Schriftsteller (exot. Roman u. Reiseerzählung)

in Hall. Werke: An der Schwelle des Jenseits; Satana; Die rächende Nemesis; Ephrata; An Arabiens Gestaden; Wilde Welt; Die Gerechtigkeit der Menschen; Marlediten; In der Trinakria; In den Schluchten des Chegan-alin; Unter Dämonen; Heimat und Fremde; Unter der blau-weiß-roten Trikolore (Fremdenlegion); Im französischen Sklavenjoch.

Hugo Greinz, geboren am 3. Juni 1873 in Innsbruck, Redakteur der „Österreichischen Volkszeitung" in Wien. Novellenbücher: Küsse, Die Unvermählten; Übersetzungen aus den skandinavischen Sprachen. Mit Heinrich v. Schullern: Almanach „Jung-Tirol".

Rudolf Greinz, geboren am 16. August 1866 in Pradl, studierte in Graz und Innsbruck Germanistik, klassische Philologie und Kunstgeschichte, lebt als Schriftsteller in München. Literarhistorische Schriften, zahlreiche Tiroler Romane, Novellen, Tiroler Schauspiele, Lyrik. U. a.: Die Steingruberischen. Der Kooperator (Novelle, Univ.-Bibl. Nr. 3186); Lustige Tiroler Geschichten (Univ.-Bibl. Nr. 5100); Das Stadtjubiläum (Schwank, Univ.-Bibl. Nr. 4914). Almanach: Liederfrühling aus Tirol; H. v. Gilm-Ausgabe (Univ.-Bibl. Nr. 3391 – 94).

Robert Hammer, geboren am 22. November 1894 in Obbrovazzo in Dalmatien, aus tirolischer Familie, Franziskaner in Bozen, tätig in Lyrik, Novelle und mitbeteiligt an der ersten deutschen Ausgabe des Speculum perfectionis Francisci Assisiensis (auctore Paulo Sabatier), illustriert von E. Raffeiner.

Hans (Hepperger) von Hoffensthal, geb. am 16. August 1877 in Mariä Himmelfahrt (Oberbozen), gestorben als Arzt in Bozen am 7. Dezember 1914. Romane und Novellen: Maria Himmelfahrt; Helene Laasen; Das Buch vom Jäger Mart; Lori Graff; Hildegard Ruhs Haus; Das dritte Licht; Marion Flora; Moj; Das Herz im Walde (mit Geleitwort von A. v. Trentini). – Biographie von Paul Rossi (Welser Gymnasialprogramm).

Richard Huldschiner, geb. am 11. Juli 1872 in Gleiwitz, aufgewachsen in Bozen. Seit 1896 Arzt in Gries-Bozen. Das erste Buch erschien 1901, weiterhin Romane, Erzählungen, Novellen: Starkenberg; Nachtmahr; Das adlige Schützenfest; Einsamkeit; Fegefeuer; Die stille Stadt; Arme Schlucker; Narren der Liebe; Der Tod der Götter.

Pacifikus Kaßlatterer (Oskar Friedrich Luchner), geb. am 21. März 1880 in Innsbruck, Rechtsanwalt in Bozen. Schilderungen, Lustspiele, Novellen.

Petrus Klotz, geboren am 9. April 1878 in Kaltern, Mitglied des Benediktiner-Stiftes St. Peter in Salzburg, 1912–16 Reise um die Welt. Derzeit in Nordamerika. Schilderungen: Was ich unter Palmen fand; Mit Stab und Stift.

Franz Josef Kofler, geboren am 25. März 1894 in Sillian, Weltpriester und Lehramtskandidat in Innsbruck. Romane („Berge"), Novellen, Dramen.

Josef Ernst Langhans, geboren am 26. Februar 1880 in Wels, seit 1903 in Tirol als Redakteur und Schriftsteller. Novellen und Feuilletons.

Hans Margreiter, geboren am 28. August 1873 in Fügen, Universitäts-Oberbibliothekar in Innsbruck. Aufsätze und Abhandlungen über tirolische Alpenwelt, Literatur und Kunst.

Hans Matscher, geboren am 3. März 1878 in Schwaz, Arzt in Meran. Humoristische Geschichten aus Südtirol.

Oswald Menghin, geboren am 19. April 1888 in Meran als Sohn eines Tiroler Volksschriftstellers, Professor für prähistorische Archäologie an der Universität Wien. Märchen und Erzählungen: Regenbogen, Riesen- und Reckenbuch; Südtiroler Roman, Balladen, Lyrik.

Klara Pölt-Nordheim, geboren am 1. Mai 1862 in Sarnthein, lebt in Innsbruck. Volksschriftstellerin: Lodenrock und Wifflingkittel; Bergler und Dorfleut; Tiroler Nagelen.

Hilda Povinelli, geboren am 9. Juli 1889 als Tochter eines Tiroler Schriftstellers, lebt in Wien. Novellen und Skizzen.

Paul Rainer, geboren am 10. August 1885 in Innichen, seit 1916 Direktor des städtischen Mädchenrealgymnasiums in Reichenberg. Dramatische Dichtungen: Die neue Zeit; Der Totenwirt; Heimatgedichte „Tirol"; Legenden aus dem Pustertal; Unterm Heunold (Erzählungen); Meinem Probekandidaten, ein Buch von froher Schulmeisterat.

Sebastian Rieger (Reimmichl), geboren am 28. Mai 1867 in St. Veit (Defreggen), Kaplan in Hl. Kreuz bei Hall, Geschichtenschreiber des „Tiroler Volksboten" und des „Tiroler Volkskalenders": Aus den Tiroler Bergen; Im Tirol drinn; Bergschwalben; Der Frauenbichler; Mein Herz ist im Hochland; Die schwarze Frau; Weihnacht in Tirol; Auf unseren ewigen Bergen; Die Glocken vom Hochwald; Das Heimwehe. Joh. Panzl, Landesschützenhauptmann von Windisch-Matrei.

Otto Rudl, geboren 1870 in Brünn, seit frühester Jugend in Tirol, seit 1909 Stadtarzt in Bozen. Geschichten in Meraner Mundart: Die Abenteuer des Hiesl; Holla, der Hiesl kommt; Der Hiesl auf Reisen; Der Hiesl im Krieg.

Karl Schönherr, geboren am 24. Februar 1869 in Axams, aufgewachsen in Schlanders, Dr. med., lebt in Wien und bei Telfs. Bühnenwerke, Novellen, Gedichte: Inntaler Schnalzer (Mundartgedichte); Tiroler Marterln (Sprüche); Bildschnitzer, Sonnwendtag, Karnerleut, Familie, Erde, Königreich, Glaube und Heimat, Die Trenkwalder, Der Weibsteufel, Frau Suitner, Volk in Not, Narrenspiel des Lebens, Kindertragödie, Kampf (Dramen); Allerhand Kreuzköpf, Caritas, Tiroler Bauernschwänke, Aus meinem Merkbuch, Schuldbuch (Erz.).

Hans Schrott-Fiechtl, geboren am 15. Juli 1867 auf der Brach bei Kundl, lebt in Berlin als Romanschriftsteller. Neben zahlreichen Novellenbüchern die Romane: Ich

zwing's! Der Bauernprofessor; Die Herzensflickerin; Der Herrgottslupfer; Der Spatz am Joch; Das Federl am Hut; Der Bauer auf der Stang; Sonnseitige Menschen; Wettertannen; Magd der Enkelin; Bauernsegen; Die Mooseggerin; Al fresco; Der heimliche Dorfbrunn', Erler Passionsspielroman von 1912 usw. Selbstschilderung in Köchlings „Dichters Werdejahre".

Henriette Schrott-Pelzel, geboren am 4. Juli 1877 in Innsbruck, vermählt mit Franz Ritter von Pelzel, lebt in Meran. Arbeitsfeld: Tiroler Volksstudien und Sozialethik. Romane und Erzählungen: Die von Edelspach; Jakob Brunner; Doktor Urthaler; Vom Hochquell bis ins Tieftal; Peter Andersag.

Heinrich von Schullern, geboren am 7. April 1865 in Innsbruck als Sohn eines Tiroler Dichters, lebt dort als Oberstabsarzt i. R. Roman, Drama und Lyrik: Im Vormärz der Liebe; Ärzte; Katholiken; Jung-Österreich; Vom Blühen und Verderben; Ein Liebeskampf. — Neues Skizzenbuch; Berggenossen u. and. Erzählungen (Univ.-Bibl. Nr. 5650); Vom Garten des Glaubens; Possen des Schicksals. — Genußmenschen (3 Einakter). — Gedichte.

Richard Strohschneider, geboren am 2. September 1873 in Außig, lebt seit 1899 als Stadtbeamter in Innsbruck. Landschaftslyriker und Erzähler: Das Tal der Gnade (Tiroler Roman), Erwachende (Novellen).

Paul Tschurtschenthaler, geboren am 2. Juli 1874 in Bruneck, Bezirksrichter in Sarnthein. Gedichte: Saitengold und Lieder; Wanderungen; Erzählungen.

Maria Paula Waldhart (P. Hall), geb. am 28. Dezember 1884 in Telfs, dort sozial und schriftstellerisch tätig. Frauenbiographie; Lyrik; Jugendliteratur.

Josef Weingartner, geboren am 10. Februar 1885 in Dölsach, seit 1912 Beamter des österr. Staatsdenkmalamtes, seit 1915 außerdem Theologieprofessor in Brixen, jetzt in Wien. Kunstgeschichte und Erzählung. Über die Brücke (Roman).

Karl Wolf, geboren am 13. April 1848 in Meran, dort gestorben als Schriftsteller und Gründer der Meraner Volksschauspiele am 6. Februar 1912. Erzählungen: Der Burggräfler; Geschichten aus Tirol (vier Bände); Tiroler Treue; Sixtl und Hartl; Zwei Marterln und andere Tiroler Geschichten (Univ.-Bibl. Nr. 4111). Volksstücke: Andreas Hofer; Tiroler Helden; Friedrich mit der leeren Tasche.

Karl Zangerle, geboren am 20. Mai 1877 in Meran, dort Magistratsbeamter. Meraner Geschichten (Univ.-Bibl. Nr. 5391) und Jörg der Reimer, Skizzen und Novellen aus Südtirol.

Inhalt

	Seite
Vorwort	5
Baumgartner, Julian, Die Kreuzinsel	7
Buol, M., Die sterbende Glocke	15
Busson, Paul, Der Hahn	22
Deutsch, Karl, Schloß und Dorf	25
Domanig, Karl, Erhörung	29
—, Irmgard, Pocci in unserer Kinderstube	35
—, Maria, Meine Mutter	39
Erler, Josef, Eine Schreckensnacht	47
Gheri, Leopold, Daud und Kheirá	51
Greinz, Hugo, Die Schwester	56
—, Rudolf, Die viereckete Seel'	69
Hammer, Robert, Wie die Wolken ziehen!	76
Hoffensthal, Hans von, Auf stiller Höhe	84
—, Das Wettermannl	108
Huldschiner, Richard, Die drei Höfe	112
Kaßlatterer, Pacifikus, Die Unfallversicherung	127
Klotz, Petrus, Über Perlen und Korallen	137
Kofler, Franz Josef, Der Tod des Bergnarren	145
Langhans, Josef Ernst, Die Botschaft	155
Margreiter, Hans, Judas Ischariot	163
Matscher, Hans, Thomasnacht	168
Menghin, Oswald, Frau Saelde	185
Pölt-Nordheim, Klara, Die Narreten	195
Povinelli, Hilda, Das Koppstoanweibele	202
Rainer, Paul, Daheim	211
Reimmichl, Der Klingelbeutel	223
Ruol, Otto, D'r niesl geaht mit sein Firmling in d'r Stodt	230
Schönherr, Karl, Wie sich ein Leutascher Bübl einen Kaiser vorstellt	232
Schrott-Fiechtl, Hans, Das billige Ständchen	236
Schrott-Pelzel, Henriette, Johannes Wegleiter	248
Schullern, Heinrich von, Der erste Stein	258
Strohschneider, Richard, Der Teufelsgriff	268
Tschurtschentaler, Paul, Freund Hausmann	272
Waldhart, Maria P., In größter Not	279
Weingartner, Josef, Die Komtesse	282
Wolf, Karl, Bäuerliche Ehre	294
Zangerle, Karl, Liebeshändel	302

Biographische Notizen 311

Auf holzfreies Papier gedruckt.

Tiroler Schriften

von Dr. Anton Dörrer:

Karl Domanig u. die tirolische Literatur seit 1800. Kempten u. München, J. Kösel, 1914. 280 S. 3. Aufl.

Andreas Hofer auf der Bühne, ein Beitrag zur Literaturgesch. d. deutschen Befreiungskriege. Innsbruck, Verlagsanst. Tyrolia, 1911. 100 S. 2. Aufl.

Das Erler Passionsbuch. Erl bei Kufstein in Tirol. Passionsspielverlag, 1912. 170 S. 4. Auflage. Nächste Auflage u. Aufführung voraussichtl. 1922

Einführung in das Erler Passionsspiel. München-Eggenfelden, Graphische Werke, 1912

Vom Isonzo bis in die Seisera, Kriegsskizzen. Saarlouis, Hausen, 1916, 240 S.

Im Kampf mit Italien. München-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1918

Deutsch-Österreichs Studentenschaft nach dem Kriege. (Ebenda)

Mit Ausnahme obiger Domanig-Biographie sind derzeit alle angeführten Schriften vergriffen. Andreas Hofer auf der Bühne wird neu bearbeitet. Unter Dörrers Redaktion erschienen 1919 die Tiroler Sondernummern der Zeitschriften „Die Woche" (Berlin), „Donauland" (Wien), „Tirol" (Innsbruck) usw. sowie:

Südtirol, Land und Leute vom Brenner bis Salurn. Eingel. u. herausgeg. unter Mitwirkung hervorragender tirolischer Gelehrten, Politiker u. Schriftsteller von Dr. Karl v. Grabmayr, im Auftrag des Tiroler Nationalrates redigiert (mit den Beiträgen „Neuere deutsche Dichtung aus Südtirol" und „Literatur im Kampf um die tirolische Landeseinheit"). Berlin, Ullstein, 1919. 255 S.

Südtirol, deutsche Dichterworte. In Vorbereitung

Dorfgeschichten aus den Alpen

in Reclams Universal-Bibliothek

Hans Fraungruber, Aufseer G'schichten. Erzählungen und Schwänke. Nr. 4850, 4887, 5386

R. Greinz, Die Steingruberischen. — Der Kooperator. Zwei Tiroler Bauerngeschichten. Nr. 3186

— Lustige Tiroler Geschichten. Nr. 5100

„Selten ist Humor so durchaus charakteristisch und malend für Land und Leute wie bei Greinz."
(Wiener Zeitung.)

H. Hopfen, Der Böswirt. Eine bayrische Dorfgeschichte. Nr. 4400

Rud. Kleinecke, Bergbauern und Stadtleut'. Geschichten aus den Alpen. Nr. 4196

Fritz Müller, Der Querschnitt. Werdenfelser Geschichten. Nr. 6040

Peter Rosegger, Geschichten und Gestalten aus den Alpen. Nr. 4000

Alles was Rosegger geschaffen hat, wirkt wohltuend und sympathisch. Die liebenswürdige Menschlichkeit, die Wärme und heitere Beschaulichkeit seiner Erzählweise gewinnt ihm alle Herzen und hat ihm die Bedeutung eines der volkstümlichsten Dichter unserer Zeit errungen.

M. Schmidt, 's Almstummerl. Erzählung aus dem bayrischen Hochland. Nr. 1851

Karl Wolf, Zwei Marterln und andere Tiroler Geschichten. Nr. 4111

Eine Auswahl vorzüglicher charakteristischer Erzählungen aus dem Tiroler Land. Interessante Motive, Schärfe der Beobachtung, lebensvolle, farbige Darstellung, und nicht zuletzt Humor zeichnen die Erzählungen dieses echten Volksschriftstellers aus.

Näheres über Einbände und Preise enthält der neueste Katalog von Reclams Universal-Bibliothek

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2607
047T5

Dörrer, Anton (ed.)
Tiroler Novellen
der Gegenwart

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 06 02 001 4